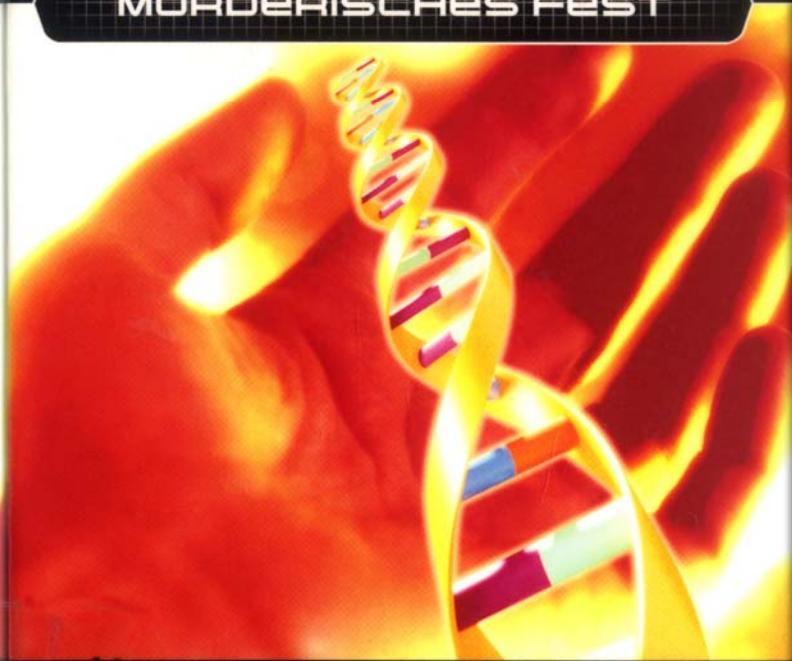


VHS  
ECONOMY

# CSI: Miami

TM

MÖRDERISCHES FEST



DONN CORTEZ

**Donn Cortez**

**CSI:  
Miami**

**Mörderisches Fest**

Das Buch »CSI: Miami – Mörderisches Fest« entstand auf Basis der gleichnamigen CBS-Fernsehserie von Jerry Bruckheimer, Ann Donahue, Carol Mendelsohn, Anthony E. Zuiker, Jonathan Littman, ausgestrahlt bei RTL.

Aus dem Amerikanischen von  
Frauke Meier

**VGS**

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Erstveröffentlichung bei Pocket Books, a division of Simon & Schuster, Inc. New York 2006.  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »CSI: Miami – Harm for the Holidays –

Misgivings«

© 2007 by CBS Broadcasting Inc. and Alliance Atlantis Productions, Inc.

CSI: MIAMI in USA is a trademark of CBS Broadcasting Inc. and outside USA is a trademark  
of Alliance Atlantis Communications Inc. All Rights Reserved.

CBS and the CBS Eye design TM CBS Broadcasting Inc. ALLIANCE ATLANTIS with the  
stylized »A« design TM Alliance Atlantis Communications Inc.

Das Buch »CSI: Miami – Mörderisches Fest« entstand auf Basis der gleichnamigen CBS-  
Fernsehserie, ausgestrahlt bei RTL.

Based on the hit CBS television series »CSI: Miami« produced by CBS Productions, a business  
unit of CBS Broadcasting Inc. and Alliance Atlantis Productions Inc.

Executive Producers:

Jerry Bruckheimer, Ann Donahue, Carol Mendelsohn Anthony E. Zuiker, Jonathan Littman.

Series created by Anthony E. Zuiker, Ann Donahue and Carol Mendelsohn.

»Alliance Atlantis« and the stylised »A« design are trademarks of Alliance Atlantis  
Communications Inc. Used under license. All rights reserved. CSI is a trademark of CBS  
Worldwide Inc. and Alliance Atlantis Productions, Inc.



Deutschsprachige Ausgabe: © 2007 vgs  
verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH,

Gertrudenstraße 30-36, 50667 Köln

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage Redaktion: Valerie Kurth

Lektorat: Ilke Vehling

Produktion: Susanne Beeh

Umschlaggestaltung: Danyel Grenzer, Köln

Titelfoto: Getty Images

Satz: Achim Münster, Köln

Druck: Clausen & Bosse, Leck

978-3-8025-3627-4

[www.vgs.de](http://www.vgs.de)

Es ist Vorweihnachtszeit in Miami und die Tatort-spezialisten um Horatio Caine haben gleich 3 komplizierte Fälle am Hals: In den Everglades wird die verstümmelte Leiche eines Mannes entdeckt, der offensichtlich von einer Rohrbombe zerfetzt wurde. Gleichzeitig macht eine Horde betrunkener Weihnachtsmänner die Stadt unsicher; der vermeintlich natürliche Tod eines Santa Claus' erweist sich als raffiniert eingefädelter Mord. Das größte Kopfzerbrechen bereitet Caine aber der Fall eines undurchsichtigen arabischen Zauberkünstlers, der zunächst in einen Supermarktoberfall verwickelt ist und wenig später entführt wird ...

Meiner Agentin, Lucienne Diver,  
für ihre schwere Arbeit,  
ihr Engagement und ihr Vertrauen.

# 1

Weihnachten war in Miami eigentlich überflüssig, dachte Horatio.

Er blickte aus dem Fenster des Wagens, während er den Rickenbacker Causeway hinunterfuhr. Über die Leitplanke hinweg sah er draußen in der Biscayne Bay die Masten der Segelboote, die mit weihnachtlichen Lichterketten geschmückt waren. Auf mehr als einem Kreuzfahrtschiff gab es auf Deck einen großen aufblasbaren Weihnachtsbaum. Er musste zugeben, dass man Dinge dieser Art nur ein Mal im Jahr zu Gesicht bekam. Doch im Grunde feierte die Stadt das ganze Jahr über Weihnachten. Miami Beach war so etwas wie die Nikolauswerkstatt für Erwachsene, allerdings mit dem Unterschied, dass es hier kein Spielzeug gab, sondern Sex, Musik und Alkohol. Die Palmen ersetzten die Tannenbäume und die Neonbeleuchtung die funkelnden Weihnachtslichter. Die Menschenmassen fand man nicht drinnen in den Einkaufspassagen, sondern draußen vor den Klubs. Dennoch hatte jeder eine Wunschliste im Kopf und eine Vorstellung davon, wo man das bekam, was man wollte. Die Türsteher entschieden, wer artig oder unartig war, und niemand beschwerte sich, wenn das Geschenk nicht weihnachtlich verpackt war, sondern in einem Cocktaillglas oder einem Stringtanga. Es gab sogar Schnee in Miami ... der wurde allerdings meistens kilowise und in Plastikfolie portioniert in der Kabine eines Rennboots herangeschafft.

Und natürlich, dachte Horatio, gab es auch den einen oder anderen Grinch, den berüchtigten Weihnachtsdieb.

Der Tatort, zu dem Horatio fuhr, war ein Mini-Markt in Liberty City, nicht unbedingt eine der besseren Gegenden Miamis. Er parkte vor der Tür, gleich neben den zwei Streifenwagen, und stieg aus. Als er sich unter dem gelben Absperrband, das die Vordertür sicherte, hindurchzwängte, hatte er bereits seine Handschuhe übergestreift. Horatio hatte in seinem Berufsleben schon mehr Latex berührt als ein Dienstleister aus der Sexbranche.

Calleigh Duquesne war bereits vor Ort und kniete neben einer Blutlache auf dem Boden. Horatio sah sich rasch um, registrierte die Überwachungskamera, die geschlossene Kasse und ein umgestürztes Regal. Überall im Gang waren Päckchen mit Kartoffelchips verstreut.

»Hey, Horatio«, grüßte Calleigh. Sie machte gerade mit ihrer Kamera Aufnahmen von dem Tatort. »Was führt dich in dieser beschwingten Ferienacht hierher?«

»Ein versuchter Raubüberfall, wie es aussieht. Soweit ich weiß, ist das Opfer noch am Leben?«

»Und sein Angreifer auch – das Problem ist, dass wir nicht wissen, wer von den beiden Opfer oder Täter ist. Ein Kunde hat zwei Männer gefunden, beide bewusstlos, beide auf dem Boden ausgestreckt. Es sieht aus, als hätte einer dem anderen das hier auf den Kopf geschlagen.« Sie hielt eine große Bierflasche aus Glas hoch, an deren unterem Rand Blut und Haare klebten. »Beide Männer sind in den Dreißigern, beide orientalischer Herkunft. Einer hatte einen Ausweis, der andere nicht. Sie wurden mit einem Krankenwagen ins *Dade Memorial* gebracht.«

»Und wieso waren sie beide bewusstlos?« erkundigte sich Horatio.

»Sieh es dir an.« Calleigh deutete auf verschmierte Blutspuren. »Glaub es oder nicht, es sieht so aus, als wäre die eine Person im Blut der anderen ausgerutscht und mit dem Schädel auf den Boden geknallt.«

»Also haben wir es entweder mit einem ungeschickten Verbrecher zu tun oder mit einem vom Pech verfolgten Verkäufer«, sagte Horatio. »Aber wenn die Überwachungskamera gelaufen ist, dann sollten wir bald erfahren, wer welche Rolle in diesem Fall gespielt hat.«

Gefolgt von Calleigh ging Horatio direkt hinter den vorderen Verkaufstresen. Dort befand sich, für Kunden unsichtbar, ein kleiner Videomonitor. Das Bild zeigte abwechselnd den Bereich vor der Kasse und die Hintertür.

»Ich habe Blutspritzer auf dem Tresen gefunden«, berichtete Calleigh, während sie wieder zu ihrer Kamera griff. »Sieht aus, als hätte der Kampf hier stattgefunden.«

»Okay, da haben wir es ja«, murmelte Horatio, als er den Videorekorder entdeckte. Er spulte das Band zurück und ließ es dann vorwärts laufen.

Auf dem Monitor sah man den Hinterkopf des Verkäufers. Dann trat ein großer, dunkelhäutiger Mann in einem langen schwarzen Mantel in das Bild, der eine Zeitschrift in der einen Hand hielt und eindrucksvoll gestikulierte. Der untere Teil seines Gesichts wurde von einem Schal verdeckt.

»Zu schade, dass es keinen Ton gibt«, sagte Calleigh. »Ich frage mich, worüber er sich so aufregt.«

»Es scheint so, als habe es irgendetwas mit der Zeitschrift zu tun«, überlegte Horatio.

Wie zur Bestätigung sahen sie, wie der Angreifer jetzt die Zeitschrift wegwarf und dem Verkäufer die Faust ins Gesicht schlug. Blut quoll aus der Nase des Angestellten hervor. Dann packte der Angreifer den Verkäufer am Hals und zerrte ihn mit einer Hand über den Tresen.

»Ganz schön kräftig.« Calleigh machte ein erstauntes Gesicht.

»Und brutal ...«, sagte Horatio. Der Kampf fand außerhalb des Kamerawinkels statt, aber sie konnten das Regal mit den Kartoffelchips umfallen sehen. Danach rührte sich nichts mehr.

»Also stammt die Blutpfütze von dem Schlag auf die Nase«, überlegte Calleigh.

»Und vermutlich hat sich unser armer belagerter Verkäufer gleich danach die Flasche gegriffen und einen Treffer gelandet.« Horatio stoppte die Aufzeichnung.

»Er hatte wirklich Glück«, sagte Calleigh. »Hast du gesehen, wie sich dieser Typ bewegt hat? Den Verkäufer einfach so über den Tresen zu ziehen, einhändig – Kampfsport, militärische Ausbildung oder Drogen?«

»Wir werden warten müssen, bis einer von ihnen aufwacht und wir die ganze Geschichte hören«, antwortete Horatio. »Aber wenigstens wissen wir nun, wer Täter und Opfer ist.«

»Ja.« Calleigh schaute sich um, ging in eine Ecke des Ladens und fand dort die Zeitschrift, die auf dem Videoband zu sehen war. Sie bückte sich und hob sie vom Boden auf. Dann schlug Calleigh die Seite auf, die den Angreifer so wütend gemacht hatte, und musterte sie kritisch. »Ich weiß, was ihn so aufgebracht hat. Die Stiefel der Frau passen wirklich nicht zu ihrem Hut.«

Horatio kam näher und warf ebenfalls einen Blick auf das Bild. »Aber sie passen zu dem Rest.«

»Horatio, sie trägt sonst nichts. Abgesehen von ihrem Lächeln jedenfalls.«

»Der krasse Gegensatz zu dem Zorn unseres Angreifers«, erwiderte Horatio. »Wenn Blicke töten könnten, würden wir einen Mord untersuchen.«

Sie hörte sie, noch bevor sie sie sah.

Luisita arbeitete im *Excolo Hotel*, einem Vier-Sterne-Hotel in Miami Beach mit einer Art-déco-Fassade, die sie gleichzeitig an Flash Gordon und an Fred Feuerstein erinnerte. Es hatte, so nahm sie an, etwas mit dem terracottafarbenen, stromlinienförmigen Design zu tun. Luisita studierte Architektur, und sie

verdiente sich ihre Studiengebühren, indem sie an den Wochenenden hinter dem Empfangstresen des *Excolo* Dienst tat. Sie war es gewohnt, sich mit Touristen, betrunkenen College-studenten und exzentrischen Einheimischen herumzuschlagen, aber so etwas hatte sie noch nie zuvor erlebt.

»Ho, ho, ho! Ho, ho, ho! Ho, ho, ho!«

Das Geräusch kam von der Straße. Es kam näher, und es wurde lauter – viel lauter.

Luisita sah sich zu dem anderen Angestellten am Empfang um, einem schlaksigen Burschen in den Zwanzigern, der stets leicht überrascht wirkte. »Stuart? Was ist das?«

»Äh«, machte Stuart. »Was? Das da?« Er zeigte auf die Vordertür.

Und dort, umrahmt vom Türbogen, stand Santa Claus, der Weihnachtsmann.

Mehr oder weniger.

Er trug den traditionellen roten Mantel und hatte einen gewaltigen weißen Bart – und in der Hand ein Megafon. In der anderen hielt er etwas, das nach einer Flasche Glasreiniger aussah. Er blinzelte den Hotelmitarbeitern vergnügt zu, hob das Megafon und brüllte hinein. »Alle Santas in die Lobby.«

Plötzlich strömte eine scharlachrote Flut zur Tür herein. Santas in allen Größen und Formen kamen herbeigeeilt: große und kleine, fette und hagere, männliche und weibliche.

Und dann waren da noch die Mutanten: Weihnachtsmänner in Netzstrümpfen und Stöckelschuhen, in paillettenbesetzten Kostümen, mit Clownsgesichtern, Gorillamasken oder Groucho-Marx-Brillen. Jeder Weihnachtsmann kam mit einer Begleitung, entweder mit jemandem in einem Pelzbikini oder einem in Leder gekleideten Elf. Außer den Elfen gab es noch Rentiere und mindestens einen Osterhasen. Jeder von ihnen strapazierte die Leistungsgrenze seiner Lungen mit dem üblichen Singsang. »Ho, ho, ho!«, schallte es von überall her.

Luisita sah sich zu Stuart um. Der schien unter Schock zu stehen. Seine Miene war eingefroren wie das Bild auf dem Monitor eines abgestürzten Computers.

Der Wachmann, der sich gerade mit dem Chefportier unterhalten hatte, wurde von all dem so überrascht, dass er nicht schnell genug reagieren konnte. Ehe er sich versah, zwängten sich bereits ein Dutzend Weihnachtsmänner in den Empfangsraum hinein.

Und es wurden immer mehr.

Sie füllten die Lobby, lachend und ›Ho-Ho-Ho‹-singend, und schwenkten ihre Flaschen durch die Luft. Der Wachmann hob beide Hände, aber sie ignorierten ihn einfach. Ein fröhlicher und weiß bepelzter Strom floss an ihm vorbei.

Luisita starrte sie an, bis ihr auffiel, dass sie dabei grinste. Es war ihr unmöglich, ernst zu bleiben.

Die Weihnachtsmänner bildeten in der Mitte der Lobby einen Kreis um den Weihnachtsbaum. Sie fassten sich an den Händen und fingen an zu singen. Zuerst dachte Luisita, sie würden *Deck the Halls* singen, aber schon bei der ersten Strophe merkte sie, dass sie diese Version noch nie gehört hatte – besonders die Stelle, an der statt der hübschen Kleider plötzlich Gummihosen angezogen wurden.

Einer der Weihnachtsmänner kam auf sie zu, griff in seinen roten Sack und zog ein bunt verpacktes Geschenk hervor, das er Luisita mit einem breiten Lächeln überreichte.

»Fröhliche Weihnachten«, krächzte er und drehte sich um.

Zögernd nahm sie es entgegen. Luisita sah sich mit großen Augen in der Lobby um. Wie viele Weihnachtsmänner waren das wohl schon? Es mussten inzwischen über hundert sein, und mit jeder Minute wurden es mehr.

»Willst du das aufmachen?«, fragte Stuart mit Blick auf ihr Päckchen.

Luisita lachte. »Klar, warum nicht?« Sie riss das Papier auseinander, und ein alter Schuhkarton kam zum Vorschein.

»SANTA LIEBT EUCH!«, brüllte einer der Weihnachtsmänner.

In dem Karton lag ein Spielzeug – ein äußerst merkwürdiges Spielzeug. Es hatte den Torso einer Barbiepuppe, Kopf und Arme eines Tigers, transparente Feenflügel und nur ein Bein. Kleine Maiskörner klebten auf dem Oberkörper. Eine etwas eigenwillige Darstellung weiblicher Brüste.

»Ich denke, das hat Santa nach dem Genuss von etwas zu viel Eierlikör gemacht«, sagte Luisita grinsend. Sie verstaute das Geschenk hinter dem Tresen, wo nur die Mitarbeiter es sehen konnten.

So schnell die Weihnachtsmänner die Lobby gestürmt hatten, so schnell waren sie wieder fort. Sie hinterließen eine Spur aus Zuckerstangen und Aufklebern mit der Aufschrift »Unartig!« oder »Artig!« und ein verwirrt blickendes Hotelpersonal. Bei genauerem Hinschauen zeigte sich, dass der Weihnachtsbaum neuen Schmuck bekommen hatte – teils albern, teils pornografisch und im Zweifelsfall wohl beides. Außerdem hatte jemand mit künstlichem Schnee ein großes »HO!« an jede Fahrstuhltür gesprüht. Luisita bekam den ganzen Abend ihr Grinsen nicht mehr aus dem Gesicht.

So lange, bis sie nach ihrer Schicht nach Hause kam und die Nachrichten sah.

Detective Frank Tripp war kein glücklicher Mann.

Nicht, dass er im Allgemeinen unglücklich gewesen wäre – unter seiner rauen Schale war er eigentlich recht nett und unbekümmert. Aber gewisse Dinge gingen ihm einfach auf die Nerven, und wenn das passierte, war er so gut gestimmt wie ein Eisbär in der Sauna.

Im Moment war er von etwa hundert derartigen Dingen umgeben, und alle trugen den Namen Santa.

Ryan Wolfe kam gelassen mit seinem CSI-Koffer in der Hand zu ihm geschlendert. Der Junge sah wirklich gut aus –

ein schicker, brauner Blazer und darunter ein Nadelstreifenhemd mit offenem Kragen. Tripp selbst besaß insgesamt nur fünf Anzüge, die er, je nachdem wie viele Kaffeeflecken zu zählen waren, abwechselnd anzog. Wenn sich der Junge weiter so kleidet, dachte Tripp, werden die Leute ihn bald auch mit »Horatio« ansprechen.

»Hey, Frank«, grüßte Wolfe. »Ich wusste nicht, dass der Nordpol in unseren Zuständigkeitsbereich fällt.«

»Okay, hör schnell auf damit«, grollte Frank. »Weißt du, wie viele Weihnachtsmannwitze ich inzwischen gehört habe?«

»Hmm«, machte Wolfe, während er das Gewühl der Weihnachtsmänner hinter dem gelben Absperrband musterte. »Einen ganzen Schlitten voll, schätze ich.«

Frank seufzte. »Die Antwort auf deine nächste Frage ist Nein. Kein Rentier hat irgendein Großmütterchen niedergetrampelt. Das Opfer ist da hinten.«

Tripp führte Wolfe am Gebäude vorbei auf den Parkplatz. In einer Ecke lag ein knapp ein Meter hoher weißer Haufen, in dem sich die Umrisse eines Körpers abzeichneten. Am unteren Ende lugte ein Paar schwarzer Stiefel hervor.

»Ist das Schnee?«, fragte Wolfe, während er seinen Koffer abstellte und aufklappte.

»Nicht ganz«, antwortete Tripp. »Es ist geschabtes Eis von der Eisbahn da drin. Anscheinend dreht Santa in seiner Freizeit gern mal ein paar Pirouetten. Der Fahrer der Firma, die die Eismaschinen herstellt, hat ihn gefunden, als er rausgekommen ist, um eine Ladung Eis auszukippen.«

Wolfe griff sich ein Paar Handschuhe und ging zu dem künstlichen Schneehaufen, um ihn genauer zu untersuchen. Die Stiefel, die sie sahen, gehörten einem Mann, der außer den Stiefeln nur noch eine rote, bis auf die Knie heruntergezogene Hose, einen falschen weißen Bart und eine Weihnachtsmütze, trug.

»Sieht aus, als wäre er direkt in den Schneehaufen eingeschmolzen.«

»Denkst du, er wollte einen Schnee-Engel machen?« Tripp stellte sich vor, wie der Mann auf dem Rücken lag und die Arme im Schnee hin und her bewegte.

»Das musste er nicht«, sagte Wolfe, »denn es war wohl schon ein Engel da.« Er deutete auf zwei Vertiefungen im Schnee – rechts und links von Santas Hüften. »Und es sieht so aus, als hätte er sogar einen Stiefelabdruck hinterlassen. Er ist jedenfalls viel zu klein, um von unserem Opfer zu stammen.«

»Dann solltest du schnell Fotos schießen, denn das Zeug schmilzt und wird in null Komma nichts verschwunden sein.«

»Ich kann mehr tun als das.« Wolfe wühlte in seinem Koffer herum und brachte eine Sprühdose zum Vorschein. Er schüttelte sie, nahm den Deckel ab und nebelte dann vorsichtig den Stiefelabdruck ein. »Sprühwachs. Perfekt für Abdrücke im Schnee.«

»Und so etwas hast du zufällig in deinem Koffer?«

»Ich bin gern vorbereitet«, erwiderte Wolfe. »Außerdem funktioniert es auch gut auf Sand oder Schlamm. Alles andere wird heiß, wenn es aushärtet, und das könnte wichtige Details vernichten.«

»Was hat ihn umgebracht? Was meinst du?«

Als Wolfe die Untersuchung des Leichnams abgeschlossen hatte, antwortete er seinem Kollegen. »Ich weiß es nicht. Keine sichtbaren Verletzungen, die Haut ist gerötet und immer noch warm. Vielleicht haben wir es mit einem Herzanfall zu tun. Oder mit einem Schlaganfall.«

»Vielleicht waren die Übungen mit seiner Spielgefährtin etwas zu anstrengend für ihn.«

»Vielleicht. Aber vielleicht passiert so etwas auch einfach, wenn man nur ein Mal im Jahr zum Zug kommt.«

Tripp schaute gequält. »Die Gerichtsmedizinerin ist unterwegs. Ich hoffe, sie wird die Todesursache feststellen, ohne dabei dumme Witze zu reißen.«

»Ach, komm schon, Frank. Wie kannst du diesen Anblick ertragen, ohne dabei eine Miene zu verzieren. Sieh es doch mal so, da liegt ein nackter Weihnachtsmann.« Wolfe zog vorsichtig den Wachsabdruck aus dem Schnee.

»Mir macht nicht das Opfer schlechte Laune, sondern all die Verdächtigen, die wir befragen müssen. Über hundert, und keiner davon ist nüchtern. Das wird eine lange Nacht – und eine laute noch dazu.«

»Da hast du recht.« Wolfe kontrollierte die Fingernägel des Opfers, bevor er eine Pinzette und einen Plastikbeutel holte. »Wir sollten uns besser an die Arbeit machen. Ich muss noch tonnenweise Beweise sammeln. Was ich bis jetzt habe, sind zwei Stofffasern unter seinen Fingernägeln, Erbrochenes, etwas, das aussieht wie ein Barthaar und vielleicht DNS-Spuren dank seiner sexuellen Aktivität. Das heißt, ich werde eine Weile hier beschäftigt sein.«

»Wunderbar«, knurrte Tripp.

Chester Cypress liebte die Jagd. Er benutzte kein Gewehr, keinen Bogen und keinen Hund. Seine Jagdausflüge fanden alle nach Sonnenuntergang statt. Dann pflegte er mit einem flachen Boot tief in die Everglades hinein zu fahren, ausgerüstet mit einem Eimer und einem ein Meter achtzig langen Speer, der vier rasiermesserscharfe, mit Widerhaken versehene Zinken besaß.

Chester Cypress war Miccosukee-Indianer, einer von vielleicht fünfhundert, die noch übrig waren. Er arbeitete in Miccosukee Village, einer Siedlung, die schon lange vor dem Tamiami Trail existiert hatte. Chester war Koch in einem Restaurant, in dem echte Miccosukee-Gerichte serviert wurden, bei-

spielsweise in Öl gebackene Kürbisbrotfladen, Katzenwels oder Froschschenkel.

Wie man Frösche mit dem Fischspeer fing, hatte Chester von seinem Vater gelernt, und er hatte vor, es eines Tages auch seinen Sohn zu lehren. Sein Vater hatte noch eine Karbidlampe benutzt, um die großen Ochsenfrösche zu blenden, sodass sie augenblicklich erstarrten. Aber die Technik hatte Fortschritte gemacht. Chester arbeitete mit einer winzigen, extrem hellen Halogenleuchte, die er sich um die Stirn geschnallt hatte. Bei der Jagd von Wild war diese Methode verboten, doch bei Fröschen sah die Sache anders aus. Denn während man Wild nur anvisierte und erschoss, musste man sich einem Frosch lautlos nähern und ihn dann mit einem schnellen Speerstoß aufspießen. Gleichzeitig durfte man die Alligatoren und Mokassinoetter nicht aus den Augen verlieren. Für eine Mahlzeit reichte ein einzelner Frosch nicht aus, deshalb war die Nacht erst dann zu Ende, wenn der Eimer voll war, und das bedeutete bisweilen, dass man vor Anbruch der Morgendämmerung nicht ins Bett kam.

Aber die Touristen zahlten gut für das Privileg, etwas Exotisches essen zu dürfen, auch wenn das, was sie vorgesetzt bekommen, nicht unbedingt exotischer war als das, was sie vermutlich in heimischen Teichen vorfinden konnten. Auf die Präsentation kam es an, wie Chester wusste. Das hatte man ihm jedenfalls in seiner Ausbildung zum Koch beigebracht.

Die wenigen Touristen, die es noch nach Einbruch der Dunkelheit in das Sumpfland zog, waren stets erstaunt darüber, wie laut es dort war. Allein die Geräusche der Insekten schwollen zu einer unglaublichen Kakophonie an, die hier und da von dem Gebrüll eines großen Alligatoren oder dem Schrei einer Carolinanachtschwalbe unterbrochen wurde. Während sein Boot durch den Sumpf glitt, lauschten Chesters Ohren auf das tiefen Quaken seiner Beute.

Geduldig drehte er den Kopf immer wieder von einer Seite zur anderen, während er sein Boot langsam vorantrieb und nach dem goldenen Aufblitzen Ausschau hielt, in dem er die Reflexion eines Ochsenfroschauges wiedererkannte. Die meisten Leute jagten zu zweit oder in Gruppen. Eine Person ruderete, die andere suchte die Frösche und erlegte sie. Chester zog es vor, alles allein zu machen. Er wusste, dass das ein Ausdruck von Stolz war, aber er genoss es, den Leuten zu erzählen, dass er sie selbst gefangen und zubereitet hatte.

Vor ihm im Wasser warf etwas den Lichtstrahl seiner Halogenlampe zurück, aber es waren keine Froschaugen, eher ein Stück Metall.

Das Metall gehörte zu einer glänzenden silberfarbenen Kette, die Art, wie sie für Hundeleinen benutzt wurde. Sie war um den Torso eines menschlichen Körpers gewickelt, und Chester brauchte einen Augenblick, um zu erkennen, was er vor sich hatte – oder nicht vor sich hatte: nämlich Kopf, Unterschenkel und Hände.

Chester starrte die Leiche einen Moment an, ehe er sich seufzend nach einem Baum umschaute, der es erleichtern würde, den Ort wiederzufinden. »So viel zu einem netten abendlichen Jagdausflug«, murmelte er. »Bis ich mit den Cops geredet habe, ist bestimmt schon die Sonne aufgegangen. Das war so eine gute Stelle ...«

Dann sah er auf die Leiche und zuckte mit den Schultern. »Für manche von uns ...«

Die Weihnachtsmänner wurden auf der Tribüne der Eishalle untergebracht. Sie hatten offenbar beschlossen, das Beste aus der Situation zu machen. So war die Hälfte von ihnen auf die Eisfläche gesprungen, hatte ein improvisiertes Spiel begonnen und dabei ein Stoffrentier von einem Ende der Eisfläche zum anderen gekickt. Wolfe hörte, wie jemand das Spiel ›Ho-Hockey‹ nannte.

Er und Tripp hatten den kompletten Imbissraum für ihre Befragungen besetzt. Wolfe hatte bereits ein Dutzend Gespräche hinter sich und dabei jeglichen Spaß an den Witzchen verloren.

Ein Polizist führte seinen nächsten Gesprächspartner herein und wies ihn an, Platz zu nehmen. Dieses Mal war es ein traditioneller Santa Claus, abgesehen davon, dass sein Bart das ganze Gesicht verdeckte und nur noch die blutunterlaufenen Augen zu sehen waren.

»Name? Und, bitte, sagen Sie nicht ...«, begann Wolfe.

»Santa!«

»Können Sie sich ausweisen?«

»Santa muss sich nicht ausweisen! Jeder weiß, wer Santa ist!«, antwortete sein Gegenüber frohgemut, wenn auch mit undeutlicher Aussprache.

»Ja, okay ... hören Sie, heute Abend ist ein Mann gestorben. Einer von euch Jungs. Wir versuchen lediglich herauszufinden, was passiert ist. In Ordnung?«

Der Santa blinzelte. »Armer Santa ...«

»Ja, armer Santa. Kannten Sie den Verstorbenen?«

Santa zuckte mit den Schultern. »Wenn er einer von uns war, war er Santa. Was für ein Santa war er denn?«

Beinahe hätte Wolfe gesagt, es sei einer der Sorte ›nackt und tot‹. Stattdessen erklärte er: »Der Kleidung nach war er ein Standard-Santa. In den Dreißigern. Weiß, ungefähr einen Meter achtzig groß.« Wolfe schob ein Bild über den Tisch, das er mit seiner Digitalkamera aufgenommen und ausgedruckt hatte. »Wir denken, er hatte vielleicht Sex draußen auf dem Parkplatz.«

Der Santa studierte das Bild. »Nein, da klingelt kein Glöckchen. Er war wohl ein unartiger Santa, das schränkt die Sache natürlich ein auf ... so ziemlich jeden von uns. Wem hat Santa denn seine Rute gezeigt?«

»Das wissen wir nicht«, erklärte Wolfe. »Fallen Ihnen vielleicht ein paar infrage kommende Mrs Santas ein?«

»Tut mir leid, Officer. Santa unterhält keine öffentlichen Bettgeschichten.«

»Genau. Nun ja, ich werde Faserproben von Ihren Kleidern und Ihrem Bart brauchen, und ich brauche Ihre Stiefel.«

»Meine Stiefel? Aber ... Santa kann die frohe Botschaft doch nicht auf Socken verkünden.«

»Tut mir leid, Santa. Ich habe einfach nicht die Möglichkeiten, vor Ort die Abdrücke von hundert Stiefelpaaren zu untersuchen, also werde ich die Stiefel ins Labor mitnehmen. Wenn Sie sie zurückhaben wollen, können Sie dem Officer Ihren echten Namen nennen. Irgendwann müssten Sie das so oder so tun.«

»Hey, verkaufen die in diesem Laden auch Bier? Santa braucht einen Drink.«

Wolfe seufzte.

Der nächste Santa trug einen Kilt mit einem weißen Pelzbesatz, eine Jacke aus rotem Futterstoff und eine karierte Weihnachtsmannmütze. Sein buschiger weißer Bart schien natürlich gewachsen zu sein, und er war, falls es überhaupt einen Unterschied gab, noch betrunkener als der letzte Santa Claus.

»Ho, ho, ho!«, grölte er, während er sich mit einem dumpfen Knall auf den Stuhl fallen ließ. »Und was wünschst du dir zu Weihnachten, Kleiner?«

»Einen neuen Job«, knurrte Wolfe.

»'tschulligung«, sagte der neue Santa höflich, beugte sich vor und erbrach sich auf den Boden.

»Und einen Schrubber«, fügte Wolfe finster hinzu.

## 2

Horatio steuerte den Hummer auf den Parkplatz des Pre-Trial Detention Center von Miami-Dade, einem großen, orangefarbenen Gebäude, das mehr als siebzehnhundert Häftlinge aufnehmen konnte. Dies war die wichtigste Haftanstalt in Miami, und es war der Ort, wohin die Beschuldigten nach der Anklageerhebung gebracht wurden. Horatios Job bestand normalerweise darin, die richtigen Personen hier abzuliefern, aber heute war er eher in beratender Funktion unterwegs.

Er meldete sich am Empfang an, durchlief etliche Sicherheitskontrollen und landete schließlich in einem kleinen Büro- raum im ersten Obergeschoss. Der Officer, der sich erhob, um ihn zu begrüßen, war in den Vierzigern, hatte kurzes, dunkles Haar, eine große Hakennase und ein breites Lächeln. Sein Name war Calvin Selmo, und er und Horatio kannten sich schon seit der Zeit, in der Horatio noch beim Bombenentschärfungskommando tätig war.

»Horatio! Schön, dich zu sehen!« Calvin streckte die Hand aus.

Horatio ergriff sie lächelnd. »Calvin! Wie geht es Rose und den Kindern?«

»Gut, gut. Manny steckt gerade mitten in der Pubertät, und mein Leben ist die Hölle. Wie üblich.« Er setzte sich wieder, und Horatio zog sich einen Stuhl heran, um auch Platz zu nehmen. »Wie auch immer, ich belästige dich nur ungern mit einem, zugegebenermaßen, relativ unbedeutenden Problem, ganz zu schweigen davon, dass es um ein Problem geht, das ich eigentlich selbst lösen müsste, aber ich dachte, du wärest vielleicht bereit, dein Wissen mit einem alten Freund zu teilen.«

»Natürlich. Worum geht es?«

»Tja, da ist dieser Typ unten in der Arrestzelle. Er wurde gestern Abend hergebracht, nachdem er einen Mini-Markt au seinandergenommen und den Eigentümer angegriffen hat. Der Eigentümer hat sich gewehrt und dem Kerl eine Flasche über den Kopf gezogen.«

»Ich weiß«, antwortete Horatio. »Ich war selbst am Tatort. Die Überwachungskamera hat alles aufgezeichnet, scheint eine ziemlich klare Sache zu sein.«

»Tja, hätten die zuständigen Beamten vorher geklärt, wer wer ist, dann hättest du wohl recht. Aber da beide bewusstlos waren, hat man beide ins Krankenhaus gebracht, um sie zu untersuchen. Der Verkäufer liegt immer noch im Koma, aber der Angreifer ist im Krankenwagen wieder zu sich gekommen. Es geht ihm gut, streng medizinisch gesehen.«

»So?« Horatio legte den Kopf leicht auf die Seite, und seine blauen Augen blickten sein Gegenüber konzentriert an.

»Aber als er erkennungsdienstlich behandelt werden sollte, hat er sich gewehrt. Wir konnten seine Visage zwar fotografieren, aber als wir seine Fingerabdrücke nehmen wollten, hat er sich geweigert. Hat eine Faust gemacht – zwei, um genau zu sein, und wollte sie um keinen Preis wieder öffnen.«

Horatio wollte etwas sagen, aber Selmo kam ihm zuvor. »Ich weiß, ich weiß, jeder Anfänger kennt die speziellen Druckpunkte am Gelenk. Man hat es versucht. Entweder ist das Zentralnervensystem von dem Kerl anders verdrahtet, oder seine Schmerzgrenze liegt jenseits von allem, was wir kennen. Mir ist klar, dass wir die Fingerabdrücke am Ende so oder so bekommen, das ist eigentlich nur eine Frage der Technik, aber mir ist noch nie jemand begegnet, der so viel Widerstand geleistet hat. Ich meine, wir haben sechs Mann gebraucht, um ihn auch nur auf seinem Stuhl festzuhalten, und um wenigstens den Versuch zu unternehmen, seine Faust zu öffnen. Ich dachte, wir würden ihm

eher die Finger brechen. Versehentlich, natürlich. Aber du weißt selbst, wie so etwas in der Presse aufgenommen wird.«

»Oh-oh«, machte Horatio. »Dass einem Verdächtigen bei der Sicherung seiner Fingerabdrücke unbeabsichtigt die Finger gebrochen werden, klingt nicht gerade glaubhaft, oder?«

»Nicht einmal entfernt. Aber natürlich bist du der Experte, wenn es um Fragen der Glaubwürdigkeit geht.«

Horatio lächelte. »Wir sind auch schon über die ein oder andere seltsame Sache gestolpert«, gestand er. »Und haben unter weitaus ungewöhnlicheren Umständen Fingerabdrücke bekommen. Geht es dir darum? Willst du, dass wir etwas finden, was dieser Kerl berührt hat, damit du an seine Abdrücke kommst?«

»Das wäre ein Glück für uns«, sagte Selmo. »Denn der Kerl trägt Handschuhe. Enge, gut sitzende, teure Lederhandschuhe. Hat sie auch im Krankenhaus nicht abnehmen wollen. Wir wären gezwungen, die Handschuhe aufzuschneiden, was übrigens viel schwerer ist, als man annimmt. Durch die Handschuhe hat er nicht gerade viele Fingerabdrücke hinterlassen.«

Horatio nickte.

»Er muss die Handschuhe auf dem Weg ins Krankenhaus angezogen haben. Auf dem Überwachungsvideo waren sie nicht zu sehen. Stattdessen konnte man erkennen, dass er eine Zeitschrift in der Hand hielt. Es besteht also eine Chance, dass du doch noch an deine Abdrücke kommst. Und wenn das nicht funktioniert, müssen wir warten, bis er schläft.«

»Ja, aber je länger es dauert, desto schlechter sehe ich dabei aus. Und dieser Typ hat schon einen Anwalt gerufen. Nach allem, was ich weiß, hat er vor, Zivilklage gegen uns einzureichen. Ich rechne ständig damit, dass plötzlich ein Rudel Reporter auf der Schwelle steht.«

»Warte mal, wie konnte er einen Anwalt rufen, wenn ihr ihn nicht einmal vollständig registrieren konntet?«

»Wir nehmen an, dass er im Krankenhaus ein Mobiltelefon in die Finger gekriegt hat. Jedenfalls ist der Anwalt gerade unten und redet mit ihm. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich gehofft, du könntest als Nächster mit ihm sprechen.«

»Lass mich raten, du willst seine DNS?«

»Wenn nötig. Aber zuerst ist mir dein berühmter Caine-Charme eingefallen.«

Horatio lachte. »Ich bin kein professioneller Unterhändler, Calvin.«

»Vielleicht gibt es kein Papier, auf dem das steht, H. aber du bist trotzdem der beste Cop für solche Dinge, den ich kenne. Jemand, der die Ruhe bewahren kann, während er sich mit Irren unterhält, die sich zwei Dutzend Dynamitstangen um den Bauch geschnallt haben, ist für mich immer die erste Wahl in Sachen Verhandlungsführung, du verstehst?«

Horatio studierte Calvin einen Moment lang schweigend. Selmo war die Art von Cop, der manchmal Risiken einging, wenn er es besser nicht tun sollte. Das war einer der Gründe, warum er jetzt die Bestrafung von Verkehrssündern vornahm, statt hochexplosive Bomben zu sichern. Beim Sonderkommando gab es nur wenig Spielraum für Fehler und gar keinen für verletzte Gefühle. Eine schlechte Beurteilung schadete vielleicht Selmos Karriere, eine schlechte Entscheidung würde sie beenden – wie möglicherweise sein Leben und das vieler anderer auch.

Seither hatte Calvin offenbar gelernt, vorsichtiger zu sein. Horatio herzubitten, war ein kluger Zug von ihm gewesen. Die Identifizierung eines Verdächtigen fiel eigentlich so oder so in den Zuständigkeitsbereich des kriminaltechnischen Labors, und alle politischen Nebenwirkungen – wie beispielsweise ein Zivilprozess – würden seine Abteilung treffen und nicht Selmos.

Calvins Lächeln war offen und unschuldig, doch Horatio ahnte auch eine gewisse Selbstgefälligkeit dahinter. Aber dar-

aus machte er dem Mann keinen Vorwurf. Horatio hatte immerhin dazu beigetragen, dass er hinter diesem Schreibtisch gelandet war. Obwohl er nie das Gefühl gehabt hatte, er müsse Abbitte tun, glaubte er ihm etwas schuldig zu sein. »Ich tue mein Bestes«, antwortete Horatio.

# 3

Delko nieste.

»Gesundheit, mein Lieber«, sagte Doktor Alexx Woods. »Du wirst doch nicht krank werden, Eric?« Mit schnellen Schritten ging sie zu der Wand mit den Edelstahlschubladen, in der ihre Kundschaft ruhte, und schaute auf die Aufzeichnungen auf dem Klemmbrett in ihrer Hand.

Delko schüttelte den Kopf. »Ich hoffe nicht. Weihnachtserkältungen sind wirklich die schlimmsten.« Er folgte Alexx, achtete aber darauf, Abstand zu der Schublade zu halten, die sie soeben geöffnet hatte.

»Wenn du denkst, hier wäre es kalt, dann solltest du es mal mit minus dreißig Grad versuchen«, sagte Alexx. »Außerdem bist du wenigstens noch lebendig und an einem Stück – was mehr ist, als ich von unserem John Doe sagen kann.« Der Name ›John Doe‹ für die nicht identifizierten Leichen war der Versuch, sie trotz ihrer unbekannten Herkunft mit Respekt zu behandeln.

»Ja, der ist in einem ziemlich übeln Zustand. Ein Miccosukee hat ihn letzte Nacht in den Everglades gefunden. Und da er bedauerlicherweise nicht mit dem CSI-Protokoll vertraut war, hat er das Opfer einfach in sein Boot gezogen und persönlich hergebracht. Ich habe ihn so gut es ging untersucht, einschließlich der Kette, die um seinen Körper gewickelt war, aber ich werde mich heute auch noch an der Stelle umsehen, an der die Leiche gefunden wurde. Ich dachte nur, ich höre mir vorher mal an, was du zu berichten weißt.«

»Mehr als eine Meinung kann ich leider im Augenblick auch nicht abgeben«, sagte Alexx. »Und selbst das tue ich nur ungern.«

Delko streckte abwehrend die Hände hoch. »Ich weiß, ich weiß – du hastest noch keine Gelegenheit, ihn dir anzusehen.

Aber wenn ich schon im Sumpf tauchen muss, dann würde ich gern wissen, wonach ich suchen soll.«

»Also schön, das kann ich dir zwar nicht verraten, aber ich kann dir sagen, was du vermutlich nicht finden wirst, nämlich seinen Kopf.«

»Warum?«

Sie deutete auf den Halsstumpf. »Siehst du, wie der Knochen abgebrochen ist? Keine Werkzeugspuren, aber viel verkohltes und zerfetztes Fleisch im Bereich der Schultern. Sein Kopf ist explodiert. Du könntest höchstens Fragmente von ihm finden, aber mehr nicht.«

»Was ist mit den Händen und den Unterschenkeln? Das Gleiche?«

Sie schaute sich beide Bereiche eingehend an, ehe sie antwortete: »Nein, diese Wunden sehen anders aus. Ich kann Zahndrücke am Fleisch der Unterschenkel erkennen. Sieht nach einem Raubtier aus, vermutlich ein Alligator. Und die Hände ... das ist noch einmal etwas ganz anderes.« Sie hob vorsichtig einen der Unterarme des Opfers an und untersuchte den Armstumpf. »Das sieht für mich nach einer Verätzung aus.«

»Eine eindeutige Identifizierung wird schwer werden. Keine Fingerabdrücke, keine Brieftasche. Wenn seine DNS nicht gespeichert ist, sind wir erledigt.«

Alexx blickte auf die Leiche und schüttelte den Kopf. »Nicht so erledigt wie er«, erwiderte sie, ehe sie sanft die Schublade schloss.

Der Wachmann, der neben der Tür des Verhörraums stand, ein großer Schwarzer mit einer Brille, schüttelte grinsend den Kopf. »Das werden Sie nicht glauben, Sarge«, sagte er zu Selmo.

Selmo schnaubte. »Warten Sie, lassen Sie mich raten, Sie haben die Handschuhe endlich runterbekommen und festgestellt, dass der Kerl ein Außerirdischer ist, richtig?«

»Naja, fast. Er hat die Handschuhe selbst ausgezogen. Hat gesagt, er sei bereit zu kooperieren? Obwohl ich finde, dass das keine passende Beschreibung für sein Verhalten ist.«

»Warum?«, fragte Horatio. »Macht er immer noch Schwierigkeiten?«

»Teufel, nein. Er ist inzwischen richtig hilfsbereit. Sein Anwalt ist gerade gegangen. Ich weiß nicht, was der Kerl zu ihm gesagt hat, aber was immer es war, es hat gereicht, um ihn zu einer Hundertachtzig-Grad-Wende zu bringen. Ich meine, der hat sich von Mr Hyde in Doktor Jekyll verwandelt.«

»Hat er schon eine Aussage gemacht?«, fragte Selmo.

»Nein, er hat nur seinen Namen und seine Adresse genannt. Wir dachten, Sie würden sich seine Geschichte gern selbst anhören.«

»Tja, sieht so aus, als hätte ich deine Zeit umsonst verschwendet, Horatio.«

»Wenn es dir nichts ausmacht, Calvin, wäre ich gern dabei. Ich bin neugierig, was genau unser Freund zu sagen hat.«

Selmo zuckte mit den Schultern. »Sicher, mir macht das nichts aus. Immerhin habe ich dich ja hergeholt.« Er nickte dem Wachmann zu, und die Tür wurde geöffnet.

Der Mann, der an den Tisch gefesselt war, saß in aufrechter Haltung davor und starrte stur geradeaus. Er hatte einen hellbraunen Teint, eine markante Nase und dunkle, buschige Augenbrauen. Er war ordentlich rasiert und hatte eine kleine Narbe auf der Kinnspitze. Er trug noch immer

die Kleidung, in der er verhaftet worden war, einen langen schwarzen Mantel und ein unauffälliges graues Sweatshirt, dazu Jeans und Turnschuhe. Die Handschuhe waren verschwunden.

Selmo nahm auf dem Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite des Tischs Platz, während Horatio stehen blieb. »Also«, sagte Selmo langsam, »soweit ich informiert bin, haben Sie Ihre Meinung geändert, Mr ...«

Der Mann lächelte und offenbarte dabei einen Mund voller strahlend weißer Zähne. »Pathan. Abdus Sattar Pathan, zu Ihren Diensten. Ich würde Ihnen ja gern die Hand geben, aber ...«

»Vor einer Stunde wollten Sie Ihre Hand nicht einmal öffnen«, entgegnete Selmo. »Was ist passiert?«

Pathans Lächeln verblassste sogleich zu einem Ausdruck demütiger Verlegenheit. »Dafür entschuldige ich mich.« Seine Sprache war kultiviert und wies den Hauch eines britischen Akzents auf. »Ich glaube, ich habe mir eine leichte Gehirnerschütterung zugezogen.«

»Mir kamen Sie ganz gesund vor. Warum wollten Sie uns nicht ihre Fingerabdrücke geben?«

»Arabisch stämmige Amerikaner müssen heutzutage vorsichtig sein. Ich weiß, Ihnen muss das absurd vorkommen, sogar paranoid, aber ich war überzeugt, Sie würden mir irgendein Verbrechen anhängen wollen. Ich bin kein Arzt, aber ich glaube, eine Gehirnerschütterung kann manchmal ein solches Verhalten hervorrufen.«

»Wir müssen Ihnen nichts anhängen, Abdus. Wir haben Sie auf frischer Tat ertappt – Videoüberwachung, Blut auf ihrer Kleidung und bald auch Fingerabdrücke. Das ist keine Paranoia, das ist die Realität.«

Pathan runzelte die Stirn. »Das versteh ich nicht. Ich bin in den Mini-Markt gegangen, habe einen Mann in einer Blutlache liegen sehen und bin zu ihm gestürzt. Dann wurde es dunkel.

Als ich aufgewacht bin, lag ich in einem Krankenwagen und hatte eine Beule am Kopf.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« Selmo wurde wütend. »Das soll Ihre Erklärung sein? Sie haben es nicht getan? Sie waren nur zufällig dort, und das alles ist lediglich ein großes Missverständnis?«

»Ich fürchte, das ist die Wahrheit. Der echte Angreifer muss mir einen Schlag auf den Kopf versetzt und das Weite gesucht haben.«

»Und ich nehme an«, ergriff Horatio das Wort, »dass er und Sie nur zufällig den gleichen Schal getragen haben.«

Pathan bedachte Horatio mit einem entschuldigenden Lächeln. »Das hört sich nicht sehr glaubwürdig an, oder? Nein, ich nehme an, er hat mir seinen Schal um den Hals gewickelt, nachdem er mich bewusstlos geschlagen hatte. Das widerspricht Ihren Beweisen doch nicht, oder?«

»Eigentlich nicht«, gab Horatio zu. »Aber wir haben immer noch ein Videoband, auf dem der Angreifer mit einem bestimmten Gegenstand in der Hand zu sehen ist. Sie sagen, Sie sind gleich zu dem Verkäufer gelaufen, nachdem Sie das Geschäft betreten haben?«

Pathan zögerte nicht. »Ja, das ist richtig.«

»Dann hatten Sie keine Gelegenheit, irgendetwas in dem Geschäft anzufassen, nicht wahr?«

Pathan schüttelte den Kopf. »Ich versichere Ihnen, Officer ...«

»Lieutenant Caine.«

»Ich versichere Ihnen, Lieutenant Caine, dass ich nie zuvor in diesem Laden war. Sie werden dort nirgends Fingerabdrücke von mir finden.«

Horatio betrachtete ihn ungerührt. »Sie scheinen sich dessen sehr sicher zu sein. Was ist, wenn der Angreifer Ihre Fingerabdrücke einfach irgendwo platziert hat, so wie er es auch mit dem Schal getan hat?«

Pathan begegnete Horatios Blick vollkommen gelassen. »Das kann ich mir nur schwer vorstellen, Lieutenant. Immerhin geht es hier nur um einen Räuber, der einen Mini-Markt überfallen hat, nicht um ein kriminelles Superhirn.«

»Das Geschäft wurde eigentlich gar nicht beraubt«, erklärte Horatio. »Das ist merkwürdig, finden Sie nicht? Unser geheimnisvoller Mann soll sich so viel Mühe gegeben haben, um Ihnen die Schuld in die Schuhe zu schieben, und lässt dann das Bargeld in der Kasse liegen?«

Pathan nickte. »Ja, das ist merkwürdig. Aber die Gedanken anderer Menschen sind stets ein Mysterium, meinen Sie nicht auch?«

»Vielleicht«, antwortete Horatio. »Erfreulicherweise habe ich etwas Konkretes, worauf ich mich stützen kann. Ich habe Beweise, Mr Pathan. Und glauben Sie mir, was die zu sagen haben, ist kein Mysterium.«

Pathans Lächeln wurde eine Spur breiter. »Dann, Lieutenant Caine«, sagte er sanft, »kann ich nur hoffen, dass die Wahrheit mir meine Freiheit zurückgibt.«

»Morgen, Wolfe«, grüßte Frank Tripp, leerte seine Kaffeetasse und winkte der Kellnerin zu, um sich nachschenken zu lassen.

»Morgen.« Wolfe gähnte und setzte sich in die Sitznische auf der anderen Seite des Tisches. Nach der Befragung der Weihnachtsmänner, die bis spät in die Nacht gedauert hatte, war er nach Hause gegangen, um ein paar Stunden zu schlafen. Er hatte sich mit Tripp zum Frühstück verabredet, um mit ihm die Notizen zu vergleichen. Wie immer trafen sie sich im *Auntie Bellum's*, einem altmodischen Diner im Art-déco-Stil in der Nähe des kriminaltechnischen Labors. Wolfe starrte die Speisekarte an und versuchte, sich auf die Schrift zu konzentrieren.

»Was ist los? Fehlt dir dein Schönheitsschlaf?« Frank hörte sich an, als wäre er besser gestimmt als am vorangegangenen Abend.

»Alles bestens. Ich fürchte nur, ich habe die ganze Nacht von fetten Kerlen in Schlitten geträumt.«

»Das habe ich gar nicht erst riskiert. Ich war noch nicht im Bett.«

Die Kellnerin, eine hübsche junge Kubanerin, servierte Tripps Frühstück mit einem Lächeln. Er lächelte ebenfalls und stürzte sich mit Messer und Gabel auf seine Mahlzeit.

»Nur Kaffee bitte«, sagte Wolfe zu der Kellnerin. »Vielleicht hätte ich auch aufbleiben sollen. Ich habe das Gefühl, mein Kopf ist voll mit ... was immer das Gegenteil von Hirnmasse ist.«

Tripp tauchte ein Toastdreieck in das Eigelb. »Besser, du wirst schnell wach. Wir haben eine Menge zu tun.«

»Ich weiß, ich weiß. Mann, ich muss letzte Nacht mit fünfzig Weihnachtsmännern gesprochen haben.«

»Zweiundfünfzig. Bei mir waren es dreiundsiebzig.«

»Okay. Und was jetzt?«

Tripp kaute zu Ende und schluckte, ehe er antwortete: »Tja, offenbar ist das eine jährlich wiederkehrende Geschichte. Das nennen sie ›Santarchy‹ oder ›Santacon‹. Hat vor ungefähr zehn Jahren angefangen. Die Gruppen kommen zusammen und toben sich aus, wie sie sagen. Eigentlich ist das nicht mehr als eine Ausrede für eine ausgedehnte Zechtour. Sie singen schmutzige Weihnachtslieder, verschenken Mutanten-Spielzeug, zeigen sich nackt in der Öffentlichkeit ...«

»Wie bitte? Mutanten-Spielzeug?« Wolfe rührte Sahne und Zucker in seinen Kaffee.

»Ja. Sie zerlegen einen Haufen alter Spielsachen und kleben sie dann auf andere Art wieder zusammen. Teddybärenköpfe auf G.I.-Joe-Puppen und dergleichen.«

»Und das läuft schon seit einem Jahrzehnt? Wie kommt es, dass ich noch nie davon gehört habe?« Wolfe nippte an seinem Kaffee.

»Ich sagte, dass sie das schon seit zehn Jahren machen, ich sagte nicht, in Miami. Angefangen haben sie mit San Francisco, was wohl keine Überraschung ist. Von dort aus sind sie dann weitergezogen. Soweit ich verstanden habe, hat die sogenannte Rote Gefahr bereits Barcelona, Helsinki, Bangkok, New York, London, Vancouver und Tokyo heimgesucht. Sie waren sogar in der Antarktis. In unseren Breiten sind sie erst vor Kurzem aufgetaucht.«

Wolfe starnte Tripp mit verschwommenem Blick über den Rand seiner Kaffeetasse hinweg an. »Das ist ... beeindruckend, Frank. Dann nehme ich an, du wirst dich in diesem Fall um die Informationsbeschaffung kümmern, und ich nehme die bösen Jungs fest?«

Tripp lachte. »Hast du gedacht, nur ihr CSI-Leute könnt Nachforschungen anstellen? Für den Fall, dass es dir entgangen ist, auf meiner Marke steht Detective.«

»Okay, verstanden. Also, was kannst du mir sonst noch über unseren lustigen Haufen Verdächtiger erzählen?«

»Mal sehen ... also, trotz all der Albernheiten halten sie sich offenbar an einen strengen Verhaltenskodex.«

»Du machst Witze, oder?«

»Nein. Sie nennen das die vier Fs. Du weißt schon, das böse Wort mit dem großen F am Anfang. Das erste F gilt für Cops, das zweite für Sicherheitskräfte und das dritte für Kinder.«

»So? Und das vierte?«

»Für Weihnachtsmänner. Schätze mal, da hat jemand beschlossen, dieses Gebot zu brechen.«

»Und jetzt?«, sagte Wolfe.

»Eigentlich sind die ganz in Ordnung, wenn sie erst einmal begriffen haben, dass es uns nicht darum geht, ihnen den Spaß zu verderben.«

Wolf runzelte die Stirn. »Haben wir beide eigentlich gestern Abend mit den gleichen Leuten zu tun gehabt, oder hast du ein anderes Rudel betrunkener Weihnachtsmänner befragt?«

Tripp nahm einen Schluck von seinem Orangensaft. »Na ja, ›betrunken‹ ist nicht gleich ›betrunkene‹. Du könntest ein paar mehr von der schlimmeren Sorte erwischt haben. Einer der Polizisten, die die Truppe im Zaum gehalten haben, ist ein alter Freund von mir.«

Wolfe nickte kläglich. »Alles klar. Also hast du die nützlichen Informationen bekommen und ich das Erbrochene. Toll.«

»Tja«, sagte Tripp und verspeiste den Rest seines Toasts, »es kann eben nicht jeder so ein Glück haben.«

»Okay, jetzt wissen wir also, was die Weihnachtsmänner hier machen. Aber was wissen wir über unser Opfer?«

Tripp wischte sich die Lippen mit einer Papierserviette ab und lehnte sich zurück. »Nicht viel. Keiner der anderen Weihnachtsmänner scheint ihn zu kennen, obwohl er sich nach allem, was mir berichtet wurde, gut amüsiert hat. Er hat den größten Teil der Zeit damit zugebracht, mit den weiblichen Santas zu flirten.«

»Hat eine davon mehr als nur einen Flirt zugegeben?«

»Klar. Er hat mit einigen von ihnen ein bisschen geknutsch und war mehr als glücklich, den Unartigen den Hintern zu versohlen. Das ist auch ein großes Thema bei den Santas – Hintern versohlen.«

»Das hätte ich dir auch verraten können«, entgegnete Wolfe. »Eine hat mir ein Paddel gezeigt, mit dem sie den Unartigen den Hintern versohlt. Sie war ziemlich stolz darauf.«

»Niemand hat zugegeben, mit dem Opfer geschlafen zu haben. Niemand kannte seinen echten Namen, aber das ist nicht verwunderlich, denn sie sprechen sich untereinander nur mit Santa an. Es gibt ein paar individuelle Variationen wie Spanky Claus oder Santa Ho, aber die werden üblicherweise nur unter

Freunden benutzt. Unser Opfer war offenbar als Santa Shaky bekannt.«

»Hatte er Ärger mit einem der anderen Weihnachtsmänner?«

»Wenn ja, dann redet niemand darüber.«

Wolfe hob seine Tasse, und die Kellnerin kam mit dem Kaffee, um ihm nachzuschenken. »Tja, wir werden hoffentlich mehr wissen, wenn wir herausgefunden haben, wer der Typ ist. Könnte ja sein, dass sein Tod gar nichts mit den anderen Santas zu tun hat.«

Tripp nickte. »Könnte sogar sein, dass er gar nicht ermordet worden ist. Sein Motor könnte einfach ausgesetzt haben, vielleicht sogar unter Vollgas.«

»Und seine Partnerin hat es entweder gar nicht gemerkt oder ist in Panik geraten und abgehauen«, fügte Wolfe hinzu. »Wie auch immer, es ist nicht nett.«

»Wie läuft es sonst mit den Untersuchungen?«

Wolfe rührte in seinem Kaffee und unterdrückte wieder einmal das Bedürfnis zu gähnen. »Naja, ich werde von hier aus direkt ins Labor gehen. Ich habe eine Menge Material zu sichern. Faserproben, Bartproben, Stiefelabdrücke, und ich habe noch die Hinweise auf den Beischlaf, also werde ich auch mit Valera sprechen müssen. Aber die Todesursache werden wir nicht erfahren, bevor Alexx die Autopsie durchgeführt hat.«

»Und ich werde mir unsere Liste der Verdächtigen näher ansehen und sie auf frühere Vorfälle überprüfen, mal sehen, ob einer von ihnen auffällig geworden ist.« Tripp erhob sich, zog seine Brieftasche hervor und legte ein paar Banknoten auf den Tisch. »Der Kaffee geht auf mich. Wir sehen uns später, einverstanden?«

»Klar.« Ich bin schließlich derjenige, der über dem Mikroskop schläft, dachte Wolfe, als er Tripp hinterher schaute.

Chester Cypress chauffierte Delko mit einem Propellerboot zu der Stelle, an der er die Leiche gefunden hatte. »Schätze, ich hätte ihn da lassen können, wo ich ihn gefunden habe«, sagte er laut zu dem Kriminalisten, um den Lärm des Propellers zu übertönen. »Aber was wäre gewesen, wenn ein Alligator ihn geschnappt hätte, bevor wir zurückgekommen wären? Hätte doch ausgesehen, als hätte ich mir die ganze Geschichte nur ausgedacht.«

»Sind Sie sicher, dass Sie die genaue Stelle wiederfinden?«, fragte Delko nach.

Chester Cypress nickte. Delko nahm an, er würde ihm wohl einfach vertrauen müssen.

Die Fahrt durch das Riedgras führte sie ins Unterholz. Die knotigen Zypressenwurzeln ragten heraus wie die schwarzen Beine halb untergetauchter Riesenkrebs. Im Schatten war es vergleichsweise kühl, aber die Temperatur lag trotzdem schon weit über zwanzig Grad und stieg noch an.

Auch im hellen Sonnenschein des Vormittags verbreitete der Sumpf eine düstere Atmosphäre. Das Louisianamoos, das von den toten Ästen der Bäume herabging, erinnerte an Seidenstolas, die die Knochen eines Toten bedeckten. Währenddessen bahnten sie sich ihren Weg durch das zähe, schlammige Wasser, dessen Tiefe man nur erahnen konnte. Der Lärm des Propellers übertönte alle natürlichen Geräusche – das Brummen der Insekten und den Gesang der Vögel. Strahlend helles Sonnenlicht drang hier und da über ihren Köpfen durch das Laub und blendete sie in den Augen. Es verstärkte die Schatten auf eindrucksvolle Weise und machte den Sumpf zu einem Ort, der gleichermaßen schön und dunkel war.

Endlich schaltete Chester Cypress den Motor ab. Nach dem Dröhnen des Propellers wirkte die Stille überwältigend.

Das Boot prallte gegen einen toten Baumstamm, der vom Ufer aus ins Wasser ragte. »Sehen Sie die Markierung da drü-

ben?« Chester deutete auf einen Einschnitt in dem Holz. »Das ist die Stelle, an der ich ihn gefunden habe, gleich neben diesem Stamm.«

Delko nickte. »Gut. Ich möchte mich nur kurz umsehen und schauen, ob mir irgendetwas ins Auge springt. Wenn nicht, werde ich tauchen müssen.«

»Soll ich auch irgendwas tun?«

»Sie haben doch ein Gewehr, richtig?«

Chester nickte.

»Ich wüsste es zu schätzen, wenn Sie nach Alligatoren Ausschau hielten, während ich im Wasser bin«, erwiderte Delko. »Meine Vorgesetzten neigen dazu, sich aufzuregen, wenn einer von uns gefressen wird.«

Chester zuckte mit den Schultern. »Kann ich machen. Ist aber irgendwie merkwürdig. Sollten Sie nicht einen Partner dabei haben, der Ihnen den Rücken freihält?«

»Was soll ich sagen? Es sind die Ferien. Alle sind beschäftigt. Und ich will Sie bestimmt nicht beleidigen, aber den bewaffneten Beifahrer auf einem Sumpfboot zu spielen, steht bei den meisten nicht gerade hoch im Kurs.«

Delko sah sich um, und versuchte, sich vorzustellen, was passiert war. War hier nur die Leiche deponiert worden oder war John Doe hier auch gestorben? Falls das Opfer in einem Boot hergebracht worden war, war es unmöglich, es zurückzuverfolgen.

Delko packte seine Kameraausrüstung aus und kletterte aus dem Boot ans Ufer. Er bückte sich und untersuchte die Oberfläche des Baumstamms. Ein schlammiger Fußabdruck war auf der moosbewachsenen Oberfläche erkennbar. Delko machte ein paar Fotos davon.

»Sie sind nicht aus dem Boot gestiegen, als sie die Leiche geborgen haben, nicht wahr?«, fragte er Chester.

»Nein.«

Gut, also hat jemand – vielleicht das Opfer selbst, vielleicht jemand anderes – hier gestanden, überlegte Delko. Nehmen wir an, es war John Doe, und eine andere Person hat ihm Sprengstoff um den Hals gehängt oder in den Mund gestopft, die Bombe ging hoch, und die Leiche fiel ins Wasser.

Er überprüfte die Baumstämme nach Brandschäden. Nichts, was hilfreich gewesen wäre. Auch der nächste Baum, der bei nahe fünf Meter entfernt stand, hatte nichts abbekommen.

Ein Schrapnellschuss hätte andere Spuren hinterlassen. Das konnte also ausgeschlossen werden.

Delko untersuchte alle Baumstämme in der unmittelbaren Umgebung ganz genau und arbeitete sich im Kreis von innen nach außen vor. Was ins Wasser, in den Schlamm oder ins Unterholz gefallen war, war vermutlich für immer verschwunden. Nur das Holz eines lebendigen Baums bot noch Möglichkeiten Spuren zu finden.

In etwa einem Meter achtzig Höhe fand er an einem Mangrovenstamm das, wonach er gesucht hatte. Er schoss ein paar Fotos, ehe er das Objekt vorsichtig mit einem kleinen Messer herausbrach.

»Was ha'm Sie gefunden?«, rief Chester? »'Ne Kugel?«

Delko verstaute seinen Fund in einem Plastikbeutel. »Ich bin nicht sicher. Könnte ein Schneidezahn sein. Oder ein Mahlzahn.«

»Ein Zahn? Echt?«

»Wenn er keine Zahnpföhse getragen hat, ja«, sagte Delko grinsend.

»Wow. Woher wussten Sie, dass das Ding da oben ist?«

»Tut mir leid, aber ich kann wirklich nicht über die Details sprechen. Vermutlich habe ich schon zu viel erzählt.« Aber ich sollte ihn lieber nicht verärgern, dachte Delko, ich muss schließlich darauf vertrauen können, dass dieser Mann mir große, fleischfressende Reptilien vom Hals hält. »Sagen wir

einfach, ich habe Folgerungen gezogen aus gewissen Kenntnissen der Sprengstofftechnik, einverstanden?«

»Ja? Wow«, sagte Chester und hörte sich wirklich beeindruckt an.

Also, überlegte Delko, ist der Kopf des Opfers hier explodiert. Und seine Hände? Alexx hatte gesagt, die Armstümpfe hätten verätzt ausgesehen, aber ist das vor oder nach dem Todeszeitpunkt passiert? War es die Folge der Explosion, oder ist etwas ganz anderes geschehen?

Er stierte auf das Wasser und seufzte. Es würde so gut wie unmöglich sein, da unten etwas zu erkennen, aber er musste es versuchen.

»Also gut, ich werde mich umziehen«, sagte er zu Chester. Wenige Minuten später glitt er in das Wasser, dessen Tiefe Chester auf ungefähr drei Meter geschätzt hatte. Der Schmutz und die Algen fingen den größten Teil des Lichts ab. Das Wasser war grün und schummrig, und als er den Boden erreicht hatte, fühlte er sich, als befände er sich dreißig Meter unter der Oberfläche.

Der Schlamm bewegte sich um ihn herum wie eine Wolke aus aufgewirbeltem Staub. Der Grund war mit totem Holz und Steinen bedeckt. Er arbeitete sich langsam vorwärts und leuchtete mit seiner am Handgelenk befestigten Lampe jeden Hohlräum und jede Ritze aus.

In etwa sechs Meter Entfernung vom Ufer entdeckte er ein Boot. Es war ein zerbeultes Aluminiumboot mit einem eigenartigen Loch im Boden, dessen Ränder Brandspuren aufwiesen. Delko konnte mit bloßen Augen erkennen, dass es noch nicht lange hier lag.

Das Boot selbst enthielt nichts außer einer unter einem Sitz eingeklemmten Holzstange, einer sogenannten Stake, mit der das Boot durch den Sumpf bewegt wurde. Außerdem fand Delko noch einige Steine, die wohl als Ballast gedient hatten.

Vielleicht hatte die Bombe, die John Does Kopf zerrissen hat, auch das Boot zum Sinken gebracht. Und dann war es vielleicht gar kein Mord, sondern nur ein Unfall gewesen.

Delko wusste es nicht. Er wusste aber, dass er das gesunken Boot ins Labor bringen musste, um es dort genauer in Augenschein zu nehmen. Hoffentlich hat Chester nichts dagegen, mir beim Rausziehen zu helfen, dachte er, denn eigentlich ist das nicht seine Aufgabe.

Andererseits war es auch nicht seine Aufgabe, einen Kriminalisten zu beschützen, und das schien ihn bisher auch nicht gestört zu haben. Obwohl Chester Cypress in diesem Sumpfgebiet zu Hause war, konnte Delko ihm Dinge zeigen, die er noch nie gesehen hatte. Die Leute glaubten oft, alles zu wissen, aber ein Kriminalist war immer noch in der Lage, ihnen Neues zu erzählen.

Der wichtigste Beweis gegen Abdus Sattar Pathan war der Fingerabdruck, den er auf der Zeitschrift hinterlassen hatte. Auf dem Video der Überwachungskamera konnte man sehen, wie er damit vor dem Angriff in der Hand herumwedelte. Wenn Calleigh erst den Fingerabdruck von der Zeitschrift gesichert hatte, könnte Pathan nicht länger behaupten, irgendein unbekannter Verbrecher wolle ihm die Schuld in die Schuhe schieben.

Es gab zahlreiche Methoden, Fingerabdrücke zu sichern. Sie richteten sich in der Regel nach der Oberfläche der Materialien, auf der sich der Abdruck befand. Bei Hochglanzpapier, wie es bei dieser Zeitschrift der Fall war, musste Calleigh eine spezielle Technik anwenden.

Das Gerät, das sie auswählte, erinnerte an eine schlanke Maglite-Taschenlampe aus schwarz eloxiertem Aluminium. Ein kurzer Zylinder ragte wie eine überdimensionierte Glühlampenfassung über das vordere Ende hinaus. Ein kleiner, umgedrehter Kegel saß am anderen Ende des Geräts, und im Inneren befand sich ein starker Seltenerdmagnet.

Sie schüttete eine kleine Menge *Magneta Flake* – ein Eisenpulver, dessen Partikel mit Aminosäuren überzogen waren – auf ein Blatt Papier. Nun drückte sie das zylindrische Ende des Geräts dort hinein und sah zu, wie sich ein stacheliger Haufen aus Eisenpartikeln um den Zylinder bildete. Sie zog diesen vom Papier hoch und pinselte damit vorsichtig den Fingerabdruck ein. Sie achtete darauf, dass der Pinsel die Oberfläche kaum berührte. Als sie damit fertig war, hielt sie den Pinsel

wieder über das kleine Häufchen Eisenpulver auf dem Papierbogen und zog an dem kegelförmigen Griff am anderen Ende. Der Magnet im Innern sprang zurück, und das Pulver fiel von dem Zylinder ab.

Dann holte sie sich eine Gelatinefolie aus dem Kühlschrank des Labors, um damit die eigentliche Sicherung des Fingerabdrucks durchzuführen. Sie wusste, dass diese Folien für die Oberfläche von bedrucktem Papier am besten geeignet waren, weil an ihnen die Tinte zusammen mit dem Fingerabdruck gut haften blieb. Anschließend scannte sie den Fingerabdruck ein und speicherte die Daten auf ihren Computer ab.

Danach war ihr Tag um einiges schlechter geworden.

»H.«, begann Calleigh, »das wirst du nicht glauben.«

Horatio blickte seine Mitarbeiterin an und zog fragend die Brauen hoch. »So? Was ist denn los?«

Er und Calleigh waren im Hauptlabor und hatten die Fingerabdruckdaten aus dem Pathan-Fall vor sich. Calleigh hatte sich alle Informationen auf einem der großen Flachbildschirme anzeigen lassen.

»Okay, ich habe die Zeitschrift aus dem Mini-Markt untersucht, und ich habe mir das Band von der Überwachungskamera noch einmal angesehen. Es ist deutlich zu sehen, wie Pathan den rechten Daumen auf das Papier drückt. Er hat die Zeitschrift aufgeschlagen, und das Bild auf der Seite ist gut zu erkennen.«

»Und offenherzig«, erinnerte sich Horatio.

»Ja, die fragliche junge Dame scheint nicht unter Schüchternheit zu leiden. Ich konnte sogar die Bildunterschrift lesen und weiß jetzt, was sie nicht mag: engstirnige Leute, Polyester und schmatzende Männer. Ich bezweifle allerdings, dass irgendetwas davon den Angriff auf den Ladenbesitzer ausgelöst hat.«

»Und das Problem ist?«

»Das Problem besteht darin, dass ich Seite dreiundsiebzig der Zeitschrift untersucht habe, weil ich diese Seite auf dem Videoband ablesen konnte, und dort wie erwartet einen hübschen, großen Daumenabdruck fand.«

»Und?«

»Und er stammt nicht von Pathan.«

Horatio legte die Stirn in Falten. »Wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht habe ich am Tatort die falsche Zeitschrift eingepackt?«

»Nein. Es hat nur eine Zeitschrift auf dem Boden gelegen, und das war die, die wir in der Videoaufnahme gesehen haben.«

»Kann die Zeitschrift nach dem Kampf ausgetauscht worden sein? Sie war während der Aufnahme nicht im Kamerawinkel.«

Horatio rieb sich mit einer Hand das Kinn, während er nachdachte. »Als Pathan bewusstlos war, hat sich also jemand anderes hereingeschlichen und ein entscheidendes Beweisstück ausgetauscht? Das ist unwahrscheinlich.«

»Vielleicht sagt Pathan die Wahrheit, und der Mann auf dem Video ist jemand anderes.«

»Das würde jedenfalls sein Anwalt behaupten ... und im Moment können wir anscheinend das Gegenteil auch nicht beweisen.« Horatio schüttelte den Kopf. »Irgendetwas an der Sache passt nicht. Unser Verdächtiger will sich die Fingerabdrücke nicht abnehmen lassen, ändert dann plötzlich seine Meinung, und gleichzeitig wird er durch einen Fingerabdruck entlastet?«

»Ja. Das stinkt.«

»Das tut es. Lass uns die anderen Beweise sichten, einverstanden? Den Schal, beispielsweise. Vielleicht verrät der uns mehr.«

»In Ordnung, aber wenn er behauptet, der Schal wurde ihm untergeschoben, dann wird es uns auch nicht weiterhelfen.«

Horatio kniff die Augen zusammen. »Das lass meine Sorge sein.«

»Er hat das Bewusstsein ein paar Stunden nach seiner Einlieferung wiedererlangt«, sagte die Schwester hinter dem Empfangstresen. Sie war Asiatin, hatte ein freundliches Gesicht und trug eine Goldrandbrille. »Gebrochene Nase, Quetschungen im Bereich der Atemwege, leichte Gehirnerschütterung. Eine geringfügige Gehirnschwellung, aber keine Blutung. Der Schädel ist noch in Ordnung, keine Wunden, die genäht werden müssen. Wir behalten ihn nur noch ein paar Stunden zur Beobachtung hier, dann kann er wieder nach Hause gehen.«

»War schon ein Officer bei ihm, um seine Aussage aufzunehmen?«, fragte Horatio.

Die Krankenschwester schüttelte den Kopf. »Nein. Er hat einen Telefonanruf von seiner Familie bekommen, aber niemand hat ihn besucht.«

»Danke. Ich werde mich bemühen, ihn nicht zu lange in Anspruch zu nehmen.«

Horatio ging den Korridor hinunter und in das Zimmer, in dem Talwinder Jhohal lag, der Verkäufer, der in dem Mini-Markt angegriffen worden war. Jhohal lag in seinem Bett, den Rücken gegen ein Kissen gelehnt, und hatte einen großen weißen Verband um die Nase. Beide Augen waren blau, und überall im Bereich seiner Kehle waren purpurne Blutergüsse zu sehen.

»Sind ... sind Sie von der Polizei?«, krächzte er in einem harschen Flüsterton.

Horatio zog seine Marke hervor. »Lieutenant Caine, Mr Jhohal. Ich hatte mich gefragt, ob Sie mir etwas über den gestrigen Abend erzählen können.«

Jhohal blinzelte und schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, ich könnte. Ich kann mich an nichts erinnern.«

»Wirklich? Nun, soweit ich weiß, haben sie ziemlich gekämpft. Dank Ihnen haben wir einen Verdächtigen in Gewahrsam, und jetzt brauchen wir Sie, um ihn zu identifizieren.«

»Nein«, sagte Jhohal kurz angebunden. »Tut mir leid. Ich erinnere mich nicht. An gar nichts. Ich habe gearbeitet, und dann bin ich hier aufgewacht.«

Er musterte Horatio finsternen Blicks. Horatio sah ihm seelenruhig an, senkte dann aber die Augen. Er wollte seinen einzigen Zeugen nicht gegen sich aufbringen.

»Also gut, Mr Jhohal. Partielle Amnesie ist unter solchen Umständen nicht ungewöhnlich, hoffen wir, dass ein bisschen Ruhe Ihre Erinnerungen zurückbringen wird. Aber ich sollte Sie warnen. Manchmal kommen Zeugen, wenn sie anfangen, sich zu erinnern, auf den Gedanken, die Dinge selbst in die Hände zu nehmen, und das ist keine gute Idee.«

Der Blick mit dem Jhohal ihn bedachte, war eher ungläubig als gekränkt. »Sie denken ich ...? Nein, Lieutenant Caine. Glauben Sie mir, das Letzte, was mir in den Sinn käme, ist Rache. Ich werde – ich würde – darum kämpfen, das zu verteidigen, was mir wichtig ist, aber das ist auch alles. Ich bin kein rachsüchtiger Mann, und ich wünsche es auch nicht zu sein.«

Jenseits von Jhohals erbittertem Ton nahm Horatio noch etwas anderes wahr, etwas, das seine Argumentation radikal verändern sollte.

Talwinder Jhohal war nicht wütend.

Er war verängstigt.

»Mr Jhohal, ich kann ihr Widerstreben verstehen, aber wie ich schon sagte, wir haben den Mann, der sie angegriffen hat, in Gewahrsam. Und ich kann Ihnen versichern, dass er, wenn Sie ihn identifizieren, dort bleiben wird.«

»Ich weiß, Sie tun nur Ihre Arbeit«, antwortete Jhohal, »und ich unterstütze das. Aber das hier ...«, er hob die Hand, um seine bandagierte Nase zu berühren, »... bringt mich nicht um.

Es ist nicht wichtig. Ich muss mich auf die Dinge konzentrieren, die wichtig sind – mein Leben, meine Arbeit, meine Familie. Verstehen Sie?« Es hörte sich beinahe flehentlich an.

»Noch nicht«, sagte Horatio. »Aber das kommt noch.«

Delko tauchte in einem leuchtend orangefarbenen Arbeitsoverall im Autopsiesaal auf. Alexx legte die Stirn in Falten und sagte: »Entschuldige mal, was trägst du da?«

Delko bedachte sie mit einem verlegenen Grinsen. »Tut mir leid. Ich war draußen in der Garage und habe mir das Boot angesehen, das ich aus dem Sumpf gezogen habe. Es ist ziemlich dreckig. Als du anriefst, bin ich sofort ohne mich umzuziehen hergekommen.«

»Tja, das kannst du jetzt machen. Zeig ein bisschen Respekt. Das hier ist keine Autowerkstatt.«

»Okay, okay.« Er schälte sich aus dem Overall, und darunter kam seine Alltagskleidung zum Vorschein.

»Sind wir jetzt mit der Modenschau fertig?«, erkundigte sich Alexx.

Delko streifte ein frisches Paar Handschuhe über. »Alles erledigt.«

Alexx zog das Laken fort, das den Leichnam auf ihrem Autopsietisch bedeckt hatte. Das, was davon übrig war. Ein Bein endete auf halber Höhe des Oberschenkels, das andere direkt unter dem Schienbein. Die Armstümpfe waren beide auf der Hälfte des Unterarms abgetrennt. Es gab keinen Kopf, keinen Hals, und das Fleisch an den Schultern war verbrannt und zerfetzt.

»Unser John Doe ist vermutlich hispanischer Abstammung, schätzungsweise Mitte vierzig. Keine sichtbaren Tätowierungen, keine auffälligen Narben. Todesursache war die Explosion, bei der der Kopf abgerissen wurde. Der Zustand der Extremitäten hängt nicht mit der Explosion zusammen. Die Beine

sind durch Raubtiere, die Hände durch einen chemischen Wirkstoff – eine Säure oder irgendeine ähnliche Substanz – so zugerichtet worden. Ich habe eine Probe zur Spurenanalyse geschickt.«

»Was ist mit den Bombenfragmenten?«

»Es waren ein paar Splitter aus Plastik und Metall im Gewebe des Trapezmuskels. Ich habe sie für dich entnommen.«

Sie griff nach einem kleinen Plastikbeutel, der neben ihr auf einem Tablett lag, und reichte ihn Delko.

»Also kein Schrapnell«, murmelte der Ermittler. Denn selbst gemachte Bomben wurden in der Regel mit Nägeln oder anderen Metallteilen bestückt, um den Grad der Zerstörung zu erhöhen. Das konnten sie demnach ausschließen.

»Sich den Kopf mitten im Sumpf von einer Bombe abreißen zu lassen, ist eine unangenehme Art des Sterbens«, sagte Alexx.

»Zumindest ging es schnell. Todeszeit?«

»Kürzlich, ein paar Tage, vielleicht weniger.«

»Toxikologische Untersuchung?«

»Noch nicht zurück. Ich konnte keine Hinweise auf chronische Krankheiten oder Drogenmissbrauch entdecken. Er war absolut gesund, soweit ich es beurteilen kann. Der Mageninhalt war fast vollständig verdaut und zu sehr aufgelöst, um ihn durch eine Sichtprüfung zu identifizieren zu können. Aber ich lasse ihn analysieren.«

»Gut. Die Bombenfragmente sollten mir verraten, welche Art von Sprengstoff benutzt worden war.« Delko schüttelte den Kopf. »Warum werden sie mir natürlich nicht erzählen. Aber allmählich bekommt die Sache einen südamerikanischen Beigeschmack.«

»Denkst du, es hat was mit Drogen zu tun?«

»Das würde mich nicht überraschen. Von der kolumbianischen Guerilla ist bekannt, dass sie explosive Halsketten ein-

setzen. Jemand, der im Kokaingeschäft ist, könnte sich die Methode angeeignet haben. Das entspricht der Art, in der Drogenbosse gern Botschaften übermitteln.«

»Aber, Eric, er wurde mitten im Nirgendwo gefunden. Wir wissen immer noch nicht, wer er ist. Wer hätte die Botschaft erhalten sollen? Die Alligatoren?«

»Ich weiß es nicht, Alexx. Aber irgendwo muss doch jemand diesen Kerl vermissen.«

Alexx deckte die Leiche wieder zu. »Ja«, sagte sie sanft. »Und das wird kein schönes Weihnachtsfest, wenn sie ihn Wiedersehen.«

Horatio tippte die Nummer des Bezirksstaatsanwalts ins Telefon und fragte das Büro nach der Durchwahl.

»Hallo?«

»Allison? Hi, Horatio Caine hier.« Allison Schoenhauer war eine Anklägerin, mit der Horatio schon früher zusammengearbeitet hatte. Sie war gut in ihrem Job, besaß eine unerschöpfliche Energie und war absolut ehrlich. Horatio starnte die Berichte in seinen Händen an und warf sie auf den Schreibtisch. »Sie sind doch für den Pathan-Fall zuständig, richtig?«

»Oh, ich hatte noch keine Gelegenheit, mir die Akte anzusehen. Sekunde mal ...«

Horatio wartete, während sie in ihren Unterlagen wühlte.

»Okay, ich hab's ... tut mir leid, hier geht im Moment alles drunter und drüber. Ich werde Weihnachten auf die Bahamas fliegen, und ich versuche, vorher mein Pensum abzuarbeiten. Wie dem auch sei, worum geht es? Sieht für mich nach einer unproblematischen Sache aus.«

»Tja, es hat sich etwas ergeben. Der Verdächtige sagt, er hätte es nicht getan, er sei von dem echten Täter niedergeschlagen worden, und der habe auch die belastenden Beweise am Tatort hinterlassen.«

Allison lachte leise. »Klar. Die Akte sagt, die Überwachungskamera hätte alles aufgenommen. Moment, Horatio, bitte sagen Sie mir, dass Sie den Film noch haben.«

Horatio presste mit Daumen und Zeigefinger die Haut über seiner Nasenwurzel zusammen. »Wir haben die Aufnahme, aber das Gesicht des Täters wird von einem Schal verdeckt.«

»Den Sie ebenfalls haben, richtig?«

»Ja.«

»Und da es sich um einen Schal handelt, finden sich dort doch allerlei Dinge, richtig? Haare, Fasern, Überbleibsel vom Frühstück. Vielleicht sogar ein bisschen DNS?«

»Er behauptet, der Schal wäre ihm umgelegt worden, während er bewusstlos war.«

»So? Nun ja, vor Gericht kann er den Unsinn erzählen, bis er umfällt. Ich bin überzeugt, der Richter kennt jede versponnene Geschichte, die man sich nur denken kann. Also, hören Sie, Horatio, ich habe zu tun.«

Und dann berichtete Horatio der Anwältin von dem Fingerabdruck, Pathans Widerstand und seiner plötzlichen Kehrtwende.

Eine lange Pause trat ein, während Allison Schoenhauer die Informationen sacken ließ.

Dann atmete sie hörbar aus. »Oh Mann. Also, was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Horatio. »Aber ich war selbst am Tatort, und eines kann ich mit Bestimmtheit sagen: Bei der Sicherung der Beweise und ihrer Untersuchung wurden keine Fehler gemacht.«

»Wie schade. Denn den Fingerabdruck zu verlieren, wäre in Anbetracht der anderen Beweismittel nicht das Schlimmste, was passieren könnte.«

»Ich würde niemals Beweise manipulieren, Allison.«

»Natürlich nicht. Aber wenn Ihr Freund Pathan versucht, uns hereinzulegen, dann ist ihm die Bedeutung dieses Finger-

abdrucks zweifellos bewusst, und er wird nicht zögern, das vor Gericht auszunutzen. Und wenn Sie nicht beweisen können, dass ihn jemand dort platziert hat, haben wir keinen Fall. Eigentlich ist es noch schlimmer, denn der Fingerabdruck beweist, dass Pathan unschuldig ist. Was ich, so unwahrscheinlich seine Geschichte auch klingt, ebenfalls in Betracht ziehen muss.«

»Er ist nicht unschuldig«, entgegnete Horatio. »Ich habe mit dem Mann gesprochen, den er angegriffen hat, aber offenbar nicht früh genug. Das Opfer weigert sich, eine Aussage zu machen und behauptet, sich an nichts zu erinnern. Jemand war vor mir bei ihm, Allison, und er war beinahe verrückt vor Angst.«

»Also hilft uns das Opfer auch nicht weiter? Horatio, damit kann ich nicht vor den Richter treten. Der verwirft die Geschichte so schnell, dass der Kerl vor Begeisterung bis zum Zivilgericht geht. Und dann haben wir ein Verfahren wegen unberechtigter Festnahme, und das wird weder Ihrer noch meiner Karriere guttun.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber seine Geschichte ist dürftig. Außerdem haben wir immer noch das Video, und vielleicht finden wir sogar Blutspuren auf dem Schal.«

»Das ist nicht genug, Horatio. Wenn der Verkäufer ihn nicht identifiziert, dann ist der Fingerabdruck mehr als ausreichend für einen berechtigten Zweifel. Lassen Sie ihn laufen.«

Horatio zögerte.

»Sind Sie noch dran?«, fragte Allison.

»Ja«, sagte Horatio resigniert. »Genießen Sie Ihren Urlaub.« Und damit legte er auf.

In der Garage im Keller des CSI-Gebäudes untersuchte Delko das Aluminiumboot. Die Richtung, in die die Metallwölbung zeigte, verriet deutlich, dass sich die Bombe innerhalb des Boots befunden hatte, als sie explodiert war.

Delko sammelte Proben von den verkohlten Rändern des Lochs. Vermutlich würden sie zu dem Sprengstoff passen, mit dem auch das Opfer umkam. Doch das musste noch extra überprüft werden. Wie zuvor fanden sich auch hier keine Hinweise auf mögliche Schrapnellenschüsse.

Die Art der Bombe würde Delko eine Menge über die Person verraten, die sie angefertigt hatte. Eine der einfachsten Bomben war eine Rohrbombe, die sich problemlos herstellen ließ, indem man Schwarzpulver und ein paar Geschosshülsen in ein Rohr füllte, beide Enden versiegelte und eine Zündschnur anbrachte. Wenn das Pulver sich entzündete, entstand große Mengen Gas, das im Rohr zusammengepresst wurde, aber nur für einen Moment, denn sobald das Rohr nachgab, dehnte es sich wieder aus und erzeugte eine Druckwelle, die sich mit einer Geschwindigkeit von ungefähr elftausend Kilometern pro Stunde ausbreitete. Eine Schwarzpulverbombe hingegen war ein Sprengsatz mit geringerer Brisanz. Sie reagierte empfindlich auf Hitze und Reibung, weshalb man sie sorgsam lagern oder transportieren musste, aber dafür benötigte sie auch keinen speziellen Zünder und konnte von so gut wie jedem in Heimarbeit hergestellt werden.

Andere hochexplosive Materialien wie TNT, PETN oder Hexogen konnten eine Druckwelle auslösen, die sich mit annähernd siebentausend Metern in der Sekunde bewegte. Sie waren schwerer zu beschaffen und brauchten einen speziellen Zünder, dafür waren sie aber auch stabiler. Delko glaubte allerdings nicht, solche Sprengstoffe zu finden, denn der Schaden, den die Detonation ausgelöst hatte, war einfach nicht groß genug.

Die chemische Analyse würde ihm mehr Hinweise darüber liefern. Derzeit interessierte ihn jedoch, was genau die Explosion ausgelöst hatte. Er wusste, dass die meisten Bombenbauer ihre eigene Vorgehensweise hatten, auf die sie immer wieder zurückgriffen. Das war eine Art Erkennungszeichen von ihnen.

Bedauerlicherweise hatten der Sumpf und die Explosion nicht viel von dem Zündmechanismus der Bombe übrig gelassen. Delko würde sich auf die Fragmente konzentrieren müssen, die Alexx an dem Leichnam gefunden hatte.

Aber zuerst bemühte er sich, verräterische Spuren auf dem Boot zu finden, die ihm vielleicht einen Hinweis auf seine Herkunft liefern konnten. Ein Aluminiumboot musste irgendwo hergestellt werden, also sollte es auch irgendwo so etwas wie eine Seriennummer geben.

Er entdeckte sie eingeprägt im Dollbord auf der Backbordseite. Der Name des Herstellers stand nicht dort, nur die Nummer.

Sah ganz so aus, als müsste er die Schiffahrtsdatenbanken durchwühlen. Aber das war immerhin etwas ...

Als Abdus Sattar Pathan zur Vordertür des Pre-Trial Detention Centers von Miami-Dade hinausging, wartete Horatio bereits auf ihn.

»Mr Pathan«, sagte Horatio und machte einen Schritt auf ihn zu.

»Lieutenant Caine.« Pathan hatte sich seinen Mantel über den Arm geworfen. »Sind Sie hier, um sich zu entschuldigen?«

Horatio verzog keine Miene. »Das denke ich nicht. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, dass es noch nicht vorbei ist.«

»Ich freue mich, das zu hören. Wer auch immer mich und den armen Ladenbesitzer angegriffen hat, er sollte unbedingt seine gerechte Strafe erhalten.«

»Da kann ich nur zustimmen. Im Moment dürfte er sich allerdings dazu beglückwünschen, wie schlau er ist. Aber das wird nicht lange so bleiben.«

»Nicht?«

»Nein. Sehen Sie, ich habe so etwas schon früher erlebt. Er denkt, er würde davonkommen. Der Zeuge redet nicht, die Be-

weise halten vor Gericht nicht stand, und es wurde ja niemand umgebracht, nicht wahr? Jetzt muss er nur noch in Deckung bleiben und abwarten, bis der Sturm vorbei ist.«

»Das klingt für mich nach einer recht guten Einschätzung der Lage.«

»Das ist ein Irrtum.« Horatio zog seine Sonnenbrille aus der Tasche, klappte erst den einen Bügel auf und dann den anderen. Er drehte die Brille in seinen Händen hin und her, als studiere er ein kostbares Kunstwerk. »Sehen Sie, ich bin nicht zufrieden. Ein Mann liegt im Krankenhaus und der Verbrecher, der ihn dorthin gebracht hat, läuft auf der Straße herum. Diese Art der Arroganz einem Menschen gegenüber nehme ich nicht hin.«

Nun erst blickte Horatio auf und sah Pathan direkt in die Augen. Pathan erwiderte seinen Blick mit ausdrucksloser Miene.

»Ich bewundere Ihre Entschlossenheit, Lieutenant. Ich bin überzeugt, die werden Sie im Kampf gegen einen Gegner brauchen, der so verschlagen ist, wie es dieser ... Kriminelle zu sein scheint.«

»Er ist kein Gegner, Mr Pathan. Er ist nur einer von diesen Leuten, die glauben, sie könnten das System schlagen. In Vegas hat man das richtige Wort für solche Leute.«

»Das lautet?«

»Verlierer, Mr Pathan.« Horatio setzte die Sonnenbrille auf und wiederholte: »Verlierer.«

Dann drehte er sich um und ging. Er war fast drei Schritte gelaufen, als Pathan ihm nachrief. »Lieutenant Caine!«

Horatio blieb stehen und blickte über die Schulter zurück.

»Ich kenne Vegas auch ein bisschen, ich habe dort oft gespielt.«

Horatio wartete.

»Ich bin überzeugt, Sie werden mich über Ihre Fortschritte auf dem Laufenden halten wollen.« Pathan faltete seinen Man-

tel auseinander und warf ihn sich über die Schultern. »Meine Adresse haben Sie bereits, und meine private Mobilnummer steht auf meiner Karte.«

»Nicht nötig.«

»Falls doch, finden Sie sie in ihrer rechten Tasche«, erklärte Pathan und drehte sich um.

Horatio starnte für einen Moment hinter ihm her. Dann griff er in die rechte Außentasche seines Sakkos.

Die Karte, die er hervorzog, war schwarz, die Schrift silberfarben.

»Der Brillante Batin«, las er laut. »Erstaunliche Darbietungen größter Kunst- und Fingerfertigkeit. Spezialität: Kreuzfahrten ...«

Ruckartig blickte er auf.

Pathan war verschwunden.

Wie sich herausstellte, war das Boot von einer kleinen Firma namens *Effundo Enterprises* hergestellt worden. Delko hatte durch die Seriennummer die Werft, die es vor über zwanzig Jahren verkauft hatte, herausgefunden und außerdem den Namen des Mannes zurückverfolgt, der es gekauft hatte. Er hieß Christopher Silverbeck. Silverbeck war vor zwei Monaten gestorben, seine Erben hatten das Boot über den Jachthafen, in dem er einen Liegeplatz gemietet hatte, verkauft. Als Delko in dem Jachthafen anrief, meldete sich der Anrufbeantworter. Das überraschte ihn nicht, denn während der Ferien liefen einige Geschäfte nur mit der Notbesetzung, während andere wiederum so überlaufen waren, dass sie einfach keine Zeit hatten, Telefonanrufe entgegenzunehmen. Für einen Jachthafen konnte, so nahm er an, beides zutreffen. Bootseigner und Angestellte verließen den Hafen, um ihre Verwandten zu besuchen oder Touristenhorden, die in tropischen Gefilden Urlaub machen wollten, hielten alle in Bewegung.

»Äh ... hallo?«

Die Stimme gehörte zu einem jungen Mann mit kurzem braunem Haar. Er trug einen weißen Laborkittel, auf dessen Brusttasche der Name L. FRANKEL eingestickt war, und hatte große, sorgenvolle Augen.

Delko war gerade dabei, eines der Bombenfragmente unter dem Mikroskop zu untersuchen. Nun blickte er auf und fragte: »Ja? Was kann ich für Sie tun?«

Frankel trat ein und hielt einen Aktendeckel hoch. »Die Spurenanalyse schickt mich. Ich soll Ihnen das bringen. Das sind die Ergebnisse der Sprengstoffuntersuchung.«

»Danke.« Delko nahm ihm die Akte ab und schlug sie auf.  
»Hm, das dachte ich mir.«

»Rohrbombe, richtig?«

Delko nickte dem Labortechniker freundlich zu. Frankel war neu und ein bisschen übereifrig, aber er schien ganz in Ordnung zu sein. »Ja, ganz normales Schwarzpulver. Das Zeug, das die Kids aus Feuerwerkskörpern pulen oder aus der Munition, die sie aus Papas Schrank gestohlen haben.«

»Ja, das ist ein sehr interessantes Thema«, sagte Frankel mit einem nervösen Nicken. »Als Alfred Nobel im Jahr 1867 Dynamit entwickelte, hat er fünfsundsiebzig Prozent Nitroglycerin und knapp fünfundzwanzig Prozent Kieselgur benutzt. Mit heutigen Sprengstoffen ist das nicht zu vergleichen. Sie bestehen inzwischen aus Nitroglycerin und Nitrocellulose beziehungsweise Kollodiumwolle. Bei den Ammoniumnitrat-Sprengstoffen beispielsweise führt das Ammoniumnitrat, wenn man es einatmet, bereits zu Kopfschmerzen und kann sowohl Haut, Augen und Atemwege aufs Schlimmste reizen. Nicht zu vergessen die Sprengstoffe, die es in Form eines Gels gibt.«

Nach diesem Redeschwall verfiel Frankel plötzlich wieder ins Schweigen. Gleichzeitig blinzelte er Delko aus großen,

feuchten Augen an, die diesen an einen Hund erinnerten, der glaubte, etwas falsch gemacht zu haben, aber nicht wusste, was es war.

»Äh, ja«, sagte Delko. »Sie kennen sich gut mit Sprengstoffen aus?«

»Stimmt. Ich habe viel dafür getan, um eine Stelle im Sprengstoffkommando zu bekommen.«

»Wirklich? Warum haben Sie Ihre Meinung geändert?«

»Ach, ich habe das Interesse daran verloren. Ich fand es nicht anspruchsvoll genug.«

»Aha ... tja, wir haben hier genug anspruchsvolle Arbeiten. Willkommen an Bord!«

»Danke. Äh ... auf Wiedersehen.« Frankel drehte sich abrupt um und verschwand.

Gegen den wirkte Wolfe völlig normal, dachte Delko und widmete sich wieder der Untersuchung der Bombenfragmente. Keiner der Zeitmesser hatte es überlebt, oder es hatte gar keinen gegeben. Wolfe hatte am Tatort mehrere Metallsplitter gefunden, die von einem Rohr stammen konnten, außerdem war ihm ein Fetzen von einem Klebestreifen und ein winziges Stück Plastik ins Auge gefallen. Delko fragte sich, in welcher Weise diese Spuren zusammengehörten.

Ziemlich einfaches Ding, diese Bombe, überlegte er. Wer immer das gebaut hat, hatte vermutlich nicht viel Erfahrung damit.

Das Nächste, was er untersuchte, waren die chemischen Rückstände von John Does Armen. Er ließ sie durch das Massenspektrometer laufen und erfuhr, dass es eine Mischung aus Natriumhypochlorit und Natriumhydroxid war, aber auch Cellulosespuren enthielt.

»Äznatron und Natriumsalz«, murmelte er. »Mit anderen Worten, Abflussreiniger.« Auch der war einfach zu besorgen und höchst wirkungsvoll. Die Lauge konnte sich innerhalb von

einigen Stunden durch eine Metalldose fressen. Die Hände einer Leiche waren nichts dagegen. Und bei all den Pflanzen in einem Sumpf konnte man natürlich auch mit Cellulosespuren rechnen.

Nun schaute er sich die Kette an, die um den Leib des Opfers geschlungen worden war. Sie sah aus wie eine Kette, die man in praktisch jedem Eisenwarengeschäft kaufen konnte, und davon gab es eine Menge. Offensichtlich hatte sie die Leiche beschweren und auf dem Grund festhalten sollen. Sie muss sich ein Stück abgewickelt haben, als die Alligatoren sich für die Leiche interessiert haben, überlegte Delko. Die Kettenglieder waren zu klein, um von ihnen einen guten Abdruck anfertigen zu können. Am Ende der Kette hoffte er, Spuren eines Werkzeugs zu finden, mit dem die Kettenglieder durchtrennt worden waren. Doch er hatte kein Glück, das letzte Glied musste abgefallen sein. Oder es lag noch immer in dem Eisenwarenladen.

Sicherheitshalber untersuchte er dennoch jedes einzelne Glied, in der Hoffnung, irgendetwas zu finden, was wichtig sein könnte. Seine Ausbeute bestand aus Schmutz, Pflanzenteilen und drei Stofffasern. Der Schmutz stammte aus dem Gebiet, in dem das Opfer gefunden wurde, das Pflanzenmaterial ebenso. Die Fasern gehörten zu der Kleidung des Opfers, einem einfachen T-Shirt und einer billigen Jeans.

John Doe gab seine Geheimnisse nicht preis. Noch nicht.

»Hey, Ryan«, grüßte Calleigh gut gelaunt, als sie das Labor betrat. »Wie läuft es?«

Wolfe hob den Kopf von dem Leuchttisch, auf dem er ihn abgelegt hatte. »Zu. Viele. Weihnachtsmänner«, ächzte er.

»Davon habe ich gehört. H. hat mir gesagt, ich soll dir helfen. Und ich verspreche, ich werde mich mit Kommentaren zurückhalten.«

»Versprich nichts, was du nicht halten kannst«, riet Wolfe. »Ich meine, versteh mich nicht falsch, ich weiß deine Hilfe zu schätzen, aber bisher hat es noch niemand geschafft, sich die dummen Sprüche zu sparen. Das ist wie ein ansteckendes Virus.«

»So wie Ebola, nur lustiger?«

»Exakt.« Er musterte sie argwöhnisch. »Du wirst nicht standhalten. Niemand ist immun.«

»Nicht mal Horatio? Ich kann mir nicht vorstellen, dass H. einen Witz über Rentiere machen würde.«

»Wenn er es doch täte, würde mein Kopf explodieren«, sagte Wolfe finster.

»Tja, dann hoffen wir mal, dass es nicht soweit kommt. Woran arbeitest du gerade?«

»Fasern. Dank der Kostüme, der Bärte und zahlreichem Zubehör muss ich ein paar Hundert davon untersuchen. Die Kostüme habe ich fast schon hinter mir.«

»Gut. Wie wäre es, wenn du damit weitermachst, und ich kümmere mich um die Bärte?«

»Mir recht.«

Sie machten sich an die Arbeit. Von jeder Probe musste eine einzelne Faser entnommen und untersucht werden. Das war ein langer, ermüdender Prozess, und Wolfe war dankbar für jede Unterstützung.

»Und, Ryan, hast du schon irgendwelche Pläne für die Feiertage?«, fragte Calleigh, während sie mit einer Pinzette vorsichtig ein Barthaar entnahm.

»Eigentlich nicht. Familie besuchen, Geschenke auspacken, zu viel ungesundes Essen vertilgen. Du weißt schon, das Übliche.« Er gähnte. »Tschuldigung.«

»Kein Problem. Ich werde die Feiertage wahrscheinlich mit meinem Vater verbringen.«

»Wahrscheinlich? Sehr sicher bist du dir also nicht?«

»Naja, Feiertage sind für trockene Alkoholiker gefährlich. Sie können vom Weg abkommen, weißt du? Ich freue mich nicht gerade darauf, die Feiertage damit zu verbringen, mich zwischen ihm und dem Eierlikör zu postieren.«

Wolfe hielt in seiner Arbeit inne und sah Calleigh an. »Muss schwer sein.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Familie. Man tut, was man tun muss.«

Für kurze Zeit herrschte Schweigen, dann setzte Wolfe sein Jammern fort.

»Mann«, stöhnte er, »haben diese Weihnachtsmänner noch nichts von Naturfasern gehört? Alles, was ich finde, ist Polyester und Nylon.«

»Ja, ich habe hier auch haufenweise Kunstfasern. Aber zu erwarten, dass unser Täter einen Bart aus natürlichem Haar getragen hat, wäre auch zu viel verlangt.«

»Auch die Haare, die ich an der Leiche gefunden habe, bestehen aus einem synthetischen Polymer namens Kanekalon. Das sind Polyacrylnitrilfasern, die häufig für Perücken, Spielzeug oder Kunstpelz benutzt werden. Außerdem habe ich Vis-

kose gefunden und etwas, das ich noch nicht identifizieren konnte.«

»Es gibt ja nur siebenundzwanzig verschiedene Faserarten, die zur Herstellung von Stoffen benutzt werden.« Calleigh seufzte. »Vier natürliche – Seide, Wolle, Baumwolle und Leinen – und dreiundzwanzig künstliche.«

»Ja, aber diese siebenundzwanzig Faserarten können auch noch in den verschiedensten Kombinationen miteinander verarbeitet werden«, sagte Wolfe. »Wenn ich genügend Zeit hätte, könnte ich die Fasern identifizieren.«

»Das kommt noch. Nicht einmal der Weihnachtsmann kann ungestraft einen Mord begehen.«

»Besonders, seit es das Vermummungsverbot gibt.«

»Ryan!«

»Sorry. Ich schätze, ich bin auch nicht immun.«

Der Jachthafen hieß *Barry's Boathome* und befand sich auf der Nordseite der Biscayne Bay. In dem Trailer, in dem das Büro untergebracht war, war niemand zu sehen, aber im Bereich des mit einem Maschendrahtzaun abgesperrten Trockendocks wurde Delko fündig.

Auf dem Gelände gab es Boote aller Größe und Form, von Zweimannbooten bis hin zu dreißig Meter langen Kajütbooten. Ein stämmiger, grauhaariger Mann in einer fleckigen Latzhose war gerade dabei, die Zinken eines großen Gabelstaplers unter den Rumpf eines Boston Whalers zu bugsieren, als Delko sich näherte.

»Entschuldigung«, rief der CSI-Ermittler.

Der Staplerfahrer hielt inne und blinzelte ihn an. Er hatte ein breites Gesicht, das aussah, als wäre er irgendwann mit dem Kopf in eine Schraubzwinge geraten. Eine Erfahrung, die sich anscheinend auch auf seine Gemütslage negativ ausgewirkt hatte. »Was?«, fragte er mürrisch.

»Miami-Dade, kriminaltechnisches Labor.« Delko hielt seine Marke hoch. »Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Ja, ja, Sekunde.« Der Mann arretierte die Gabel und schaltete den Motor ab. Dann kletterte er von seinem Sitz herunter, zog seine schmutzigen Handschuhe aus und stopfte sie in die Tasche seiner Arbeitshose. »Was woll'n Sie«, fragte er barsch.

Delko hätte am liebsten mit den Worten ›Ein bisschen Höflichkeit wäre nett‹ geantwortet. Stattdessen sagte er: »Soweit ich weiß, haben Sie vor Kurzem dieses Boot verkauft.« Delko zog ein Foto hervor, das er dem Mann reichte.

Der Mann musterte das Bild und grunzte: »Ja, klar. Silverbecks Boot. Hab's vor ein paar Tagen abgestoßen. Warum?«

»Ich bin auf der Suche nach der Person, an die Sie es verkauft haben. Wer war der Käufer?«

»Keine Ahnung. Irgendein Typ, der sich auf die Anzeige gemeldet hat. Silverbecks einzige Verwandte ist eine Schwester an der Westküste, und die wollte das alte Ding nicht. Hab hundert Dollar dafür kassiert.«

»Haben Sie einen Beleg ausgestellt?«

»Der Kerl hat bar bezahlt. Und er hat mir gesagt, er will keine Quittung. Hab mich nicht gesträubt.«

Natürlich nicht, dachte Delko. Vermutlich hat der Typ noch etwas draufgelegt, was direkt in deiner Tasche verschwunden ist. »Klar. Wollen Sie etwas Interessantes über den Staat Florida erfahren?«

»Ich hab keine Zeit für Geschichtsunterricht ...«

»Viele Leute setzen sich hier zur Ruhe. Aber die meisten denken nie daran, dass auch viele Menschen hier sterben. In Florida finden viele gerichtliche Testamentseröffnungen statt und infolgedessen sind unsere Regeln und Vorschriften sehr genau. Möchten Sie wissen, wie viel Ärger Sie sich einhandeln können, wenn Sie gegen diese Regeln verstößen?«

»Hey, ich hab nicht ...«

»Sehen Sie, die Leute sind in diesem Punkt oft sehr empfindlich. Sie haben gerade einen geliebten Menschen verloren, sie sind emotionell aufgewühlt, und dann kommt jemand und versucht, einen Vorteil daraus zu ziehen. Das kann ziemlich unangenehm werden. Natürlich bin ich überzeugt, dass Sie nichts Ungesetzliches getan haben.«

Der Mann fixierte ihn wütend, aber Delko spürte, dass sein Zorn vor allem seine Nervosität verbergen sollte. »Ich hätte ‘ne Quittung ausgestellt, wenn ich geahnt hätte, dass das so ‘ne große Sache ist.«

»Naja, das muss ja nicht sein«, lenkte Delko ein. »Ich bin nur daran interessiert, die Person zu finden, der Sie das Boot verkauft haben. Je eher ich mit ihr reden kann, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dass wir uns Wiedersehen.«

Es war erstaunlich, wie kooperativ sich der Mann nun plötzlich zeigte. Der Käufer war hispanischer Herkunft gewesen, Mitte vierzig, gekleidet im Stil der gehobenen Mittelklasse und hatte bar bezahlt. Er hatte seinen Namen nicht genannt und das Boot in Besitz genommen, indem er einfach darin weggerudert war. Er war nach Süden gerudert, und dort gab es etliche Strände und Jachthäfen, Orte, an denen er es hätte verladen können, ohne dass es irgendjemandem aufgefallen wäre. Das Boot war klein genug, um auf die Ladefläche eines Pick-ups oder sogar auf ein Autodach zu passen.

Davon abgesehen hatte der Staplerfahrer ihm noch eine weitere Information mitgeteilt, und Delko war nicht sicher, wie nützlich sie sein würde. Er sagte: »Der Mann hat irgendwie ... abwesend gewirkt.«

»Abwesend? Meinen Sie, er stand unter Drogen?«

»Nee, nichts in der Art. Er war nur nicht richtig da, wissen Sie? So, als hätte er ‘ne Menge im Kopf. Abgelenkt, schätze ich. Vielleicht hat er vergessen, seine Weihnachtseinkäufe zu erledigen.«

Vielleicht, dachte Delko. Aber vielleicht hat er auch über etwas viel Unerfreulicheres nachgedacht.

Horatio hasste es, hinters Licht geführt zu werden.

Er war es gewohnt, angelogen zu werden, das gehörte einfach zum Job. Er hatte es ständig mit Leuten zu tun, die dachten, sie könnten mit einem Mord davonkommen. Aber das war etwas anderes. Sie alle versuchten, das System auszutricksen, unglücklicherweise vertrat er jedoch dieses System, und so handelten sie sich seine Aufmerksamkeit ein. Seine Arbeit bestand darin, Fakten und Fiktion voneinander zu trennen. Das war genau das, was er mit der Unterstützung seines Teams täglich machte.

Es kam vor, dass jemand glaubte, Horatio manipulieren zu können, doch das war ein Fehler.

Normalerweise schlug so ein Versuch fehl. Horatios Verstand wurde nur noch von seiner Diszipliniertheit übertroffen. Der Versuch, ihn beeinflussen zu wollen, war ebenso erfolgreich wie mit einer Lupe ein Loch in einen Banktresor zu brennen.

Aber auch er konnte in die Irre geführt werden.

Es geschah nicht oft, und es hielt niemals lange an. Beweise waren Beweise, und früher oder später mussten er oder seine Leute sie finden. Das war seine unerschütterliche Überzeugung, auf die er sein Leben gesetzt hätte. Beweise konnten manipuliert werden, aber die Wahrheit nicht. Daran hielt er fest.

Aber auch er war nur ein Mensch. Und im Gegensatz zur Wahrheit konnten Menschen auch einmal falschliegen.

Pathan hatte ihn ausgetrickst und berief sich dabei auf die Beweise. Horatios eigene Arbeit hatte dem Mann zur Freiheit verholfen, einem Mann, von dem Horatio vermutete, dass er schuldig war. Und das war beinahe das Schlimmste, denn, dass

Horatio nur Vermutungen anstellen konnte, ließ ihn seine Kompetenz infrage stellen – und die von Calleigh.

Seine eigene Arbeit anzuzweifeln war eine Sache, aber die seines Teams eine ganz andere – eine weitaus schlimmere.

Und dann war da noch diese Visitenkarte.

Es war ausgesprochen clever von Pathan gewesen, ihm die Karte in die Tasche zu stecken, ohne dass er etwas davon mitbekam. Und es übermittelte eine Botschaft, die sehr viel bedeuter war als Pathans Telefonnummer. Sie lautete: Ich bin schlauer als du. Und mir ist es egal, ob du das weißt oder nicht.

Horatio saß am Steuer seines Hummer. Der Motor brummte im Leerlauf, und er hielt die Karte in der Hand. Starrte sie an.

Dann lächelte er und flüsterte: »Okay.«

Die Karte verschwand in seiner Brusttasche, wo auch die Sonnenbrille war. Er legte den Gang ein und fuhr los.

Calleigh und Wolfe nahmen die Fußbekleidung als Letztes in Angriff. Das nahm nicht viel Zeit in Anspruch, denn sie konnten eine Menge Stiefel anhand der Größe oder des Profils ausschließen. Bald waren nur noch wenige übrig.

»Und die glückliche Mrs Claus ist ...?«, fragte Wolfe.

»Valeerie ... oh nein! Das kann doch nicht sein.«

»Was?«

Calleigh reichte ihm mit bedauerndem Blick die Liste und sagte: »Ich weiß, wie das aussieht, aber ich schwöre, das ist kein Witz.«

Wolfe fuhr mit dem Finger über die Einträge. »Valeerie ... Blitzen. Das ist doch ein Witz.«

Calleigh zuckte mit den Schultern. Wenigstens gehörte Blitzen zum engsten Kreis des Weihnachtsmanns.

»Unser toter Weihnachtsmann hat sich von einem Rentier besteigen lassen?«, fragte Wolfe. »Wenn da nicht Tripp seine Finger im Spiel hatte ...«

»Ach, hör auf«, entgegnete Calleigh. »Du weißt so gut wie ich, dass Frank nie Beweise manipulieren würde. Und Blitzen ist in diesem Fall doch ein sehr passender Nachname, nicht wahr?«

Wolfe seufzte. Wieder las er die Liste und runzelte die Stirn.

»Aber etwas passt nicht. Blitzen hatte keine Perücke und am Tatort waren definitiv Kunsthaarfasern.«

»Nach allem, was ich mitbekommen habe, waren die Weihnachtsmänner ein ziemlich hemmungsloser Haufen«, sagte Calleigh. »Sie umarmten sich, saßen auf den Knien der anderen und so weiter. Unser Opfer könnte diese Fasern von überall aufgesammelt haben.«

»Das stimmt«, gestand Wolfe ein. »Dann nehme ich an, der nächste Schritt wird sein, Ms Blitzen zur Befragung zu bitten.«

»Ja, lass uns das tun.«

Misstrauisch musterte er sie.

»Das war's«, sagte sie. »Hol die Verdächtige her. Befrag sie.«

»Na schön.« Delko nickte.

»Und sollte sie ein Alibi haben, gibt es immer noch Donner und Dancer und Prancer und ...«

»Ich wusste es«, sagte Wolfe und riss verzweifelt die Hände hoch. »Niemand ist immun. Entschuldige mich, ich gehe mir ein bisschen Lametta suchen, mit dem ich mich aufhängen kann.«

»Vixon, nicht zu vergessen – das soll eine richtige Herumtreiberin sein – Comet und Cupid und natürlich Rudolph – der ist bestimmt der Anführer.«

Wolfe ging zur Tür hinaus, während sie die Namen der Rentiere an den Fingern abzählte.

Doktor Alexx Woods brachte den Weihnachtstagen eine Art Hassliebe entgegen.

Sie genoss es natürlich, Zeit mit ihrer Familie zu verbringen. Sie liebte den Gesichtsausdruck ihrer Kinder, wenn sie ihre Geschenke auspackten, und sie liebte all die kleinen Rituale und Traditionen, die sie und ihr Mann sich über die Jahre bewahrt hatten, wie beispielsweise die alte Schwarz-Weiß-Verfilmung von *Eine Weihnachtsgeschichte* zu sehen, die mit Alastair Sim. Die Szene, in der er noch eine Chance bekam und umhertanzte, brachte sie jedes Mal zum Lachen. »Das«, pflegte sie zu ihrem Mann zu sagen, wenn Scrooge auf dem Kopf stand, »ist ein wirklich glücklicher Mann. Er mag verrückt sein, aber er amüsiert sich großartig.«

Und ihr Mann lächelte dann, legte den Arm um sie und sagte: »Das ist gar nichts gegen mich.«

Was sie nicht liebte, war die Unordnung. Überall Weihnachtspapier, Tannennadeln, Nusschalen, Orangenschalen, Kekskrümel und verschütteter Eierlikör. Sie hasste Chaos bei sich zu Hause beinahe ebenso sehr wie an ihrem Arbeitsplatz, und die Feiertage brachten es mit sich, dass sie beinahe ständig damit beschäftigt war, zu putzen oder jemanden damit zu beauftragen. Stets war sie erleichtert, wenn erst der Januar gekommen war, auch wenn sie sich dabei selbst ein wenig wie Scrooge vorkam.

Aber im Gegensatz zu Scrooge hatte sie ihre Freunde zu schätzen gelernt. Alexx achtete darauf, nie zu vergessen, wie wichtig sie waren. Jede Leiche, die auf ihrem Autopsietisch landete, erinnerte sie daran, wie kostbar das Leben war und wie leicht man es verlieren konnte.

Als sie nun ihre Notizen zu der Leiche durchlas, die in den Everglades gefunden wurde, wurde ihr schlagartig bewusst, wie viel man verlieren konnte. John Doe hatte nicht nur sein Leben verloren, er hatte auch seine Identität verloren, seine Geschichte. Diejenigen, die um ihn trauern würden, wussten nicht einmal, dass er tot war. Er war so sehr von allem abge-

schnitten, wie ein Unbekannter, der nicht einmal einen Grabstein hatte, den man anschauen konnte.

Sie verließ ihr Büro, ging zu den Leichenschränken und öffnete das Schubfach von John Doe. Die meisten Leute hätten den Anblick einer kopflosen Leiche mit verstümmelten Gliedern als grauenhaft empfunden, aber Alexx sah nur bekümmert aus.

»Niemand sollte so allein sein«, sagte sie. »Ich wette, du hast irgendwo eine Familie, nicht wahr? Ich wette, irgendwo liegen Geschenke mit deinem Namen unter dem Weihnachtsbaum. Und ich wünschte inständig, ich wüsste, wie der lautet.«

Tripp und Wolfe führten die Befragung von Valerie Blitzen gemeinsam durch. Sie war eine junge, attraktive Frau mit langen, braunen Locken, einem schönen, braunen Teint und einem Kater. Sie starnte sie aus blutunterlaufenen Augen an und trank in langsamem, vorsichtigen Schlucken Wasser aus der Flasche, die sie mit einer Hand fest umklammerte. Sie trug eine Leggins und ein überdimensionales graues Sweatshirt und hockte mit angezogenen Beinen auf ihrem Stuhl.

»Miss ... macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie Valerie nenne?«, fing Wolfe an. Tripp hatte sich vorgebeugt und starre auf seine Verdächtige.

»Was auch immer«, sagte sie matt. »Bringen wir das einfach hinter uns, ja?«

»Fühlen Sie sich nicht gut?«, fragte Tripp. »Sie sehen ein bisschen krank aus.«

»Mir geht es gut«, erwiderte sie und versuchte zu lächeln. »Ich warte nur darauf, dass die Schmerzmittel wirken.«

»Zu viel Feierstimmung kann einem schlecht bekommen«, stellte Wolfe fest. »Besonders auf leeren Magen.«

»Oh, es hat genug zu essen gegeben. Wir sorgen immer dafür, dass wir unterwegs irgendwo etwas zu essen finden. Wir

waren in einem tollen Deli. Ich habe es nur mit den Elfen-Steroiden etwas übertrieben.«

»Elfen-Steroide?«, fragte Wolfe.

»Eine Mischung aus Ethanol und Eierlikör. Ein Kurzer, aber stark.«

»Oh-oh«, machte Tripp. »Ich schätze, ein paar davon wirken ziemlich auflockernd, was?«

Sie blinzelte und schaffte es dabei, den Eindruck zu vermitteln, dass sogar ihre Wimpern schmerzen würden. »Könnte man so sagen, ja.«

»So sehr, dass Sie sich im Schnee zusammen mit einem Toten wiedergefunden haben?«, fragte Wolfe. »Wir haben einen Stiefelabdruck von Ihnen neben dem toten Weihnachtsmann gefunden, und wir haben DNS, die auf Beischlaf hindeutet. Wenn wir Ihre DNS untersuchen, werden wir dann auf eine Übereinstimmung stoßen?«

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte. Ein gedämpftes ›Ja‹ kam aus ihrem Mund.

»Wollen Sie uns etwas darüber erzählen?«, hakte Wolfe nach.

»Eigentlich nicht.«

»Würden Sie einen Gefängnisaufenthalt vorziehen?«

Ihre Hände sanken herab.

»Hören Sie, das war nur so eine spontane Geschichte. All die Santas haben gefeiert. Wir waren im Eisstadion, und ich und Santa Shaky haben eine Weile miteinander geflirtet. Dann ist er zu mir gekommen und hat gesagt, er hätte echten Schnee gefunden, also bin ich ihm zur Seitentür gefolgt. Und dann haben wir schon mitten im Schnee gelegen. Er hat den Oberkörper frei gemacht und sich den Schnee auf die Brust gerieben. Er hat mir ständig erzählt, wie gut sich das anfühlt.«

»Die Santa-Kostüme sind wohl ziemlich warm, wie?«

»Oh ja. Für die Jungs in der vollen Montur ist es am schlimmsten. Ich konnte wenigstens einen Rock tragen. Ihm war so heiß, dass sogar Dampf aufgestiegen ist, als er im Schnee lag.«

»Und dann hat eins zum anderen geführt.«

»Ja. Aber ich glaube, er hat zu viel getrunken, weil er, na ja, er hat sich übergeben, als wir mittendrin waren.«

»Er hat sich übergeben, während Sie Verkehr mit ihm hatten?«, fragte Wolfe.

»Ja. Wenn er oben gewesen wäre, dann ... Ich möchte gar nicht darüber nachdenken.«

»Und Sie sind einfach aufgestanden und weggegangen?«

»Eher gestolpert. Ich war ziemlich fertig.«

»Und Sie haben sich keine Sorgen gemacht, er könnte an seinem eigenen Erbrochenen ersticken?«, hakte Wolfe nach.

»Ist ... ist er daran gestorben? Oh Gott. Ich schwöre, er war noch am Leben, als ich gegangen bin. Ich habe ihn kotzen gehört, als ich wieder reingegangen bin. Ich dachte, er wäre okay. Ich habe niemandem davon erzählt, weil ... naja, das ist peinlich, wissen Sie? So etwas hatte noch keiner mit mir gemacht.«

»Ich würde das an Ihrer Stelle nicht persönlich nehmen«, kommentierte Tripp.

»Und was die Todesursache angeht, so kennen wir die noch nicht«, erklärte Wolfe. »Wusste jemand, dass Sie mit ihm draußen waren?«

»Es könnte uns jemand gesehen haben, als wir rausgingen. Auf jeden Fall bin ich ziemlich sicher, dass mich niemand gesehen hat, als ich wieder reinkam.«

Wolfe und Tripp schauten einander an, und Tripp zuckte mit den Schultern.

»Okay, für den Augenblick ist das alles«, sagte Wolfe. »Wir melden uns wieder, wenn die Autopsie abgeschlossen ist und

wir die Laborergebnisse haben.« Er zögerte kurz. »Nur noch eine Frage. Warum Santa?«

Sie bedachte ihn mit einem misstrauischen Blick. »Sie meinen, warum ich ...«

»Spaß gehabt habe?«, schlug Tripp vor.

»Nein, nein«, sagte Wolfe. »Ich meine diese ganze Santarchy-Geschichte. Warum tun Sie das eigentlich? Ist das nur eine Ausrede dafür, ein Kostüm anzuziehen und sich zu betrinken?«

Sie studierte ihn eine Sekunde lang und kam zu dem Schluss, dass er ehrlich daran interessiert war. »Das ist es nicht. Naja, bei manchen schon, aber nicht bei allen. Der eigentliche Grund ist ganz einfach: alle lieben Santa.«

»Normalerweise«, murmelte Tripp hörbar.

»Und was ist mit den Kindern?«, fragte Wolfe. »Ich meine, macht es Ihnen denn gar nichts aus, dass Sie den Weihnachtsmann als versoffen und lüstern zur Schau stellen?«

Sie seufzte. »Erstens, wir machen mit Kindern keinen Mist. Alle Mutanten-Spielzeuge, die wir Kindern geben, sind kinderfreundlich. Zweitens flippen wir nur spät am Abend aus oder in Bars, in denen sich so oder so keine Kinder rumtreiben sollten. Und drittens, wie alt waren Sie, als Sie herausgefunden haben, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt?«

Diese Frage traf Wolfe unvorbereitet. »Ich weiß nicht – sieben oder acht, nehme ich an.«

»Wissen Sie noch, wie Sie sich gefühlt haben?«

»Allerdings. Zuerst war ich sauer und wollte es nicht glauben, und dann bin ich richtig traurig geworden.«

»So empfinden das viele Leute. Wissen Sie, wir kennen all diese kleinen Geschichten über den Weihnachtsmann, die wir unseren Kindern erzählen, all diese Rituale – Socken aufhängen, Milch und Kekse bereitstellen, eine Wunschliste schreiben –, und all das dient nur einer Sache: Uns davon zu überzeugen, dass er real ist. Aber das ist er nicht. Um uns das klarzuma-

chen, gibt es kein Ritual, nichts, um uns begreiflich zu machen, dass Mommy und Daddy uns unser ganzes Leben lang angeflunkert haben. Meinen Sie nicht, dass das ziemlich daneben ist?«

Wolfe runzelte die Stirn. »So habe ich das bisher nie gesehen.«

»Tja, naja, ich sage ja nicht, dass das der Zweck des Santacons wäre. Ich sage nur, dass, wenn es um heilige Kühe geht, ein fetter Kerl in einem roten Anzug, der dafür steht, haufenweise Geld auszugeben und die eigenen Kinder anzulügen, nicht unbedingt eine Figur ist, die allzu viel Respekt verdient. Sicher, jede Menge Heiden würden mir widersprechen, aber das ist wieder ein anderes Thema, und ich möchte nur noch nach Hause und in mein Bett. Okay?«

»Sie können gehen«, sagte Tripp. »Frohe Weihnachten.«

Sie erhob sich und bedachte ihn mit einem schwachen, aber aufrichtigen Lächeln. »Ihnen auch frohe Weihnachten.«

Natalia Boa Vista war die leitende Wissenschaftlerin des Justice Project, eines mit Bundesmitteln geförderten Programms zur Wiederaufnahme alter ungeklärter Fälle unter Zuhilfenahme des neusten technologischen Standards zur Untersuchung von DNS-Beweisen. Hauptquartier des Projekts war das kriminaltechnische Labor von Miami-Dade. Aufgrund des erweiterten Aufgabenbereichs wurden von der Regierung Gelder zur Verfügung gestellt, um große Teile des Labors zu renovieren. Die meisten Labormitarbeiter wussten die neue Ausstattung zu schätzen, doch nun spielte das DNS-Labor eine weitaus größere Rolle auf der politischen Bühne als bisher. Natalia war von Natur aus kontaktfreudig und sympathisch, widmete sich ihrer Sache aber auch mit großer Leidenschaft und schrak vor keiner Auseinandersetzung zurück. Sie war schon einigen Leuten im Machtgefüge des Labors auf die Nerven gefallen, was Horatio

veranlasste, ihr zumeist amüsiert zuzunicken, wenn er ihr auf dem Korridor begegnete. Sie hatte das Gefühl, er hatte seinen Spaß daran, dass sie bisweilen für Unruhe sorgte.

Eine Person, mit der sie bisher kaum Erfahrungen gemacht hatte, war Alexx Woods. Während Natalia sich vorwiegend um alte Fälle kümmerte, befasste sich Alexx fast ausschließlich mit jüngst Verstorbenen. Aus diesem Grund war sie überrascht, als Alexx zu ihr in den Pausenraum kam und auf der anderen Seite des Tisches Platz nahm. »Kann ich kurz mit Ihnen sprechen?«

»Klar«, sagte Natalia lächelnd. »Was gibt's?«

»Tja, ich bin nicht sicher, ob Sie helfen können. Ich habe Probleme mit der Identifizierung einer Leiche, es gibt keine Fingerabdrücke und keine CODIS-Treffer. Vielleicht können Sie mir einen Rat geben.«

Natalia nahm einen Schluck aus ihrer Wasserflasche und dachte nach. »Normalerweise benutze ich für einen alten Fall auch die üblichen DNS-Techniken. Aber ich kann auf mehr Datenbanken zugreifen. Ich könnte in den Datenbanken einiger Behörden nachschauen, die gerade erst online gegangen sind. Darunter auch einige ausländische Stellen. Wenn Ihr Opfer aus dem Ausland stammt, haben wir vielleicht Glück.«

»Der Hautfarbe nach könnte er hispanischer Herkunft sein, aber genau kann ich das nicht sagen. Er könnte auch ein amerikanischer Ureinwohner sein, ein Asiate oder sogar ein Eskimo, nach allem, was ich bisher weiß.«

»Naja, es gibt einige genetische Besonderheiten bei den amerikanischen Ureinwohnern. Wenn die Haplogruppe Q3 auftaucht, können wir seine Herkunft genetisch eingrenzen.«

»Das würde mir sehr helfen. Danke!« Alexx überlegte: »Wahrscheinlich war dieser Mann an einem Drogendeal beteiligt, und der Fall hat ein schlimmes Ende genommen. Aber aus irgendeinem Grund kann ich das einfach nicht glauben.«

»Vielleicht, weil er ein unbeschriebenes Blatt ist«, meinte Natalia. »Wenn man gar nichts über eine Person weiß, neigt man dazu, ihr bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben. Das ist so, als würden Sie auf der Straße den Hinterkopf einer Person sehen und sich in Gedanken ein Bild von seinem Gesicht machen, obwohl Ihnen dafür jegliche Anhaltspunkte fehlen.«

»Vielleicht. Viel nichtssagender als dieser arme Mann kann man auch kaum sein. Er hat kein Gesicht, geschweige denn einen Namen.«

»Sie sind ihm wirklich zugetan, oder?«, fragte Natalia neugierig.

»Das sind meine Patienten. Ich fühle mich für sie ebenso verantwortlich wie für die Lebenden.«

»Das verstehe ich«, erwiderte Natalia. »Mir geht es mit meinen Fällen ganz ähnlich. Niemand hat es verdient, einfach vergessen zu werden.«

»Nein, das hat niemand verdient. Aber die Personen, mit denen Sie es zu tun haben, bekommen immerhin eine zweite Chance. Wenn die, mit denen ich zu tun habe, bei mir eintreffen, haben sie alle Chancen verbraucht.«

»Das stimmt«, gab Natalia zu. »Einer der Leute, die durch meine Hilfe freigekommen sind, hat mich als den ›Geist der vergangenen Weihnacht‹ bezeichnet.«

»Was?« Alexx sah ein wenig erschrocken aus.

»Sie kennen doch Scrooge? Der Mann, der in seine Vergangenheit zurückkehrt und eine zweite Chance bekommt?«

»Sicher, ich kenne ihn. Es ist nur ... er ist mir heute schon einmal durch den Kopf gegangen.«

»Ist doch die richtige Jahreszeit dafür, meinen Sie nicht?«

Alexx stand auf. »Für manche von uns. Danke, Natalia. Und frohe Weihnachten.«

»Frohe Weihnachten, Alexx. Ich werde die DNS untersuchen, sobald ich kann.«

Auf Kreuzfahrtschiffen herrschte stets eine große Nachfrage nach Unterhaltung. Die meisten Schiffe verfügten über mehr als nur einen Club oder ein Theater und während die größeren Räume meist für musikalische Varietés und Tanzdarbietungen genutzt wurden, blieben die kleineren den Comedians und Sängern vorbehalten – und den Magiern.

Der Brillante Batin, wie Abdus Sattar Pathan sich nannte, hatte sich in dieser besonderen Welt eine Art Nische geschaffen. Wie Horatio feststellte, kannten viele der Agenturen, die Unterhaltungskünstler für Kreuzfahrtschiffe anwarben, seinen Namen, und fast alle lobten ihn in höchsten Tönen.

Fast alle.

»Tja, er ist wirklich talentiert, das steht außer Zweifel«, sagte einer der Agenten am Telefon. »Sein Umgang mit dem Publikum ist phänomenal, seine Sprüche sind sauber, er ist jung und sieht gut aus, und er arbeitet hingebungsvoll an seiner Kunst.«

Jahrelange Erfahrung hatte Horatio gelehrt, auch das Unausgesprochene zu hören. In diesem Fall war es schon ein Reflex. »Aber?«, hakte Horatio nach.

»Aber ... er hat auch etwas Beunruhigendes an sich. Eines der ungeschriebenen Gesetze der Magie lautet: Ängstige niemals dein Publikum. Das mag Ihnen komisch vorkommen in Bezug auf Entfesselungskünstler, die ihr Leben riskieren oder Frauen in zwei Teile zersägen, aber das alles soll nur spannend sein, nicht beängstigend.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich verstehе, wo der Unterschied ist.«

»Wenn Sie gespannt sind, ist das so, als würden Sie ein Abenteuer erleben, als würden Sie sich einer unbekannten Herausforderung stellen. Das ist wie in einer Achterbahn. Sie empfinden es zwar als gefährlich, wissen aber, dass es das nicht ist. Letzten Endes müssen Sie dem Zauberkünstler vertrauen – so wie den Gleisen der Achterbahn. Batin ... naja, manchmal hat man den Eindruck, seine Gleise sind ein bisschen holprig.«

»Heißt das, er ist unbeständig?«

»Nein, nein, das ist es nicht. Wissen Sie, das ist schwer zu erklären. Es ist so, dass ich manchmal den Eindruck habe, er will den Leuten Angst machen. Er will sie *wirklich* ängstigen. Das ist beinahe, als stünde er dem Publikum feindselig gegenüber.«

»Ich verstehe ... Haben Sie je erlebt, dass er gewalttätig gewesen ist?«

»Oh nein, nie. Der Mann ist ein vollendet Profi, das kann ich Ihnen sagen. Es ist nur so ... naja, als würde er immer auf der Bühne stehen. Seine Bühnenpersönlichkeit und seine reale Persönlichkeit sind identisch. Sehr höflich, sehr professionell, sehr gelassen. Gute Zauberkünstler können dem Publikum das Gefühl tiefster Konzentration vermitteln. So, als würden sie um sich herum jedes Detail kontrollieren. Er vermittelt das dauernd – wenn er etwas ist, dann wohl eher *zu* beständig, wissen Sie? Ein Kontrollfreak.«

Horatio nickte. »Konzentration und Kontrolle. Ich glaube, ich verstehe.«

Als er aufgelegt hatte, blieb Horatio noch eine Weile an seinem Schreibtisch sitzen und dachte nach. Natürlich war es möglich, Fingerabdrücke zu fälschen.

Die Vorgehensweise war nicht einmal kompliziert. Man fing damit an, einen Abdruck von einer Oberfläche abzuziehen – vorgezugsweise von Glas oder Hochglanzpapier. Dazu brauchte man weiter nichts als gewöhnliches Grafitpulver oder den Dampf eines

erhitzten Sekundenklebers. Dann fotografierte man den Abdruck mit einer Digitalkamera und druckte ihn mit einem Laserdrucker auf eine der transparenten Folien, wie sie für Overheadprojektoren notwendig waren. Der Toner hinterließ ein Reliefbild auf der Folie, das mit einer Mischung aus Holzleim und Glyzerin fixiert wurde. War das getrocknet, konnte es abgelöst und mit Theaterkleber auf die eigene Fingerspitze geklebt werden.

Horatio hatte mit dem Beamten gesprochen, der Pathan die Fingerabdrücke abgenommen hatte, einem Polizisten namens Elliot Chan, und der hatte geschworen, dass alles ganz normal gewesen sei. Es war einfach nicht möglich, dass Pathan, als seine Finger von dem Officer in Tinte gepresst und auf Papier abgerollt wurden, einen Satz falscher Abdrücke hinterließ. Es sei denn, er war gut, sehr gut.

Horatio war mit der Fingerabdruckkarte ins Labor gegangen und hatte sie in stark vergrößerter Ausführung eingehend studiert. Er suchte an den Rändern nach verräterischen Abweichungen und hatte sogar mithilfe des Massenspektrometers und des Gaschromatografen nach Spuren von Glyzerin oder Klebstoff geforscht.

Alles blieb erfolglos. Wenn die Abdrücke falsch waren, dann waren sie perfekt und von echten Abdrücken nicht zu unterscheiden. Horatio fiel es schwer, das zu glauben. Er hielt es für wahrscheinlicher, dass er einfach nur das falsche Beweismittel untersucht hatte.

Er kehrte zu dem Fingerabdruck zurück, den sie der Zeitschrift entnommen hatten. Das fiel ihm nicht leicht, denn Calleigh war diejenige, die diese Aufgabe übernommen hatte, und sie ging stets peinlich genau vor. Dennoch, wenn die Abdrücke aus der Vollzugsanstalt keine Fälschung waren, dann musste es der aus der Zeitschrift sein. Er führte alle Untersuchungen noch einmal durch und erhielt exakt die gleichen Ergebnisse. Beide Abdrücke waren echt.

Alexx suchte Delko im Labor auf, wo er sich die Daten des Sprengstoffmaterials ansah. »Eric? Ich habe gerade den Bericht über den Mageninhalt erhalten.«

Er blickte auf. »So? Irgendwas Interessantes?«

»Eher traurig. Putenbraten, Reis, geräucherte Austern, Aprikosen, Cashewnüsse, Banane, Grünkohl, Kürbiskerne, Maniok, Backpflaumen, Schinkenspeck, Wurst ...«

»Anständige Mahlzeit.«

»... Oliven, gekochte Eier, Zwiebeln, Knoblauch, Tomaten und Chilischoten.«

Delko nahm ihr den Bericht aus der ausgestreckten Hand und studierte ihn.

»Okay, ein Festessen. Vielleicht ein bisschen schwer zu verdauen, aber warum traurig?«

»Verstehst du das nicht, Eric? Das war ein Weihnachtsessen, sein letztes. Wo er auch gegessen hat, er war vermutlich von Leuten umgeben, die ihn gern hatten. Und nach dem, was wir anhand der Konsistenz des Essens ermitteln konnten, hat er es vermutlich erst ein paar Stunden vor seinem Tod zu sich genommen.«

»Das könnte uns helfen, ihn zu identifizieren. Ein paar von den Sachen klingen irgendwie vertraut ... kannst du mir den Mageninhalt rüberschicken? Ich würde gern ein paar zusätzliche Tests durchführen.«

»Klar. Glaubst du, du weißt schon, wo er gegessen hat?«

»Noch nicht, aber vielleicht finde ich heraus, wer das Essen gekocht hat.«

»Wie läuft die Jagd nach dem Weihnachtsmann?«, erkundigte sich Calleigh bei Wolfe, als der ins Labor zurückkam.

Er zog seinen Laborkittel an, ehe er antwortete: »Tja, das Rentiermädchen hat zwar den Sex zugegeben, aber gesagt, dass Santa noch am Leben gewesen wäre, als sie ihn verlassen hat.«

»Glaubst du das?«

»Ich weiß es nicht. Es passt zu dem, was wir gefunden haben, aber die Todesursache kenne ich immer noch nicht. Ich muss auf Alexx warten.«

»Tja, solange du wartest, habe ich etwas, worüber du nachdenken kannst. Ich habe die Faser identifiziert, die du nicht zuordnen konntest.«

»Wirklich?« Wolf trat zu Calleigh, die neben dem Vergleichsmikroskop auf einem Hocker saß.

»Sieh es dir selbst an.«

Er schaute durch das Okular. »Ja, das passt. Was ist das?«

»Eine Polypropylenmischung – und zwar die Art, die für die Herstellung von Teppichen gebraucht wird, die im Innen- und Außenbereich verlegt werden.«

»Warte mal, ich habe diese Faser im Schamhaar des Opfers gefunden. In der Umgebung des Leichenfundorts gab es keine derartigen Teppiche.«

»Was darauf hindeutet«, sagte Calleigh, »dass Santa auch noch an einem anderen Ort unartig gewesen ist.«

»Naja, die Zeugen sagen, er hätte viel geflirtet. Dabei fällt mir ein, dass ich noch nicht mit Valera über die DNS-Spuren gesprochen habe. Warte eine Sekunde.«

Wolfe zog sein Mobiltelefon hervor und tippte eine Nummer ein. »Valera? Wolfe hier. Ich rufe wegen des toten Weihnachtsmanns ... ach, hast du? Toll. Oh-oh. Wirklich? Gut. Ich bin gleich bei dir und hole mir die Ergebnisse. Bis dann.«

»Weißt du«, sagte Calleigh nachdenklich, »durch die offenen Büros mit all den Glaswänden konnte ich tatsächlich zusehen, wie Maxine am Telefon mit dir gesprochen hat.«

»So?«

»Du hättest in der Zeit, die der Anruf gekostet hat, genauso gut gleich zu ihr gehen können.«

Wolfe zuckte mit den Schultern. »Ich habe gehört, eine der Empfangsdamen läuft hier wie verrückt mit einem Mistelzweig durch die Gegend. Ich werde da nicht rausgehen, wenn ich nicht muss. Jedenfalls hat Valera gesagt, sie hätte in der Probe, die ich ihr gegeben habe, die DNS von zwei Frauen gefunden. Eine davon war Valerie Blitzen.«

»Aha. Wer war dann die andere? Und wo war sie mit ihm zusammen?«

»Keine Ahnung. Aber ich glaube, ich weiß, wie wir das herausfinden können. Valerie Blitzen hat gesagt, die Santas würden immer eine Essenspause auf ihrer Route einplanen.«

Calleigh nickte. »Und die kann man zurückverfolgen.«

»Genau. Und da, wo sie gegessen haben, könnte sogar diese Faser her sein.«

Delko war einmal mit einer Frau aus Rio de Janeiro ausgegangen, und sie hatte ihn zu einem traditionellen brasilianischen Osterfest in das Haus ihrer Eltern eingeladen. Der Hauptgang hatte aus Putenbraten bestanden, eingelegt in Limonensaft und Cachaca, dem traditionellem Zuckerrohrschnaps, und gefüllt mit einer schweren Mischung aus Früchten, Nüssen, Fleisch und Reis. Zu den Beilagen hatten sowohl Grünkohl als auch Kürbiskerne gehört.

»Wir nennen das *El Ave de los Ricos*«, hatte sie ihm erklärt.  
»Der Vogel der reichen Leute.«

»Reichhaltig ist er jedenfalls«, hatte er geantwortet.

Und heiß war er auch. Es war ein wunderbarer Abend gewesen, und er hatte besonders das Essen sehr genossen, so sehr, dass er hinterher einige Nachforschungen bezüglich des Rezepts angestellt hatte. Es war nicht einfach, die Sorte Pfefferschoten, die dazu benötigt wurde, außerhalb von Brasilien zu beschaffen, aber man konnte sie über das Internet bestellen, und das hatte er auch getan. Nun präsentierte er etwas von seinem eigenen Vorrat Maxine Valera.

»Das ist eine Pfefferschote«, sagte Valera.

»Sehr gut erkannt«, konterte Delko. »Genauer gesagt ist das Malagueta-Chili aus Brasilien. Und sehr scharf ist sie auch. Du darfst nicht deine Augen berühren, wenn du das Zeug vorher in der Hand hattest.«

»Danke für den Tipp. Wenn du schon weißt, was das ist, wozu brauchst du dann mich?«

»Um herauszufinden, ob eine dieser Proben mit der DNS übereinstimmt.« Er überreichte ihr drei Reagenzgläser. »Aus dem Magen des Opfers. Der Inhalt ist schon sehr aufgelöst, aber ich bin ziemlich sicher, dass eines dieser kleinen roten Stücke auch von einer Chilischote stammt.«

Valera nahm die Reagenzgläser an sich. »Sag mir nicht, dass die ihn umgebracht haben.«

Delko grinste. »So scharf sind sie auch wieder nicht, Maxine.«

Danach blätterte er einige seiner brasilianischen Rezepte durch und hatte bald darauf eine Füllung entdeckt, in der beinahe sämtliche Bestandteile des Essens in John Does Magen enthalten waren.

Dem Branchenverzeichnis zufolge gab es im Bezirk Miami-Dade ungefähr zwanzig brasilianische Restaurants, und John Doe konnte in jedem davon gegessen haben ... oder in keinem davon. Aber falls er seine letzte Mahlzeit bei einem großen Familienessen eingenommen hatte, dann hätte ihn inzwischen bestimmt jemand als vermisst gemeldet, und von den Vermissten der vergangenen Woche passte keiner zu John Does Beschreibung – soweit es etwas zu beschreiben gab.

Angenommen, er hatte in einem Restaurant gegessen. Eine große Mahlzeit wie die gehörte normalerweise zu einer Familienfeier, und so etwas bieten nicht viele Lokale an, nicht einmal während der Feiertage. Aber möglicherweise ein paar der größeren, gehobeneren Restaurants.

Er tätigte einige Anrufe. Ein paar Restaurants boten während der Feiertage ein großes Truthahnmenü an, aber das wurde nur am Weihnachtsabend selbst serviert – das war nach brasilianischer Sitte der traditionelle Tag dafür. Keines der Lokale hatte das Menü vor einer Woche auf der Speisekarte, und Delko fürchtete schon, in einer Sackgasse gelandet zu sein, als er einen Rückruf aus einem der Restaurants erhielt.

»Kriminaltechnisches Labor Miami-Dade, Delko am Apparat.«

»Ja, hallo. Mein Name ist Maria Arrisca. Sie hatten wegen unseres *Ceia de Natal* angerufen?« Die Frau hatte eine warme Stimme und sprach mit einem kaum wahrnehmbaren portugiesischen Akzent.

»Das ist richtig. Aus welchem Restaurant rufen Sie an?«

»Apimentado's. Sie haben mit einer meiner Kellnerinnen gesprochen.«

»Ja. Sie hat mir erzählt, dass Sie dieses Gericht nicht vor dem Weihnachtsabend anbieten.«

»Nein, normalerweise nicht. Wir haben an diesem Abend lange geöffnet und servieren das Gericht nach der Mitternachtmesse. Meistens kommen viele einsame Männer zu uns, die weit von ihrem Zuhause entfernt sind und ihre Familien vermissen. Für sie ist das eine Möglichkeit, an Weihnachten nicht so allein zu sein. Der Grund, warum ich anrufe, ist ein solcher Mann.«

Delko richtete sich auf seinem Stuhl auf. »Sie denken an eine bestimmte Person?«

»Oh ja. Er hat mich vor zehn Tagen aufgesucht. Er wollte unbedingt ein *Ceia de Natal* mit der vollständigen Garnitur. Als ich ihn gefragt habe, für wie viele Leute das Essen reichen soll, hat er gesagt, es wäre nur für ihn allein. Ich habe ihm gesagt, es wäre viel preiswerter, wenn er am Weihnachtsabend

käme, aber er hat gesagt, an dem Tag könne er nicht kommen. Er war bereit, dafür zu zahlen, und hat gesagt, dass ich alles, was er nicht essen würde, denen geben soll, die es weniger gut getroffen hätten.«

»Wann hat er dieses Gericht gegessen?«

»Vor drei Tagen. Und er hat auch noch ein großzügiges Trinkgeld gezahlt.«

Delko seufzte. »Ich nehme an, er hat bar bezahlt, richtig?«

»Oh nein, er hat eine Kreditkarte benutzt. Möchten Sie den Beleg sehen?«

Die Seite mit dem Fingerabdruck war vorsichtig aus der Zeitschrift herausgeschnitten. Horatio nahm den Rest des Magazins aus dem Beweismittelkarton.

Wenn ich herausfinden kann, wie er es getan hat, dann finde ich vielleicht auch heraus, warum.

Das fragliche Bild zeigte eine junge Frau namens Jazeera. Sie hatte einen schönen Körperbau, braune Haut, dunkle Augen und ein scheues Lächeln – auch wenn die Scheu nicht bedeutete, dass sie ihre Blöße zu bedecken wünschte. Ein Nachname war natürlich nicht aufgeführt.

Das Deckblatt zeigte ein geringfügig weniger offenherziges Bild derselben Frau. Zwar trug sie auch hier nur ein einziges Kleidungsstück, doch schaffte sie es, ihre Nacktheit gut zu verdecken.

Bei dem Kleidungsstück handelte es sich um einen schwarzen Seidenschal, der um Kopf, Ohren und Hals gewickelt war. Die Bildlegende lautete: »Unter der Burka! Unsere arabische Schönheit zeigt, was Sie verpassen!«

Sie trug einen Hijab, das Kopftuch islamischer Frauen. Auch wenn in dem Artikel nirgends ein Hinweis darauf zu finden war, dass die Frau Muslima war, deutete das Deckblatt genau das an.

Vielleicht war das eine Spur. Horatio blätterte in dem Magazin, bis er das Impressum gefunden hatte, und tätigte einige Anrufe.

»Danke für die Hilfe, Frank«, sagte Wolfe.

»Kein Problem. Denkst du wirklich, wir werden auf Santas Tour irgendetwas finden?«

»Wenn die Route, die du ermittelt hast, korrekt ist, dann bin ich sogar sicher.«

Tripp und Wolfe waren einige Blocks von dem Eisstadion entfernt, in dessen Nähe die Leiche gefunden worden war. Sie gingen langsam den Bürgersteig hinunter, Wolfe auf der einen Straßenseite, Tripp auf der anderen. Beide hielten Taschenlampen in der Hand, mit denen sie ihre unmittelbare Umgebung untersuchten.

»Naja, der Santa, mit dem ich gesprochen habe, hat gesagt, sie würden immer im Voraus einige Orientierungspunkte festlegen«, sagte Tripp. »Ein Treffpunkt, ein Endpunkt und ein paar Stellen am Wegesrand. Trotzdem endet das wohl im Chaos. Es scheint nicht einfach zu sein, eine Horde von einhundert-fünfzig Santas im Zaum zu halten.«

»Santi«, sagte Wolfe geistesabwesend.

»Häh?«

»So heißt das im Plural. *Santi*. Der Plural von *Sarcophagus* ist ja auch *Sarcophagi*.«

»Wie auch immer. Jedenfalls habe ich mich mit einigen von ihnen unterhalten und es geschafft, eine einigermaßen detaillierte Liste ihrer Aufenthaltsorte einschließlich einiger Schlenker zusammenzustellen.«

»Es ist weniger als vierundzwanzig Stunden her, da sollten wir Zeugen finden, die sich an die Weihnachtsmänner erinnern können.«

»Darüber müssen wir uns wohl keine Sorgen machen.«

Was Wolfe im Verlauf ihrer Befragung überraschte, war etwas anderes. Es waren die Angaben, die sie zu hören bekamen. Santa war durch Hotels getobt, durch Bars, Läden, zwei Stripclubs und eine Bowlingbahn. Meistens hatte man ihn mit offenen Armen empfangen. Aber hier und da hatte es Ausnahmen gegeben. Eine Kellnerin klagte, Santa sei daran schuld gewesen, dass ihr ein Tablett mit Getränken heruntergefallen sei, und die Verkäuferin eines besseren Schuhgeschäfts zeigte sich sichtlich verärgert, weil die weiblichen Santas sich vor Passanten entblößt hätten. »Es war einfach – furchtbar«, empörte sich die Frau. »Was ist mit den Kindern?«

»Stimmt, wir wollen doch nicht, dass die Kinder einen nackten Busen zu sehen bekommen«, murmelte Wolfe Tripp zu. »Zumindest keinen echten.«

»Was?«, fragte die Frau.

»Nichts«, sagte Tripp. »Danke, dass Sie Zeit für uns hatten.«

Wolfe rechnete damit, von Tripp zurechtgewiesen zu werden, nachdem sie den Laden verlassen hatten, stattdessen wurde er mit einem Grinsen belohnt.

»Tut mir leid«, sagte Wolfe und grinste ebenfalls. »Aber weißt du, diese Frau hatte genug Silikon im Leib, um meine Dusche neu zu verfugen.«

»Konzentrieren wir uns auf unsere Arbeit, einverstanden?«

Das dritte Hotel, das auf ihrem Weg lag, war ein wenig heruntergekommen als die übrigen. Santa war offenbar von der auffälligen Dekoration der Lobby angelockt worden, zu der auch Rentiere, Plastikschneemänner, Elfen und eine vollständige Krippenszenerie gehörte – samt einem ausgestopften Esel und drei Weisen mit Surfbrettern.

Wolfe sah sich um, während Tripp mit dem Mann am Empfang sprach. Es gab ein bisschen herumfliegendes Stroh, aber keinen Teppich für den Innen- oder Außenbereich.

Dann fiel ihm das Schild auf.

»... naja, sie waren laut«, sagte der Mann am Empfang. Er war in den Zwanzigern und trug einen marineblauen Blazer und eine schwarze Krawatte. »Aber verträglich, wissen Sie? Sie waren nicht auf Ärger aus und wollten sich nur ein bisschen amüsieren. Sie haben um unsere Deko herumgetanzt und Weihnachtslieder gesungen, naja, so was in der Art wie Weihnachtslieder, und dann sind sie wieder zur Tür hinaus. Sie haben nichts kaputt gemacht und nichts gestohlen.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Wolfe. »Dieses Schild hier sagt, Sie haben einen Minigolfplatz auf dem Gelände?«

Der Mann nickte. »Ja. Er ist auf der Dachterrasse im zweiten Stock. Neun Löcher. Ist hauptsächlich für die Kinder gedacht, aber jeder Gast kann ihn benutzen.«

»Ist einer der Santas da oben gewesen?«

Der Empfangsmitarbeiter runzelte die Stirn. »Nicht, soweit ich es gesehen habe, aber er könnte auch unbemerkt rausgegangen sein.« Er deutete auf die andere Seite der Lobby. »Die Tür ist nicht verschlossen. Da könnte wohl jeder durchgeschlüpft sein, während die Lobby voll war.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich dort mal umsehe?«, fragte Wolfe.

»Nein, nur zu.«

»Hast du eine Eingebung?«, fragte Tripp, als er Wolfe ins Treppenhaus folgte.

»Vielleicht«, sagte Wolfe. »Jedenfalls sollten wir mal nachschauen.«

Ein unternehmerisch begabter Manager hatte entschieden, den Bereich des Dachs im zweiten Stockwerk zu einer Freizeiteinrichtung umzubauen. Der Minigolfplatz bestand aus kleinen Bahnen, von denen manche am Ende abgewinkelt waren. Außerdem gab es diverse Hindernisse, die das Spiel interessanter gestalten sollten: kleine, gewölbte Brücken, Tunnel

aus PVC-Rohren, sogar ein typisches Modell einer Windmühle fand sich dort.

Und massenweise grüner Teppich für den Innen- und Außenbereich.

Wolfe ging in die Knie, zupfte ein paar Fasern heraus und untersuchte sie. Dann nickte er zufrieden. »Ich muss das erst ins Labor bringen, aber ich bin ziemlich sicher, dass das ein Treffer ist.«

Tripp sah sich um und blickte hinauf zu dem zwanzigstöckigen Turm, in dem die Hotelzimmer untergebracht waren. Er stand direkt neben dem kleineren Gebäude mit den Freizeiteinrichtungen. »Das ist also die Stelle, wo sich Santa vergnügt hat? Ziemlich exponiert und gut sichtbar, vor allem, wenn man rot gekleidet ist.«

»Stimmt.« Wolfe ging zu der Windmühle hinüber. »Das ist der einzige Aufbau, der hoch genug ist, um ein wenig Schutz vor den Blicken aus den Hotelfenstern zu bieten.«

Er richtete seine Taschenlampe auf den Bereich, der von den Fenstern aus nicht zu sehen war. Dort, am Boden, entdeckte er einen kleinen weißen Fleck.

»Ein benutztes Kondom«, stellte Tripp fest. »Sieht noch ziemlich frisch aus. Denkst du, die DNS passt zu unserem Opfer?«

»Wenn das hier kein beliebter Teenagertreffpunkt ist, sollte sie passen.« Wolfe ging in die Knie und begutachtete die schmale Holzschiene, auf der der Ball durch die Windmühle rollen sollte. Dann griff er hinein, tastete herum und zog ein zerknittertes Knäuel aus rotem Stoff mit einem weißen Pelzbezug heraus.

»Und das hier«, sagte Wolfe mit einem zufriedenen Lächeln, »sollte zu den Fasern passen, die ich an seiner Leiche gefunden habe.«

»Also hat noch jemand Santas Glocken geläutet.«

»Und weil die ihr Kostüm hiergelassen hat, ist sie auch nicht mehr zu den anderen Santas zurückgekehrt. Warum bloß?«

»Vielleicht haben sie sich gestritten?«, schlug Tripp vor. »Alkohol und Sex können eine ziemlich explosive Mischung ergeben.«

»Das ist eine Möglichkeit. Aber warum das Kostüm verstecken? Ich kann ja verstehen, wenn sie es einfach liegen gelassen hätte, als sie wegging. Aber es so zu verstecken, dass niemand es sehen konnte, ist merkwürdig.«

»Hört sich an, als hätte Mrs Claus nicht gewollt, dass man sie mit Santa in Verbindung bringt«, überlegte Tripp.

Wolfe drückte mit den Händen gegen die Windmühle. Sie wackelte ein wenig und war offensichtlich nicht fest mit ihrem Sockel verbunden. »Hilf mir mal, Frank.«

Gemeinsam kippten sie die Windmühle zur Seite um. Auf dem Boden im Inneren hatte sich eine Menge Zeug angesammelt, unter anderem drei staubige Golfbälle, ein Bonbonpapier – und eine kleine Metallflasche.

»Sieht so aus«, stellte Wolfe fest, »als ob uns Santa noch ein anderes Geschenk hinterlassen hätte.«

Der Name der Zeitschrift lautete *Exotic Skin*, und sie wurde in Miami verlegt. Die Redaktionsbüros befanden sich in einem niedrigen weißen Gebäude in der Nähe der Flagler Street, über dessen Eingangstür lediglich ein kleines Schild mit der Aufschrift PRIAPIX PUBLISHING prangte. Horatio stieß die Glastür auf und ging hinein.

Die Empfangsdame besaß den gleichen Körper, wie er auf den Bildern der Zeitschrift präsentiert wurde: große Brüste, schmale Taille und lange Beine. Aber über ihrem Gesicht lief ein großes, purpurrotes Mal, das unter ihrem blonden Haaransatz anfing, sich über ein Auge und den größten Teil der Nase ausbreitete, ihren Mund umrahmte und auf halber Höhe ihres Halses endete. Ihr

Schreibtisch bestand aus Plexiglas, und offensichtlich legten ihre Arbeitgeber Wert darauf, ihre Vorzüge zu betonen, was mit dem weißen Minirock und dem passenden Top, das einen Teil ihres Bauches offenbarte, zweifellos gelungen war.

Sie blickte von ihrem Monitor auf, als Horatio eintrat, und schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

»Hallo! Was kann ich für Sie tun?«

Er schob sein Jackett zur Seite, sodass die Marke zum Vorschein kam, und erwiderte ihr Lächeln. »Ich bin Lieutenant Horatio Caine vom kriminaltechnischen Labor von Miami-Dade. Finde ich hier jemanden, mit dem ich über eines Ihrer Models sprechen kann?«

Die Marke schien sie nicht im Mindesten zu beunruhigen. »Nur eine Sekunde, ich sehe mal, ob Johnny verfügbar ist.« Sie griff zum Telefon. »Johnny? Hier ist ein Lieutenant namens Horatio Caine. Er möchte etwas über eines unserer Models wissen. Nein, er hat nicht gesagt, welches. Ja, okay.« Sie legte auf und sagte: »Gehen Sie gleich rein.«

»Danke.«

Der Mann im Büro saß hinter einem weit weniger transparenten Schreibtisch, erhob sich und kam Horatio mit ausgestreckter Hand entgegen. Er war Anfang dreißig, bekleidet mit einem limonengrünen Bowlinghemd, Cargoshorts und Sandalen. Sein Haar war lang, ungekämmt und braun, seine Nase markant und sommersprossig, und seine Zähne so weiß, dass sie schon nicht mehr echt wirkten.

»Hi!«, grüßte er und schüttelte Horatio die Hand. »Ich bin Johnny Fieldstone, der Herausgeber. Sie bringen hoffentlich keine schlechten Neuigkeiten.«

Er bot Horatio einen Stuhl an und nahm seinen Platz hinter dem Schreibtisch wieder ein.

»Darum bin ich nicht hier.« Horatio beugte sich vor, die Hände zusammengefaltet, die Unterarme auf die Oberschenkel

gestützt. »Zumindest hoffe ich das. Es geht um ein Gewaltverbrechen, in dem eine Ausgabe ihrer Zeitschrift eine Rolle zu spielen scheint. Genauer gesagt, die Frau auf dem Cover.«

Fieldstone legte die Stirn in Falten. »Welche Ausgabe?«

»Diese hier.« Horatio zog eine Kopie des Deckblatts hervor und reichte sie ihm.

Fieldstone betrachtete sie und seufzte. »Oh ja, das hätte ich mir denken können.« Er gab Horatio die Kopie zurück. »Das war unser Streifzug in den Nahen Osten. Nicht gerade unsere beste Aktion.«

»So? Hat sich das nicht gut verkauft?«

»Oh, es hat eine Menge Geld eingebracht, aber das war nicht alles. Wir bekommen unentwegt Hass-Mails, obwohl diese Ausgabe uns die dreifache Menge eingetragen hat. Einige davon haben sogar mich schockiert.«

»Wie kommt's?«

Fieldstone ergriff einen Stift, der auf dem Schreibtisch lag, und spielte damit. »Mit verärgerten Muslimen hatte ich gerechnet. Zum Teufel, die ganze Geschichte war nur dazu da, Kontroversen auszulösen. Ich hatte mir überlegt, dass für jeden aufgebrachten Muslim, der zum Boykott aufruft, fünf andere die Ausgabe kaufen. Die verbotene Frucht, nicht wahr? Womit ich nicht gerechnet hatte, waren all die wütenden Briefe von selbst ernannten amerikanischen Patrioten.«

»Die Leute haben an der Nationalität der Frau Anstoß genommen?«

»Und wie. Als wäre es irgendwie unamerikanisch, eine Frau arabischer Herkunft attraktiv zu finden.« Er schüttelte den Kopf. »Obwohl ich natürlich zugeben muss, dass ich auf dem Auge ein bisschen blind bin. Ich finde Frauen aller Art attraktiv.«

»Verzeihen Sie, wenn ich das sage, aber die Bandbreite dessen, was Sie in ihrer Zeitschrift bringen, scheint dem zu widersprechen.«

Fieldstone, weit davon entfernt, gekränkt zu reagieren, lachte. »Oh, *Exotic Skin* ist nicht die einzige Zeitschrift, die wir publizieren. Es ist nur die mit dem größten Bekanntheitsgrad, und darum bekommt man sie auch in jedem kleinen Eckladen. Einige der anderen Produkte von *Priapix* sind Frauen über vierzig gewidmet, großen Frauen oder Frauen, die keine professionellen Models sind. Einige Frauen finden es verlockend, sich vorzustellen, dass Tausende von Fremden geifernd über ihren Nacktbildern hocken.«

»Aber das gilt nicht für den Rest der Frauen.«

»Nein. Wir werden häufig von der Anti-Porno-Fraktion kritisiert, sowohl vom linken wie auch vom rechten Flügel – auch dann, wenn unser Covergirl keine arabische Amerikanerin ist.«

»Wäre es möglich, mit der jungen Dame persönlich zu sprechen? Ich möchte zu ihrer eigenen Sicherheit jede Möglichkeit ausschließen, dass die Straftat, die ich untersuche, ein persönliches Motiv hat.«

»Ich wüsste nicht, was dagegen spräche. Wir achten normalerweise sorgfältig darauf, die Identität unserer Models zu schützen, aber das scheint in diesem Fall nicht notwendig zu sein.« Er griff zu seinem Telefon und drückte eine Taste. »Sharlane? Schätzchen, könntest du die Daten des Covergirls aus unserer Dezemberausgabe raussuchen? Lieutenant Caine braucht die Kontaktinformationen. Nein, sie steckt nicht in Schwierigkeiten, das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme. Okay, danke.«

Er legte das Telefon weg. »Sie liegen in einer Minute für Sie bereit.«

Horatio erhob sich. »Danke. Wäre es möglich, dass ich mir auch die Hass-Mails ansehen kann, die Sie erhalten haben?«

»Tut mir leid, aber das Zeug behalte ich nicht. Die Mails werden gelöscht, der Rest wird weggeworfen. Das ist einfach zu negativ, wissen Sie?«

»Tja, wenn Sie alles, was in nächster Zeit auftaucht, eine Weile aufbewahren könnten, wüsste ich das sehr zu schätzen.«

»Natürlich, das kann ich machen.«

Die Tür wurde geöffnet, und Sharlane trat ein. Sie ging direkt auf Horatio zu und reichte ihm einen Bogen Papier. »Ich habe es für Sie ausgedruckt.«

»Vielen Dank.«

Sie drehte sich zu Fieldstone um. »Ich möchte nicht unterbrechen, aber Sherry hat angerufen. Das Fußballtraining ist ausgefallen, und sie braucht jemanden, der sie von der Schule abholt.«

»Okay, mach ich. Kannst du auf dem Heimweg vielleicht etwas zu essen besorgen?«

»Ist Thai in Ordnung?«

»Klingt toll.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln, das nur für ihn bestimmt war, und kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück. Der Ausdruck auf Fieldstones Gesicht war selbst dann noch sichtbar, als die Tür wieder zu war.

Horatio betrachtete die Hand des Mannes und war nicht überrascht, dort einen goldenen Ring vorzufinden. »Ich hatte keinen häuslichen Menschen in Ihnen vermutet, Mr Fieldstone«, sagte er seinerseits lächelnd.

»Hey, sogar Hugh Hefner hat geheiratet. Zwischen bezauernd und schön liegen Welten, Lieutenant, und mir ist es nie schwierig gefallen, den Unterschied zu erkennen.«

Die Geschäftsführerin des *Apimentado's* war eine schlanke, elfenhafte Frau namens Maria Arrisca, die mit einem strahlenden Lächeln im Gesicht auf Delko zukam. »Ja? Ein Tisch für wie viele Personen?«

»Ich bin Eric Delko, der Ermittler, mit dem Sie am Telefon gesprochen haben.«

»Oh. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Sie noch so jung sind.« Das Lächeln auf Arriscas Lippen befreite die Worte von jedem Anflug einer denkbaren Stichelei. »Jedenfalls freue ich mich, wenn ich helfen kann. Kommen Sie, kommen Sie.«

Sie führte ihn zu einem Tisch und ließ ihn Platz nehmen. Dann bestand sie darauf, ihm einen starken brasilianischen Kaffee zu servieren, ehe sie über irgend etwas anderes sprechen konnten. Delko, der mit den Höflichkeitsregeln der lateinamerikanischen Kultur vertraut war, nahm das Angebot dankend an. Das Restaurant war so üppig mit tropischen Pflanzen dekoriert, dass es schien, als säße man mitten im Regenwald. Geschnitzte hölzerne Tukane mit bunten Schnäbeln hockten auf Sitzstangen, und Poster, die für Brasilien warben, schmückten die Wände. Eine sinnliche Frauenstimme, die in portugiesischer Sprache sang, drang aus versteckten Lautsprechern, begleitet von dem Chor ihrer Zuhörer, die begeistert mitsangen.

Nachdem dem Protokoll Genüge getan war, setzte sich Arrisca auf die andere Seite des Tisches und zeigte ihm ein Stück Papier. »Das ist der Kreditkartenbeleg«, sagte sie. »Hat er sich auf irgendwelche üblichen Dinge eingelassen?« Sie senkte die Stimme und beugte sich vor. »Drogen, womöglich?«

»Ich weiß es nicht«, erklärte Delko und nahm den Beleg an sich. »Bisher weiß ich im Grunde noch gar nichts über ...« Er warf einen Blick auf die Daten. »... Hector Villanova.« Falls das der echte Name war. »Darum wird mir alles weiterhelfen, was Sie mir über ihn erzählen können.«

»Ich tue mein Bestes«, versprach sie und lieferte ihm eine kurze Beschreibung, die zu dem Mann zu passen schien, der das Boot gekauft hatte: hispanisch, mittleres Alter, ordentlich, aber unauffällig gekleidet. »Außerdem kann ich Ihnen noch verraten, dass er allein hier war, dass er aus São Paulo war und dass er verheiratet war. Er hat das Essen wirklich zu schätzen

gewusst.« Ihr Lächeln wurde breiter. »Er hat mir gesagt, unser Truthahn würde ihn an den seiner Mutter erinnern.«

»Woher wissen Sie, dass er verheiratet war? Hat er Ihnen von sich erzählt?«

»Er hat einen Ehering getragen, also war das leicht zu erkennen. Aber so freundlich er auch war, er wollte nichts von sich erzählen. Als ich es versucht habe, hat er höflich das Thema gewechselt, und ich wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen und habe es deshalb nicht noch einmal versucht.«

Delko nickte und trank einen Schluck von seinem Kaffee. Er war hervorragend, aromatisch und kräftig. »Aber Sie sagen, er war freundlich.«

»Oh ja. Es war, als hätte er etwas feiern wollen, aber er wollte nicht verraten, was. Ich muss gestehen, dass ich mir seitdem die ganze Zeit den Kopf darüber zerbreche. Ich kann einfach keinem Geheimnis widerstehen.«

Delko grinste. »Ich weiß, was Sie meinen. Es macht irgendwie süchtig. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich dafür bezahlt werde, Geheimnisse zu entschlüsseln.«

»Darf ich fragen, warum Sie den Mann suchen? Wird er vermisst, oder hat er vielleicht ein Verbrechen begangen?« Sie beugte sich mit leuchtenden, neugierig blickenden Augen vor.

Delko zögerte. »Es tut mir leid. Wir haben gestern eine Leiche in den Everglades gefunden. Bisher haben wir noch keine eindeutige Identifizierung vornehmen können, aber ich bin ziemlich sicher, dass der Tote Mr Villanova ist.«

Mit geweiteten Augen lehnte sie sich zurück. »*Merda*. Was für eine Schande. Er schien so ein netter Mann zu sein, aber andererseits, wer kann das schon beurteilen? Auch ein Mann, der lächelt, kann in seinem Herzen dunkle Dinge verbergen.«

»Nur zu wahr. Er hat Ihnen wohl keinen Hinweis darauf gegeben, was er in Miami wollte?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, gar keinen.«

»Tja, wenn er aus Brasilien gekommen ist, dann sollte ich ein Passfoto von ihm aufstreiben können. Wäre es Ihnen recht, wenn ich später noch einmal mit dem Foto zurückkäme, damit sie mir sagen können, ob es derselbe Mann ist?«

»Natürlich.« Sie seufzte. »Armer Mr Villanova. Und dann auch noch so kurz vor Weihnachten. Das wird eine sehr traurige Nachricht für seine Frau sein.«

Vielleicht, dachte Delko. Andererseits, vielleicht auch nicht.

Zur Mittagszeit saß Wolfe im Pausenraum und aß ein Sandwich mit Eiersalat. Alexx kam mit einem Aktendeckel in der Hand herein und setzte sich ihm gegenüber. »Ich bin gerade mit der Autopsie von Santa fertig geworden«, sagte sie. »Junge, das ist ja ein toller Weihnachtsgruß.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete Wolfe. »Ich glaube nicht, dass ich mir je wieder ein Christmas Special ansehen kann, ohne dass mir gewisse unerfreuliche Bilder in den Sinn kommen. Aber wie dem auch sei, was hat seine Uhr angehalten?«

»Ein Schlaganfall. Ausgelöst durch akute Hypertonie.«

»Hoher Blutdruck«, übersetzte Wolfe und nickte. »Hat er vorher schon darunter gelitten?«

»Das glaube ich nicht. Das eigentlich Interessante war auch nicht die Todesursache. Es war der Zeitpunkt, zu dem der Tod eingetreten ist. Seiner Leibtemperatur zufolge war das gegen elf Uhr abends.«

Wolfe, der gerade im Begriff gewesen war, sein Sandwich zum Mund zu führen, erstarrte mitten in der Bewegung. »Was? Alexx, ich habe selbst gesehen, wie der Wagen des gerichtsmedizinischen Instituts mit ihm weggefahren ist – kurz nach zehn.«

»Ich weiß. Und er hat in einem Schneehaufen gelegen, richtig?«

»Richtig. Wodurch der Leichnam noch schneller hätte auskühlen müssen.«

»Genau. Aber als ich das in meine Berechnungen miteinbezogen habe, bekam ich eine falsche Zeit heraus. Da seine Le-

bertemperatur zu hoch war, muss er unter starkem Fieberbefall gelitten haben. Seine Körpertemperatur lag zum Zeitpunkt seines Todes bei etwa einundvierzig Grad.«

Wolfe runzelte die Stirn. »Die Frau, mit der er Sex hatte, sagte, sein Körper hätte gedampft. Er hat beinahe nackt im Schnee gelegen. Das hätte ihn doch wenigstens ein bisschen abkühlen müssen.«

»Ja, das hätte es. Und darum habe ich mir die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung angesehen. Sie hat Spuren von zwei Antidepressiva nachgewiesen: Imipramin und Phenelzin. Das erste Medikament ist ein Monoaminoxidase-Hemmer, abgekürzt MAO-Hemmer, das zweite eine Substanz, die in der Kombination mit MAO-Hemmern zum Tod führt. Zu den Symptomen, die durch eine Überdosis MAO-Hemmer hervorgerufen werden, gehört Erbrechen, eine übersteigerte Libido, Bluthochdruck und starkes Fieber, aber die nachgewiesenen Mengen waren dafür nicht hoch genug.«

»Wenn die Drogen den Schlaganfall nicht ausgelöst haben, was dann?«

»Seine Ernährung. Ärzte sind sehr vorsichtig beim Verschreiben von MAO-Hemmern, weil sie mit anderen Substanzen zusammen sehr gefährlich sind. MAO baut bestimmte Monoamine ab, wie beispielsweise Adrenalin, Noradrenalin oder Dopamin, aber auch ein Spurenamin namens Tyramin. Tyramin ist übrigens in hoher Konzentration auch in bestimmten Nahrungsmitteln enthalten, vorwiegend in solchen, die bei der Produktion einen Reifungsprozess durchlaufen.«

»Wie beispielsweise?«

»Wie beispielsweise das, was ich in seinem Magen gefunden habe. Bier, eingelegter Hering, Peperoni, Sauerkraut, Käse. Die Wirkung wird bisweilen auch als Wein-Käse-Syndrom bezeichnet. Man nimmt an, dass bei der Aufnahme großer Mengen das Tyramin das Norepinephrin aus den neuronalen

Speichervesikeln verdrängt und dadurch Gefäßverengung und einen erhöhten Blutdruck hervorruft.«

»Genug, um einen Schlaganfall auszulösen?«

»Definitiv. Kein Arzt würde diese beiden Medikamente gleichzeitig verschreiben, und täte er es doch, so würde er seinem Patienten strikt verbieten, eines dieser Nahrungsmittel oder Alkohol zu sich zu nehmen. MAO-Hemmer reagieren mit Substanzen, die eine beruhigende Wirkung auf das zentrale Nervensystem ausüben und verstärken deren Wirkung.«

Wolfe musterte sein halb verzehrtes Sandwich und legte es weg. »Also ist unser Santa entweder furchtbar falsch informiert worden, oder er war extrem dumm.«

»Oder er wurde ermordet«, ergänzte Alexx.

Als er John Does Namen erfahren hatte, dachte Delko, das Schlimmste hätte er hinter sich. Die Datenbank der Zollbehörde lieferte ihm neben den Daten des Reisepasses auch die Information, dass der Mann nur zwei Monate im Land gewesen war. Außerdem fand er nicht nur ein Bild der Person, sondern auch die Adresse des Motels, in dem er abgestiegen war. Maria Arrisca bestätigte, dass es der Mann war, der ihr Restaurant aufgesucht hatte, und die Hotelmanagerin gestattete ihm, sich in Villanovas Zimmer umzusehen. Der Mann hatte für den nächsten Monat im Voraus bezahlt, und seine Sachen waren noch dort.

Aber kaum hatte Delko sich ein paar Minuten in Zimmer zweihundertvierzehn umgesehen, wusste er, dass ihm noch viel Arbeit bevorstand.

In dem Zimmer war nichts.

Keine Kleidung, kein Koffer, keine Toilettenartikel. Das Bett war gemacht, der Müllheimer leer. Er rief an der Rezeption an, um sich zu vergewissern, dass man ihn in das richtige Zimmer geschickt hatte, und die Managerin schwor hoch und heilig, dass dem so sei.

Aber da war kein Hinweis darauf zu finden, dass Villanova – oder sonst irgendjemand – dort gewohnt hatte. Der Raum war so leer wie das Gedächtnis eines Amnesiekranken.

Jemand hatte alle Spuren von Villanovas Anwesenheit vernichtet.

Zimmer zweihundertvierzehn lag im ersten Obergeschoss. Delko ging die Treppe wieder hinunter und klopfte erneut an die Tür des Managerbüros. Die Managerin, eine korpulente Frau mit wirrem weißem Haar und einer über lange Zeit gehegten Leidensmiene, öffnete und seufzte. »Was denn noch?«

»Tut mir leid, Sie noch einmal zu stören, aber war in der vergangenen Woche irgendjemand in Zimmer zweihundertvierzehn?«

»Nein. Mr Villanova hat Wert auf seine Privatsphäre gelegt. Er hat mich ein Mal in der Woche zum Saubernmachen reingelassen, aber das war's. In dieser Woche war ich noch nicht in dem Zimmer.«

»Was ist mit Besuchern?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Sollte er je Gäste gehabt haben, dann habe ich sie nicht gesehen. Keine Frauen, keine Freunde, kein gar nichts.«

»Was ist mit Ihnen? Haben Sie sich mal mit ihm unterhalten?«

»Nur, wenn er seine Miete bezahlt hat. Er hat nie viel geredet.«

»Also haben Sie auch keine Ahnung, womit er seinen Lebensunterhalt verdient hat?«

Die Frau sah ihn misstrauisch an. »Nein. Und sagen Sie mir bloß nicht, er hätte irgendwas mit Drogen zu tun gehabt. So etwas dulde ich hier nicht. Denken Sie etwa, ich will, dass die Drogenbehörde mir die Tür eintritt und mir den Laden zu macht? Bei ihm hat jedenfalls nicht zu jeder Stunde irgendwer an die Tür geklopft. Er hat mit einer Kreditkarte bezahlt und ist

nicht mit einer protzigen Karre durch die Gegend gefahren. Nach welcher Art Drogendealer hört sich das wohl an?«

»Nach einer äußerst ungewöhnlichen«, gab Delko zu. »Schauen Sie, ich versuche nur, mir ein Bild davon zu machen, wer der Mann war. Bisher ist er für mich nur ein unbeschriebenes Blatt.«

»Dann haben Sie ja einen ziemlich guten Eindruck von seiner Persönlichkeit«, sagte die Managerin und schloss die Tür.

Der wirkliche Name des Models lautete Zenira Tariq. Horatio trieb sie über ihre Modelagentur auf, die ihm verriet, dass sie zu Fotoaufnahmen am Haulover Beach sei.

Haulover Beach und der Abschnitt, in dem Bekleidung eine Frage der Persönlichkeit war, war ein beliebter Schwulentreffpunkt. Horatio kam sich mehr als nur ein bisschen auffällig vor, als er mit seinem Anzug und dem edlen Schuhwerk durch den Sand stiefelte. Die Ironie, dass er in Verlegenheit geriet, weil er die einzige bekleidete Person war, entlockte ihm ein schiefes Grinsen.

Der Abschnitt des Strands, auf dem die Aufnahmen gemacht wurden, war mit gelbem Band abgesperrt und wurde von einem Mann mit einer unglaublich blonden Afrofrisur, einer Sonnenbrille mit Goldgestell und einem Walkie-Talkie überwacht. Er trug eine Baggyshorts, die bis zu den Knien reichte, Sandalen und ein kurzärmeliges Hawaiihemd mit kobaltblauen Flamingos. Gebieterisch reckte er die Hand hoch, als Horatio sich näherte. Horatio rechnete beinahe damit, dass er sagen würde: ›Halt! Wer da?‹.

Was er tatsächlich sagte, war: »Hey. Tut mir leid, Mann. Zur Privatnutzung gesperrt.«

»Nein, für mich nicht«, antwortete Horatio gelassen und zeigte ihm unauffällig seine Marke. Der Mann zog die Brauen hoch und winkte ihn durch.

Etwa dreißig Meter weiter posierte Zenira Tariq liegend auf einem großen, leuchtend pinkfarbenen Badetuch. Die Farbe des Handtuchs stand in starkem Kontrast zu ihrem dunklen Teint. Sie trug nichts außer einer riesigen Sonnenbrille mit einem weißen Kunststoffgestell, während sie auf den Fußsohlen einen großen, pink-weiß-gestreiften Wasserball balancierte.

Die Erotik der Szene hielt sich in Grenzen, den gleich daneben tummelten sich ein halbes Dutzend Männer und Frauen mit Kameras, Make-up-Koffern und allerlei weiteren Ausrüstungsgegenständen. Im Großen und Ganzen vermittelte das alles den Eindruck, als würden sie lediglich Möbelstücke fotografieren.

»Das ist gut. Lilly, sorg dafür, dass der Glanz auf der linken Brust verschwindet. Das ist zu viel Öl.«

»Schieb ihre Beine auseinander. Nur ein bisschen.«

»Ich brauche einen anderen Filter, dieser ist zu blau.«

Horatio ging zu der Person, die die Fotos schoss, einem Mann mit einem ungepflegten schwarzen Bart und gewaltigen muskulösen Armen. Die Kamera sah in seinen riesigen Händen wie ein Spielzeug aus.

»Entschuldigen Sie.« Horatio zeigte ihm seine Marke. »Lieutenant Caine vom kriminaltechnischen Labor von Miami-Dade. Ich muss für ein paar Augenblicke die Zeit ihres Models beanspruchen.«

Der Fotograf schaute ihn unter seinen buschigen Brauen finster an. »Kann das nicht warten? Es ziehen Wolken auf, und ich muss all diese Parasiten pro Sekunde bezahlen.«

Horatio nahm die Sonnenbrille ab.

»Dann werde ich dafür sorgen, dass es nicht lange dauert«, sagte er gelassen.

Der bärtige Mann riss die Hände in die Luft und rief: »Gott verdammt! Okay, fünf Minuten Pause und nicht einen verdammt Wimpernschlag länger.« Er bedachte Horatio noch

mit einem bösen Blick, wandte sich dann brüsk ab und hantierte vor sich hin schimpfend an seiner Kamera herum.

Horatio ging auf das Model zu. Sie musterte ihn neugierig und stützte sich rücklings mit den Händen auf, die Beine lang vor sich ausgestreckt.

»Zenira Tariq? Ich bin Horatio Caine, Miami-Dade Police. Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Worüber?« Sie hatte nicht die Spur eines Akzents, höchstens einen vagen südkalifornischen Einschlag.

»Haben Sie irgendwelche unerfreulichen Mails oder Anrufe erhalten, die im Zusammenhang mit den Bildern standen, die kürzlich von Ihnen in der Zeitschrift *Exotic Skin* erschienen sind?«

Sie hatte lange, dunkle Brauen, zart gezupft in Form eines umgedrehten »V«. »Die Redaktion vielleicht, aber ich nicht. Ich überlege mir gut, wem ich meine Nummer gebe, wissen Sie?«

»Was ist mit Ihrem persönlichen Kreis? Gibt es da irgendjemanden, der Anstoß daran genommen hat? Vielleicht ein Freund oder ein Verwandter?«

»Ich habe keinen Freund, ich habe eine Freundin, und die hat kein Problem mit dem, was ich tue. Meine Mom ist nicht gerade glücklich darüber, aber ich verstehe mich sowieso nicht besonders gut mit ihr. Mein Dad ist gestorben, als ich noch ein kleines Kind war. Warum?«

Horatio zögerte. Er wollte sie nicht grundlos ängstigen, aber sie hatte es verdient, gewarnt zu werden. »Ein Verkäufer wurde in einem Geschäft angegriffen, in dem diese Ausgabe verkauft wurde. Tatsächlich scheint es so, als hätte ihr Bild den Angriff ausgelöst.«

»Wie meinen Sie das? Worum ging es dabei?«

»Das muss ich noch herausfinden«, antwortete Horatio. »Kennen Sie einen Mann namens Abdus Sattar Pathan?«

»Nein, von dem habe ich noch nie etwas gehört.«

»Haben Sie denn von irgendeiner Organisation oder von Einzelpersonen gehört, die vielleicht religiöse oder politische Gründe haben könnten, sich aufzuregen?«

Nun sah sie doch besorgt aus. »Meinen Sie etwa so etwas wie Terroristen? Ich kenne niemanden, der so etwas tun würde. Ich bin nicht mal Muslima.«

»Trotzdem scheinen Sie jemanden verärgert zu haben ... auch wenn es bis jetzt keinen Beweis dafür gibt, dass diese Person dem Islam angehört. Es könnte ebenso gut jemand von der anderen Seite des politischen Spektrums sein.«

»Beispielsweise irgendein Verrückter aus dem rechten Flügel? Oh Mann!« Sie setzte sich aufrecht hin, zog die Knie an und umschlang sie mit ihren Armen. »Dieser Mann, der angegriffen wurde – geht es ihm gut?«

»Ja, es geht ihm gut. Er hat eine leichte Gehirnerschütterung davongetragen, aber er hat das Krankenhaus schon wieder verlassen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, Lieutenant. Es ist ja nicht so, dass ich über die Fotos bestimme, wissen Sie? Man sagt mir, wo ich hinzukommen habe, was ich zu tragen habe, wie ich zu posieren habe und welchen Ausdruck sie in meinem Gesicht sehen wollen. Stilettos und Netzstrümpfe oder Schleier und Zehenring, für mich ist das kein großer Unterschied, verstehen Sie? Es ist nicht so, dass ich mich um solche Aufnahmen reißen würde.«

»Sie könnten immer noch Nein sagen«, erwiderte Horatio.

»Davon kann ich meine Miete aber nicht bezahlen«, gab sie milde zurück. »Und ehrlich, das hier reicht nicht nur für die Miete, es bleibt auch noch etwas übrig. Und ich liege lieber am Strand auf dem Rücken als in irgendeinem Hotelzimmer, Sie verstehen?«

Horatio antwortete nicht. Stattdessen zog er eine Karte aus seiner Tasche und reichte sie ihr. »Falls Sie bedroht werden

oder das Gefühl haben, jemand würde sie beobachten – rufen Sie mich an.«

»Falls mich jemand beobachtet? Klar, als würde ich das auch merken. Eine Frage noch.«

»Ja?«

Sie hielt die Karte mit einem Grinsen hoch. »Wo, meinen Sie, soll ich die hinstechen?«

Horatio setzte seinerseits lächelnd die Sonnenbrille auf. »Manche Dinge, Ms Tariq«, sagte er, »müssen Sie ganz allein rausfinden.«

»Du willst mich auf den Arm nehmen«, sagte Tripp am Steuer des polizeieigenen Crown Vic zu Wolfe. »Unser Opfer wurde mit Delikatessen umgebracht?«

»Gewürzt mit Antidepressiva und Alkohol.« Wolfe nickte. »Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Als ich die Flasche untersucht habe, die unter der Windmühle lag, habe ich auf der Außenseite einen Fingerabdruck unseres Toten entdeckt und auf der Innenseite Spuren von Phenelzin und Alkohol.«

»Und da Phenelzin nicht gerade eine Droge ist, muss es ihm jemand untergeschoben haben.«

»Sieht ganz so aus. Aber ich habe keinen Hinweis auf Imipramin in der Flasche gefunden, was bedeutet, dass er das auf eine andere Weise bekommen haben muss.«

Tripp fuhr rechts ran und stellte den Wagen am Bordstein ab. »Tja, ich habe selbst inzwischen ein bisschen nachgeforscht. Hab mit den Taxifahrern geredet, die die Weihnachtsmänner an ihrem Treffpunkt abgesetzt haben. Ich glaube, ich habe unser Opfer bis zu seiner Wohnung zurückverfolgen können.«

Vor einem Wohngebäude, das schon bessere Tage gesehen hatte, stiegen sie aus. Die avokadogrüne Fassade war an man-

chen Stellen verblasst und an anderen nachgedunkelt, was den Eindruck vermittelte, dass das ganze Gebäude sein Verfallsdatum schon lange überschritten hatte.

Tripp ging die Namen neben der Eingangstür durch, fand die Klingel des Hausverwalters und drückte auf den Knopf.

»Ja?« Zögerlich meldete sich eine Frauenstimme.

»Miami-Dade PD«, sagte Tripp. »Können Sie bitte zur Eingangstür kommen? Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Was? Ich kann sie nicht einfach reinlassen ... wie soll ich wissen, dass Sie wirklich von der Polizei sind?«

»Darum bitte ich Sie, zur Tür zu kommen, Ma'am«, sagte Tripp geduldig. »Damit ich Ihnen meinen Dienstausweis zeigen kann. Es wird nicht lange dauern.«

»Ach, ich sehe mir gerade meine Lieblingssendung an ... können Sie später wiederkommen?«

»Bitte, Ma'am. Es ist wichtig.«

»So? Also gut.«

Abrupt ertönte der Summer. Tripp zuckte mit den Schultern und öffnete. Wolfe folgte ihm mit dem CSI-Koffer in der Hand ins Innere des Hauses.

»Tolle Sicherheitsmaßnahmen haben die hier«, kommentierte Wolfe. »Schätze, sie will die wichtigen Intrigen ihrer Lieblingsseifenoper auf keinen Fall verpassen.«

»Hey, das ist womöglich der Höhepunkt des Tages für sie. Wenn du in Miami im Staatsdienst arbeiten willst, solltest du dich besser an den Umgang mit älteren Leuten gewöhnen. Wenn wir Glück haben, ist ihr Gedächtnis nicht allzu schlecht.«

Sie fanden die Wohnung gleich am Ende des Eingangsbereichs und klopften an die Tür. Von innen drang das typische Geräusch des Fernsehunterhaltungsprogramms zu ihnen: Gelächter vom Band.

Als die Tür geöffnet wurde, stellte sich heraus, dass die Frau, die auf der Schwelle erschien, genauso aussah, wie Wolfe

sie sich vorgestellt hatte: Brille, graues zu einem Dutt frisiertes Haar, gelbes Sweatshirt über dem ausgebleichten geblümten Kleid und pinkfarbene Plüschpantoffel.

Womit er nicht gerechnet hatte, war die großkalibrige Handfeuerwaffe, mit der sie geradewegs auf die beiden Ermittler zielte.

Als Grund für seinen Besuch in den Vereinigten Staaten hatte Hector Villanova nach Angaben der Zollbehörde eine reine Vergnügungsreise angegeben. Wie es schien, war er während seines Aufenthalts kaum aufgefallen, seine Kreditkartendaten waren ebenso nichtssagend wie er selbst. Er hatte ein bisschen Geld in Lebensmittelgeschäften ausgegeben, für die eine oder andere Mahlzeit in einem Restaurant, für ein paar Kleidungsstücke und außerdem für den öffentlichen Nahverkehr.

Buskarten, überlegte Delko. Wie viele internationale Verbrecher benutzten wohl eine Buskarte?

Seufzend lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und starrte auf den Monitor, der vor ihm stand. Villanova mochte ein Doppel Leben geführt und für alle möglichen verbotenen Aktivitäten bar bezahlt haben, aber falls er das hatte, welche Aktivitäten waren das dann? Was hatte er getan, dass er ohne Kopf in einem Sumpf gelandet war, und wer war dafür verantwortlich?

Delko war mit seiner Ausrüstung in das Hotelzimmer zurückgekehrt und hatte jede Oberfläche sorgfältig untersucht. Er hatte ein paar Abdrücke gefunden und etwas Haar auf einem Kissen. Die DNS stimmte mit der der Leiche überein, die Alexx in einer ihrer Schubladen verwahrte, aber er hatte nichts, womit er die Fingerabdrücke hätte vergleichen können. Er glaubte, eine bessere Möglichkeit zu kennen, aber das bedeutete, dass er einen Anruf tätigen musste, auf den er sich ganz und gar nicht freute.

Trotzdem war das ein Teil seiner Arbeit, also griff er zum Telefon und tippte die Nummer ein, die auf dem Monitor angezeigt wurde.

»Olá«, sagte er. »Solana Villanova, se faz favor.«

Wolfe erstarrte. Tripp seufzte.

»Denken Sie nicht, ich würde die nicht benutzen«, sagte die Frau. Die Stimme klang immer noch so hoch und quenglig wie über die Sprechanlage, aber die Hand, die die Waffe hielt, wirkte ruhig und sicher.

»Um Himmels willen, Ma'am«, murkte Tripp. »Wir sind von der Polizei. Wenn Sie diese Bazooka senken würden, könnte ich Ihnen meine Marke zeigen.«

»Ach, das glaube ich nicht«, sagte die Frau nervös. »Ich kenne das Gesetz. Ich kann jetzt einfach jemanden erschießen, wissen Sie? Sind Sie von der Mafia?«

Wolfe verdrehte die Augen. Im Jahr 2005 hatte Florida ein Gesetz erlassen, das es den Leuten gestattete, zu ihrem Schutz in ihrem Haus oder ihrem Wagen, Waffen zu benutzen, ohne rechtlich dafür belangt zu werden. »Wunderbar«, murmelte er. »Mit dem Tagesgeschehen auf dem Laufenden, aber blind für die Realität.«

»Lassen Sie mich Ihnen einfach ...«, versuchte Tripp es erneut.

»Nicht so schnell!«

Tripp erstarrte, die Hand an seiner Tasche. Der Augenblick zog sich in die Länge.

»Okay, machen Sie schon«, sagte die Frau endlich. »Aber dieses Mal bewegen Sie sich langsamer.«

Tripp regte sich wieder.

»Langsamer!«, kreischte sie.

Tripps Hand schob sich im Schneckentempo in Richtung Jackenaufschlag. Wolfe hatte plötzlich das absurde Gefühl, in der Zeitlupenszene eines schlechten Action-Films gelandet zu

sein.

Ein paar Minuten später, oder waren es Jahrzehnte, kam auch die Marke endlich zum Einsatz. Die Frau stierte sie an. »Ohne meine Brille kann ich nichts sehen.«

»Sie tragen Ihre Brille«, stellte Wolfe fest.

Sie musterte ihn misstrauisch. »Woher wissen Sie, dass das meine ist?«, giftete sie zurück.

Wolfe musste zugeben, dass sie damit nicht ganz unrecht hatte.

»Oma?«, erhob sich eine Stimme hinter ihr. »Oma, mit wem redest du?«

Eine Frau erschien hinter ihr. Als sie sah, was los war, stöhnte sie. »Ach Oma, nicht schon wieder.«

»Darlene? Die Jungs sagen, sie wären von der Polizei. Kennst du sie?«

Die Frau, ein gut gebauter Rotschopf in einem weißen Trainingsanzug, griff zu und nahm ihrer Großmutter die Waffe aus der Hand. »Nein, Oma. Ich kenne keine Polizisten. Aber diese Marken sehen ziemlich echt aus, wenn du mich fragst.« Sie schenkte Wolfe und Tripp ein verlegenes Lächeln. »Die Waffe ist nicht geladen.«

»Verrat ihnen das doch nicht! Wir könnten ihnen ebenso gut gleich das Silber geben!«

»Ma'am, sind Sie die Hausverwalterin?«, fragte Tripp.

»Ja. Ich bin Darlene Florence. Was kann ich für Sie tun?«

Die Großmutter riss verzweifelt die Hände in die Luft. »Du gibst jetzt schon auf? Dann gehe ich mal und hole meinen Geldbeutel, damit sie bei der Suche nicht das ganze Haus auseinandernehmen.« Damit machte sie kehrt und schlurfte aus dem Zimmer.

Tripp zog ein Foto des verstorbenen Weihnachtsmanns her vor. »Kennen Sie diesen Mann?«

Sie warf einen Blick auf das Foto und keuchte auf. »Ja, das ist Mr Patrick. Kingsley Patrick aus vierhundertneunzehn. Er

sieht ...«

»Ja, Ma'am, ich fürchte, das ist er. Hat er allein gelebt?«

»Ja. Das ist nur eine kleine Einzimmerwohnung. Was ist mit ihm passiert?«

»Das wollen wir herausfinden«, antwortete Wolfe. »Wir möchten uns in seinem Apartment umsehen. Würden Sie uns hineinlassen?«

»Ich hole meine Schlüssel.«

»Kommt Ihre Großmutter allein zurecht?«, erkundigte sich Wolfe.

»Ach, der passiert nichts.« Darlene öffnete einen Schrank und legte die Waffe hinein. »Es gibt so oder so keine Munition für die Waffe, und mir ist lieber, sie fuchtelt mit dem Ding herum, als dass sie mit dem Schürhaken zusticht. Einmal hat sie einem UPS-Boten neun Stiche verpasst.«

»Preiset den Herrn für seine Gaben«, sagte Wolfe tonlos.

»Kommen Sie nur rein!«, rief Großmutter Florence. »Wir haben Schmuck! Ich suche Ihnen alles heraus.«

Muslime hielten sich in Hinblick auf ihr Auftreten und ihr Alltagsleben nicht ausschließlich an den Koran, sondern auch an eine Sammlung von Überlieferungen, die als Hadithe bekannt sind. Beispielsweise wird dort verlangt, dass die Bekleidung einer muslimischen Frau den ganzen Körper, mit Ausnahme von Gesicht und Händen, verhüllen musste, und dass ihr Aufzug nicht figurbetont, durchsichtig oder so auffällig sein durfte, dass er unangemessene Aufmerksamkeit erregte oder ihre Gestalt offenbarte.

Zenira Tariq hatte in diesem Punkt offenbar eine ganz andere Meinung.

Das brachte ihr in Florida Geld ein, in manchen anderen Ländern ein Gefängnisaufenthalt oder sogar die Todesstrafe. Wie dem auch sei, der Nutzen davon, ein Promi in Amerika zu sein – ein kleiner C-Promi, zugegebenermaßen – war zwiespältig. Der Zeitungsherausgeber war eine Art Puffer zwischen ihr und den besessenen Bewunderern oder gefährlichen Kritikern, doch gleichzeitig wusste er auch deren Obsessionen mit extrem freizügigen Bildern zu füttern.

Aber diesen Schutz bot der Verlag nicht den Verkäufern seiner Produkte.

Horatio hatte sich Hintergrundinformationen über den Ladenbesitzer besorgt. Talwinder Jhohal behauptete, er sei Abdus Sattar Pathan nie zuvor begegnet, allerdings behauptete er auch, er könne sich an den Überfall nicht erinnern.

Was Horatio über ihn ausgegraben hatte, war alles andere als vielversprechend. Talwinder Jhohal war verheiratet, hatte

vier Kinder und besaß den kleinen Laden seit einem Jahrzehnt. Er war nie festgenommen worden, unterhielt keine bekannten Verbindungen zu irgendeiner kriminellen Vereinigung und war seit über zwanzig Jahren amerikanischer Staatsbürger, nachdem er aus seiner Heimat Indien ausgewandert war. Das Geschäft war drei Mal in insgesamt siebzehn Jahren ausgeraubt worden, aber dies war das erste Mal, dass jemand verletzt worden war.

Er ist beinahe ein Aushängeschild für den amerikanischen Traum, dachte Horatio. Jedenfalls bis zu dem Punkt, an dem er von jemandem angegriffen worden ist, der weniger tolerant war als er selbst.

Zumindest war das Horatios Theorie. Sie schien durchaus stimmig zu sein. Der islamische Blickwinkel bot ein Motiv, das geeignet war, die emotionale und impulsive Art des Übergriffs zu erklären, und er stellte eine Verbindung zu den Lebensläufen von Opfer und Angreifer her. Da er wusste, dass die Namen von Muslimen bestimmte Merkmale ihres Glaubens widerspiegeln, hatte Horatio sogar die Herleitung von Pathans Namen ermittelt. Die Bedeutung von ›Abdus Sattar‹ war ›Dienst des Verhüllers‹ und die von ›Batin‹, dem Künstlername Pathans, lautete ›ungesehen‹.

Der Ungesehene und der Verhüllende, dachte Horatio. Beides passende Namen für jemanden, der sich auf Taschenspielertricks spezialisiert hatte. Da gab es nur ein Problem ...

Pathan war kein Muslim.

»Machen Sie Witze?«, hatte ein Künstlervermittler zu Horatio gesagt, und sogar am Telefon war die Fassungslosigkeit in seinem Tonfall hörbar. »Zauberer stehen, soweit es Muslime betrifft, auf einer Stufe mit Satan. Wenn Sie einen Muslim wirklich wütend machen wollen, dann vergessen Sie Stripperinnen und Showgirls, sondern laden ihn einfach zu einer magischen Darbietung ein. Sie könnten eher eine

schwarze Messe im Vatikan veranstalten. Glauben Sie mir, der Brillante Batin ist so wenig Muslim wie Kermit der Frosch ein Jude sein kann.« Dann trat eine kurze Pause ein. »Ich würde Ihnen ja sagen, warum Kermit der Frosch kein Jude sein kann, aber meine Frau sagt, ich darf diesen Witz nicht mehr erzählen.«

Als er aufgelegt hatte, hatte Horatio einige Nachforschungen angestellt. Was er herausfand, war interessant.

»Drei Arten von Menschen werden nicht ins Paradies eingehen: der Gewohnheitstrinker, der, der an Magie glaubt, und der, der sich an seinen Blutsverwandten versündigt«, sagte Horatio laut.

Calleigh blickte von ihrer Schreibarbeit auf. »Bitte?«, fragte sie.

Nun erst ging Horatio auf, was er gesagt hatte. »Tut mir leid«, sagte er. »Das stammt aus den Hadithen, einer traditionellen muslimischen Lehre. Magie, die nicht von Allah selbst kommt oder durch die frommen Taten der Heiligen oder Propheten geschieht, gilt als Istidradsch. Mit denen, die so etwas praktizieren, wird ähnlich verfahren wie mit der Zauberin im Alten Testament.«

»Oh«, sagte Calleigh in sanftem Tonfall. »Hört sich nicht so an, als wären sie sonderlich beliebt.«

»Nein, aber sie waren vermutlich recht gut darin, Dinge verschwinden zu lassen. Genau wie unser Mr Pathan. Zu dessen Fähigkeiten auch zu gehören scheint, seinen Anwalt verschwinden zu lassen.«

»Du kannst ihn nicht erreichen?«

»Ich kann nicht einmal einen Beweis für seine Existenz finden. Die Anwaltskammer von Florida hat noch nie von ihm gehört.«

Calleigh runzelte die Stirn und erhob sich.

Dann ging sie zu Horatio, der vor einem der Laborcomputer saß. »Aber es ist doch jemand aufgetaucht und hat mit Pathan gesprochen, während er in Gewahrsam saß.«

»Eine Person namens Francis Buccinelli laut Auskunft der Anmeldungsprüfstelle«, erwiderte Horatio. »Dort hieß es, er habe einen Führerschein vorgelegt, um sich damit auszuweisen, aber ich finde ihn auch nicht in der staatlichen Datenbank.«

»Also muss er eine falsche Identität benutzt haben. Sich gegenüber einem Polizeibeamten mit falschen Angaben auszuweisen, ist ein Verbrechen ...«

»... aber keines, das wir Pathan anlasten können. Wer immer Buccinelli wirklich ist, er muss das reingeschmuggelt haben, was Pathan benutzt hat, um die Fingerabdrücke zu fälschen.«

»Was wir immer noch nicht beweisen können.«

»Nein. Aber wenn wir Buccinelli finden, können wir ihn belangen und vielleicht beginnt er dann, alles auf Pathan abzuwälzen.«

Horatio drückte eine Taste, und auf seinem Monitor erschien das Video vom Empfangsbereich des Pre-Trial Detention Centers von Miami-Dade. Es zeigte einen dunkelhäutigen Mann in einem dreiteiligen Anzug. Er hatte langes, gelocktes Haar, eine Brille mit einem schweren Rahmen, einen auffälligen Leberfleck auf der Wange und einen kurzen, sauber gestutzten schwarzen Bart.

»Klingt nach einem guten Plan«, sagte Calleigh. »Wo fangen wir mit der Suche an?«

»Ich habe bereits Kontakt zu den Agenturen geknüpft, die mit Pathan gearbeitet haben. Jetzt ist es, denke ich, an der Zeit, mit seinesgleichen zu reden.«

Das Apartment, in das Darlene Florence Wolfe und Tripp führte, war nicht gerade luxuriös. Wie es schien, hatte Santa Shaky seinen Namen von seiner Auffassung über Hygiene abgeleitet.

Das Mobiliar bestand offenbar ausschließlich aus einer Klappcouch, einem kleinen Tisch mit zwei Stühlen, einer Kommode und einer Stehlampe. Stehlampe und Tisch waren unter Bergen von Kleidungsstücken begraben, so tief, dass Wolfe zweimal hinsehen musste, um überhaupt feststellen zu können, dass sich darunter noch etwas verbarg.

»Entweder war der Typ ein lebender Wäscheständer«, sagte Tripp, während er durch das Zimmer ging, »oder er hat von hier aus irgendein Geschäft betrieben.«

»Er war Schauspieler«, erklärte Darlene, die auf der Schwelle stand. »Das hat er mir jedenfalls erzählt. Er hat gesagt, er wäre in einigen Werbespots aufgetreten, aber ich habe ihn nicht wiedererkannt.«

Wolfe ging weiter in den Raum hinein und griff nach dem, was zuoberst auf einem der Stühle lag. Es war ein silbriger Overall auf einem Kleiderbügel. Auf dem Tisch, gleich neben einem billigen alten Computer, lag eine Art Astronautenhelm aus Kunststoff, der zu dem Overall passte. »Sieht aus, als hätte er einen Teil seiner Kostüme behalten«, stellte er fest. »Entweder das, oder er hatte vor, eine Expedition zum Jupiter zu machen.«

»Brauchen Sie mich hier?«, fragte Darlene. »Ich sollte vermutlich allmählich nach meiner Großmutter sehen.«

»Nein, wir kommen zurecht.« Wolfe nickte ihr zu. »Sehen Sie nur nach Ihrer Großmutter.«

Als die Tür ins Schloss fiel, machten sich Tripp und Wolfe an die Arbeit.

Tripp suchte in der Wohnung nach allem Möglichen: Dokumenten, Waffen, Drogen oder irgendwelchen Schmuggelwaren. Wolfe konzentrierte sich auf versteckte Hinweise biologischer und chemischer Natur: Blutflecken, Körperflüssigkeiten, Spuren von Substanzen, die ungewöhnlich oder fehl am Platz schienen.

Wolfe entfernte die Kleiderberge von dem Klappsofa und richtete die ALS-Lampe, auf das zerknitterte Laken, das unter ihnen zum Vorschein gekommen war. »Keine Beweise, die auf sexuelle Aktivitäten hindeuten. Wenn Santa Sex hatte, dann nicht hier.«

Tripp, der den Arzneimittelschrank in dem winzigen Badezimmer hinter der Küche in Augenschein nahm, sagte: »Keine Antidepressiva. Aber viele Haarpflegeprodukte.«

»Ja, ich denke, Mr Patrick besaß ein gewisses Ego, was zu einem Dasein als Schauspieler passen würde.«

»Dann denkst du, er war wirklich Schauspieler, und das war nicht nur Gerede?«

Wolfe deutete auf ein kleines Bücherregal auf der anderen Seite des Betts. »Alte Drehbücher, Anleitungen zum Method Acting und so weiter. Ich schätze, er hat die Wahrheit gesagt. Es sieht nicht so aus, als hätte er die brotlose Kunst je hinter sich gelassen.«

»Die Frage ist, warum wollte ihn jemand umbringen?«

»Keine Ahnung. Aber die Antwort könnte hier versteckt sein.« Wolfe tippte auf die Computertastatur, und das Gerät erwachte zum Leben. »Gut, ich versuche mal, seine E-Mails abzurufen.« Wolfe seufzte. »Nicht gut. Ich hatte gehofft, er hätte sein Passwort im Programm hinterlegt. Ich werde das Ding ins Labor bringen müssen. Mal sehen, ob einer unserer Techniker daraus schlau wird.«

Tripp sah sich nachdenklich um. Plötzlich ging er zur Tür und untersuchte das Schloss. »Wolfe, komm her und sieh dir das an.«

Wolfe tat, wie geheißen. »Hier ist eine merkwürdige Kerbe über dem Schloss. Meinst du, da hat jemand dran herumgespielt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Tripp. »Aber ich bekomme langsam das Gefühl, dass die Wohnung gefilzt worden ist.«

Nichts Offensichtliches, nur ein paar Dinge, die nicht so sind, wie sie sein sollten: ein paar nicht geschlossene Schubladen und die offene Tür zum Medizinschränkchen. Der Kerl könnte einfach schlampig gewesen sein, aber irgend etwas stimmt nicht.«

Wolfe sah sich um. »Tja, wenn hier jemand eingebrochen ist, was hat er dann mitgenommen?«

»Keine Ahnung.« Tripp verschränkte stirnrunzelnd die Arme vor der Brust. »Die eigentliche Frage lautet: Was ist nicht hier, was hier sein sollte?«

»Natürlich kenne ich Abdus«, sagte der Mann hinter dem Tresen. Er war dünn, in den Zwanzigern und hatte einen braunen Stoppelschnitt. »Er kommt immer her, um seine Ausrüstung zu kaufen.«

Horatio sah sich in dem Zubehörgeschäft für Zauberkünstler um. Billige Zauberkästen hingen an Hartfaserplatten an den Wänden, während kleine Tische, die mit schwarzem Samt bedeckt waren, die Aufmerksamkeit auf kostspieligere Requisiten lenkten.

»Soweit ich weiß, sind Sie auch persönlich mit ihm bekannt«, fuhr Horatio fort. »Einer der Agenten, mit denen ich gesprochen habe, hat erwähnt, Sie und er wären befreundet.«

Mat Fresling, der Mann hinter dem Tresen, kratzte sich an den Haarstoppeln auf seinem Hinterkopf. »Naja, ein bisschen, schätzt ich.«

»Mehr als nur ein bisschen. Sie springen doch sogar füreinander ein, wenn einer von Ihnen bei einem Auftritt verhindert ist, richtig?«

Fresling zuckte mit den Schultern. »Manchmal, ja. Aber das ist rein geschäftlich, wenn Sie verstehen. Ich meine, ich war nie in seinem Haus oder so.«

»Aha. Also pflegen sie keinerlei privaten Umgang?«

»Naja ... wir haben nach einer Show schon mal etwas zusammen getrunken, zum Fachsimpeln. Aber Abdus ist stockkonservativ und hält sich an Mineralwasser fest. Er ist ein sehr zielstrebiger Mensch.«

»So scheint es«, erwiederte Horatio. »Haben Sie sich je über andere Dinge als über das Geschäft unterhalten?«

»Wir haben ein bisschen über seine Familie geredet. Aber ich muss zugeben, zuerst habe ich ihm kein Wort geglaubt.«

»Wie das?«

»Diese ganze Geschichte über den unglaublich reichen Jungen. Ich meine, wenn meine Familie so viel Geld hätte, dann würde ich bestimmt nicht drei Shows pro Abend auf einem Kreuzfahrtschiff machen und mit dem Mittennachtsbüfett um die Aufmerksamkeit konkurrieren.«

»Mir war nicht klar, dass er aus reichem Hause kommt.«

»Oh doch. Sein alter Herr ist so eine Art arabischer Ölscheich. Aber er und Abdus verstehen sich nicht so gut.«

»Sagen Sie«, wollte Horatio wissen, »hat Abdus je einen Mann namens Francis Buccinelli erwähnt?« Er achtete sorgfältig auf Freslings Reaktion, aber sollte der Name ihm irgendetwas gesagt haben, so wusste er es gut zu verbergen.

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete er. »Aber wie schon erwähnt, wir haben nicht so viel miteinander zu tun.«

»Danke, dass Sie mir Ihre Zeit gewidmet haben«, beendete Horatio das Gespräch.

Keine vierundzwanzig Stunden, nachdem Eric Delko mit Solana Villanova am Telefon gesprochen hatte, betrat sie den Eingangsbe- reich des kriminaltechnischen Labors von Miami-Dade. Sie ließ sich am Empfang den Weg beschreiben und bedankte sich höflich.

Dann ging sie direkt in die Gerichtsmedizin.

Alexx wusch sich gerade die Hände und blickte auf, als die Frau eintrat. »Ja? Kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau musterte Alexx gelassen, ehe sie antwortete. Sie war Ende dreißig, hatte markante Wangenknochen und ein Kinngrübchen. Sie trug ein schlichtes, schwarzes Kleid und flache, schwarze Pumps. »Ja«, sagte sie mit spröder, beherrschter Stimme. »Ich glaube, hier muss ein Irrtum passiert sein, den ich korrigieren möchte.«

»Ich verstehe«, sagte Alexx zurückhaltend. »Ich bin Doktor Woods. Und Sie sind?«

»Solana ... Villanova. Soweit ich verstanden habe, haben Sie hier jemanden, von dem Sie denken, er sei mein Mann.«

Delko hatte mit Alexx gesprochen und ihr erzählt, was er herausgefunden hatte. Er hatte ihr auch erzählt, wie Solana Villanova auf die Neuigkeit reagiert hatte.

»Mrs Villanova, es war sinnlos, dass Sie diese weite Reise auf sich genommen haben«, sagte Alexx. »Es gibt keine äußerlichen Merkmale an den sterblichen Überresten, anhand derer Sie ihren Mann identifizieren könnten.«

»Was daran liegt, dass es nicht mein Mann ist«, schnappte die Frau. »Zeigen Sie mir die Leiche.«

Alexx studierte die Frau eine Sekunde lang. »Also gut«, sagte sie, ehe sie gemessenen Schritts zu den stumpf-silbernen Schubladenreihen ging, den passenden Griff umfasste und die Bahre herauszog. Die Frau trat forsch näher und zeigte keinerlei emotionelle Regung beim Anblick der in ein Laken gehüllten Leiche.

»Das ist alles, was wir gefunden haben.« Alexx zog das Laken zurück und legte den Leichnam frei.

Die Frau blickte auf die Überreste hinab, und ihre Miene, die so oder so schon keine Emotionen erkennen ließ, schien noch ausdrucksloser zu werden. »Das ist nicht Hector. Das ist ... wie können Sie sagen, das ist irgendjemand? Das könnte jeder sein.«

»Da haben Sie vermutlich recht. Dann ist er eben einfach ein John Doe, eine Leiche ohne Namen. Wir werden ihn auf

die übliche Art und Weise entsorgen.«

»Was? Das scheint ...«

»Was kümmert es Sie?«, fragte Alexx. »Das ist nicht Ihr Mann, richtig? Es ist nicht der Mann, dessen letzte Mahlzeit ein *Ceia de Natal* war, obwohl er Probleme mit seinem Cholesterinspiegel hatte. Es ist nicht der Mann, der lange starker Raucher war, bis er vor etwa einem Jahr aufgehört hat. Es ist nicht der Mann, der sich irgendwann in seinem dritten Lebensjahrzehnt eine Fraktur zugezogen hat. Richtig?«

Solanas Gesicht war immer noch ausdruckslos, aber wurde nun sichtlich blasser. »Woher ... woher wissen Sie das alles?«

»Das ist mein Job«, erklärte Alexx in milderem Ton. »Die Leute, mit denen ich es hier zu tun habe, haben eine Geschichte zu erzählen, und ich bin die Letzte, der Sie sie erzählen können. Also tue ich mein Bestes, um ihnen zuzuhören.«

Die Frau blickte erneut auf die Leiche herab, und Alexx sah eine Veränderung in ihren Augen. Eben noch war das vor ihr nur ein kaltes, lebloses Etwas gewesen, doch nun war es das nicht mehr. Die Maske, die sie so sorgfältig aufgesetzt hatte, bekam Risse, und der Kummer, den sie zu verstecken suchte, rumorte unter der Oberfläche.

»Der Mann, mit dem Sie am Telefon gesprochen haben, Eric Delko«, begann Alexx. »Er hat Sie gebeten, uns etwas von Ihrem Ehemann mitzubringen. Etwas, womit wir seine DNS ermitteln können.«

»Ja. Ja, natürlich.« Die Frau suchte in ihrer Tasche herum und zog ein kleines, flaches Päckchen hervor. »Das hat er immer getragen. Ich habe es in einer alten Kiste gefunden, die ... die er vergessen hat, mitzunehmen.«

»Danke, Mrs Villanova.«

»Miss«, sagte sie und reichte ihr das Päckchen, ohne den Blick von dem Leichnam abzuwenden. »Wir waren geschie-

den. Ich bin eigentlich keine Villanova mehr, aber ich dachte, das würde alles nur noch komplizierter machen, also habe ich einfach ... ich ...«

Und dann fiel die Maske, und aus ihren Augen ergoss sich eine Flut von Tränen, sie schluchzte, schlang die Arme um den Oberkörper, als wollte sie versuchen, sich selbst festzuhalten.

Alexx verzichtete darauf, die Schublade zu schließen. Stattdessen ging sie auf die andere Seite und legte der Frau eine Hand auf die Schulter.

»Schon gut«, sagte Alexx sanft. »Das ist in Ordnung. Wir kümmern uns um ihn.«

Die ehemalige Solana Villanova antwortete nicht, aber damit hatte Alexx auch nicht gerechnet.

Alexx war nicht die Person, mit der sich Solana unterhalten sollte.

Pathan war kein häufiger Name in Miami. Tatsächlich gab es sogar nur noch einen anderen Pathan, den Horatio aufspüren konnte ... und dessen Adresse musterte er mit hochgezogenen Brauen.

Fisher Island war weniger ein Vorort von Miami als ein eigenes Königreich. Zugänglich nur mit Boot oder Flugzeug bestand es aus gut siebenundachtzig Hektar diamantbesetztem, goldfarbenen Luxus, inklusive zwei Tiefseejachthäfen, einem luxuriösem Golfplatz mit Turniereignung und einem Polofeld. Prominente und Geschäftsleute besaßen hier Häuser in einer Preisklasse, die bei zwei Millionen anfing und jenseits der Vorstellungsgrenze von Normalsterblichen endete. Wer es sich nicht leisten konnte, hier zu leben, der konnte immer noch mit der Fähre herkommen und das hoch gepräsene Spa Internazionale besuchen, um sich mit Schlammbädern, heißen Packungen und Massagen verhätscheln zu lassen.

Das Spa jedoch war nicht Horatios Ziel. Er fuhr mit dem

Hummer von der Fähre und die ruhigen, verlassenen Straßen hinunter. Ein Pfau, der seine Schwanzfedern zu einem prächtigen Rad aufgerichtet hatte, starrte ihm von seinem Thron, einem Feuerhydranten, entgegen. Horatio passierte mehr Golfmobile als Autos, und ihm fiel auf, dass mindestens zwei der Fahrer eigene Talkshows hatten.

Fisher Island war 1905 durch den Bau eines Kanals zur Biscayne Bay entstanden. Ein schwarzer Geschäftsmann namens Dana Dorsey hatte die Insel gekauft, um sie zu einem Urlaubsort für reiche Afroamerikaner umzubauen. Im Jahr 1919 hatte Carl Fisher sie erworben, der Mann, dem sie ihren Namen verdankte. Auch Fisher blieb nicht lange Eigentümer der Insel, wenn er auch nicht verkaufte. Stattdessen tauschte er sie gegen die Jacht von William Vanderbilt ein. Mit Vanderbilt erhielt die Insel Tennisplätze, Schwimmbecken und einen Golfplatz mit Turniereignung, außerdem stattete er sie mit einem Herrenhaus und einer Bücherei aus. Danach ging die Insel noch durch viele andere Hände, bis sie 1979 um eine Eigentumswohnungsanlage und Restaurants erweitert wurde.

Trotz des luxuriösen Drumherums war die Insel nicht groß. Schon Minuten später hielt Horatio seinen Dienstausweis vor die Linse einer Videokamera, die in einen Betonpfosten eingebaut war. Nach einem Moment schwangen die großen, eisernen Tore neben dem Pfosten auf.

Am Ende der langen Auffahrt stand ein opulentes Gebäude, erbaut in einem Stil, der sogar für einen Kaiser angemessen gewesen wäre. Das Dach bestand aus einer glitzernden Glaspyramide und Türmchen, die Minaretten gleich an allen vier Ecken in die Höhe ragten. Die Seitenflügel, rechts und linke der Pyramide, verliefen parallel zu dem Küstenabschnitt, an dem das Gebäude stand.

Den Eingang umrahmten sechs Marmorsäulen, eher ägyptisch als griechisch, und die Tür selbst sah aus, als hätte man

sie aus einem Pharaonengrab geraubt. Sie schien aus solidem Stein zu bestehen, und ihre Oberfläche zierte ein Fries, auf dem Schriftzeichen eingemeißelt waren.

Der Mann, der die Tür öffnete, als Horatio die Stufen emporschritt, hatte dunkle Haut und einen buschigen, schwarzen Schnauzbart. Abgesehen von dem makellos weißen Turban auf seinem Kopf, war er bis hin zu den weißen Handschuhen gekleidet wie ein traditioneller englischer Butler.

»Bitte hier entlang, Sir«, sagte der Butler, dessen Akzent irgendwo zwischen Kalkutta und Oxford wiederzufinden war.

Horatio folgte ihm in eine Eingangshalle, die groß genug für ein Basketballspiel gewesen wäre. Beleuchtet wurde sie von einem Lüster aus zahlreichen Diamanten – eine im Moment erstarre Explosions. Durch große gläserne Türen ging es weiter in einen Nebenraum. Bei diesem handelte es sich um ein Herrenzimmer im Stil der Räume, die häufig in Sherlock-Holmes-Romanen beschrieben werden: große Regale voller lederegebundener Bücher, ein steinerner Kamin und ein großer Schreibtisch, hinter dem ein Lehnsessel steht. Leute mit zu viel Geld, so hatte Horatio irgendwann festgestellt, neigten oft dazu, den Mangel an Geschmack mit purer Detailversessenheit auszugleichen. Es war, als würden sie einfach auf eine Seite in einem Katalog zeigen und sagen: »So soll es aussehen. Genau so.«

Der Butler wies ihn an, zu warten. Er nahm auf einem antiken Diwan, der mit dunkelgrünem Samt bezogen war, Platz und sah sich neugierig in dem Zimmer um. Ein großer Globus auf einem Messingständer thronte in einer Ecke, und in der anderen ruhte ein dickes Buch auf einem Lesepult.

Der Mann, der wenige Augenblicke später den Raum betrat, war groß, hatte eine breite Brust und einen grauen Haarkranz auf dem ansonsten braunen glatten Schädel. Er trug einen weißen Leinenanzug, Schuhe aus Goldbrokat und eine rote Seidenkrawatte.

Bart, Schnäuzer und Augenbrauen waren schwarz, ansatzweise grau, und betonten seine Gesichtszüge, die auffallend kräftig und kantig waren. Khasib Pathan hatte vieles an seinen Sohn vererbt: seine markante Nase, das Kinn und seine scharfen schwarzen Augen.

Aber nicht seinen Glauben, dachte Horatio.

Er erhob sich, als Khasib das Zimmer betrat. »Mr Pathan. Danke, dass Sie mich empfangen haben.«

Khasib nickte. Das Lächeln, mit dem er Horatio bedachte, war höflich, aber wachsam. »Lieutenant Caine, richtig? Ich weiß nicht recht, worum es eigentlich geht – hat das irgendetwas mit Abdus zu tun?«

»Ja. Ich möchte Sie nicht erschrecken, Mr Pathan, aber wie es scheint, war Ihr Sohn in eine gewalttätige Auseinandersetzung verwickelt, die dazu geführt hat, dass er verhaftet wurde und ein anderer Mann die Nacht im Krankenhaus verbringen musste.«

Khasibs Reaktion bestand lediglich in einem leichten Stirnrunzeln. »Ich verstehe. Welche Art krimineller Handlungen wird ihm zur Last gelegt?«

Horatio zögerte. »Nun, Sir, im Moment steht er nicht unter Anklage. Es gibt noch ein paar technische Probleme bezüglich der Beweise und der Zeugen.«

Khasib nickte. »Aha. Und ich nehme an, es wäre nur vernünftig, wenn die Person, die für die Freilassung meines Sohnes verantwortlich ist, dem dankbaren Vater einen Besuch abstattet.« Sein Ton war milde und barg nur einen Hauch Amusement.

Horatio lächelte. »Es tut mir leid, aber Sie haben mich falsch verstanden. Niemand von meinen Leuten hat Beweise manipuliert, und ich bin auch nicht hier, um eine Belohnung einzufordern.«

Nun war Khasib derjenige, der sich zögerlich gab, aber als er wieder das Wort ergriff, war das Amusement in seiner

Stimme deutlicher vernehmbar. »Nun, es ist gut, dass Sie nicht auf eine Belohnung aus sind, denn dann hätten Sie eine herbe Enttäuschung erlebt. Warum sind Sie also hier?«

»Um Einsicht zu gewinnen. Der Angriff kam plötzlich und war gewalttätig, wurde aber von etwas Trivialem ausgelöst, von einem offenherzigen Foto einer Frau in einer Zeitschrift. Ich kann keine Verbindung zwischen Ihrem Sohn und der Frau erkennen. Ergibt das für Sie einen Sinn?«

Khasib schüttelte den Kopf.

»Sie nehmen sich eine Menge heraus, Lieutenant. Kommen in das Haus eines Mannes und beschuldigen seinen Sohn eines Verbrechens, für das Sie keine Beweise vorlegen können. Was bringt Sie auf die Idee, ich würde Ihnen das nicht übel nehmen?«

»Bei meiner Arbeit, Mr Pathan«, erwiderte Horatio, »muss man gelegentlich Risiken eingehen.« Was er nicht sagte, war, dass sich im Zorn oft mehr offenbarte als in einem freundschaftlichen Zusammentreffen. Horatio wurde oft gebeten zu gehen und ebenso oft kam er zurück. Zumeist mit einem Durchsuchungsbefehl in der Hand.

»Ich könnte natürlich den gekränkten Vater spielen«, sagte Khasib kühl. »Aber ich schätze einen ehrlichen Umgang, besonders, wenn es um Behörden geht, und daher werde ich das nicht tun. Mein Sohn Abdus und ich stimmen in vielen Dingen nicht überein. Er ist mir in großen Teilen ein Rätsel. Ich habe versucht, ihm die Weisheit der Lehren Mohammeds beizubringen, doch er sieht die Wahrheit und Pracht Allahs nicht.«

»Dann haben sie keine Ahnung, warum das Nacktfoto einer Araberin, die er nicht kennt, ihn so wütend machen konnte?«

Khasib schüttelte den Kopf, und seine dunklen Augen behielten Horatio stets direkt im Blick. »Die habe ich nicht. Er hat den Traditionen der Hadithe nie viel Ehrerbietung entgegengebracht, auch nicht denen, die sich mit der Bekleidung

oder dem Benehmen befassen. Wenn diese ... Frau ... in irgendeiner Weise mit dem zu tun hat, was er seinen Beruf nennt, dann wäre sein Verhalten vielleicht erklärbar.«

»Sie meinen seine Karriere als Magier?«

»Ja. Sie hat ihn verschlungen, ihn und sein ganzes Leben. Ich denke, ein Grund für seine Berufswahl könnte meine Abneigung gewesen sein. Die Lehren des Islam sind sehr eindeutig, wenn es um *as-sarf* und *al-'atf* geht, oder wie im Fall meines Sohnes um *al-qamrah*. Wer immer dies ausübt oder gutheißt, ist vom rechten Glauben abgefallen. Der Gesandte Gottes sprach: ›Jedermanns Gebet wird angenommen in der Nacht des fünfzehnten Sha-aban, doch nicht das Gebet eines Zauberers oder Steuereintreibers.‹«

Horatio sah sich in dem Raum um. »Nun, ich kann mir vorstellen, warum Sie nicht gut auf Steuereintreiber zu sprechen sind.«

»Aber nicht, warum ich etwas gegen ein harmloses Hobby habe? Gegen Kartentricks und dagegen, Kaninchen aus Hüten zu ziehen?« Khasibs Miene verfinsterte sich, und er verschränkte die Arme vor der Brust, und für eine Sekunde konnte Horatio erahnen, wie beängstigend sein Unmut auf einen kleinen Jungen wirken musste. »Mir ist bewusst, dass die Traditionen und Bräuche der Gläubigen in den Augen der Ungläubigen bisweilen närrisch erscheinen. Ich bin kein ungebildeter Mann, Lieutenant, aber die Essenz des Glaubens ist das Vertrauen darauf, dass es eine höhere Macht gibt, die weit mehr weiß und versteht, als wir es je könnten. Ich vertraue auf diese Weisheit und auf die Weisheit aller großen islamischen Gelehrten, die sie über die Zeitalter hinweg interpretiert haben. Diese Weisheit war meinem Sohn bedauerlicherweise nicht genug.«

»Wann haben Sie das letzte Mal mit Abdus gesprochen?«

»Ich sehe ihn nur selten, vielleicht ein Mal in sechs Monaten. Wir haben uns, glaube ich, vor einigen Wochen zum letz-

ten Mal unterhalten. Es ging um die Feier für eine meiner Frauen.«

Horatios Brauen ruckten hoch, doch er sagte nichts.

»Ich bin ein Bürger Saudi Arabiens, nicht der Vereinigten Staaten. Polygamie ist dort gebräuchlich. Der Koran sagt, ein Mann darf bis zu vier Frauen haben, wenn er in der Lage ist, anständig für sie zu sorgen.« Khasib lächelte. »Wie Sie selbst sehen können, übersteigt das meine Mittel nicht.«

»Offensichtlich nicht«, sagte Horatio. »Darf ich fragen, welche Ihrer Frauen Abdus' Mutter ist?«

Ehe Khasib antworten konnte, tauchte der Butler auf der Türschwelle auf. »Entschuldigung, Sir. Ihr Sohn Abdus ist am Telefon. Er sagt, es sei äußerst dringend.«

Khasib bedachte Horatio mit einem eigenartigen Blick. »Nun ja«, bemerkte er. »Ein höchst ungewöhnliches Zusammentreffen, meinen Sie nicht?«

»Vielleicht ruft er an, um Sie nach einem guten Anwalt zu fragen«, entgegnete Horatio, aber Khasibs Reaktion bestand lediglich darin, zu seinem Schreibtisch zu gehen, den Telefonhörer in die Hand zu nehmen und eine Taste zu drücken. »Hallo? Ja, ich – was?«

Khasibs Haltung veränderte sich schlagartig. Ein Ausdruck des Schreckens vertrieb jede Spur des Ärgers. »Wo bist du?«, verlangte er beinahe schon brüllend zu erfahren. »Wo? Nein! Nein! Lasst mich mit meinem Sohn sprechen!«

»Sir? Ist alles in Ordnung?«, rief Horatio dazwischen. All seine beruflich geschulten Instinkte schrien auf.

Khasib hielt den Telefonhörer vor sich und starrte ihn an, als handele es sich um einen fremdartigen Gegenstand, den er noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. »Das war Abdus«, sagte er, und seine Stimme schwankte zwischen Verwirrung und Furcht. »Er hat gesagt ... er hat gesagt, man hätte ihn entführt. Man würde ihn umbringen ...«

Die Mütze, eine Baseballkappe mit dem Schriftzug eines südamerikanischen Fußballklubs, die Solana Villanova Alexx gegeben hatte, fand ihren Weg zu Delko. Er erhielt durch das Schweißband etwas Hautgewebe und fand schließlich sogar ein Haar mit intakter Wurzel, was bedeutete, dass die DNS ermittelt werden konnte. Die Proben wanderten in das DNS-Labor.

Er hatte beabsichtigt, persönlich mit Solana Villanova zu sprechen, aber sein ganzer Tagesablauf wurde durch einen Anruf von Horatio durcheinander gebracht.

»Was gibt es, H.?«

»Eric, ich möchte, dass du mit Calleigh zu dieser Adresse kommst.« Eric schnappte sich einen Stift und notierte die Anschrift, die Horatio ihm mitteilte. »Sobald ich kann, werde ich dort zu euch stoßen.«

»Gut«, erwiederte Delko. »Aber ich sollte eigentlich in zwanzig Minuten diese Frau befragen.«

»In dem Villanova-Fall?«

»Ja. Sie ist extra aus Brasilien hergeflogen.«

»Tut mir leid, Eric, aber sie wird warten müssen. Wir haben eine Entführung, und die Uhr tickt.«

»Okay, ich werde da sein.« Eric hasste es, die Ermittlungen in einen Fall zu unterbrechen, aber in einer Entführung war jede Minute wichtig. Er würde später mit Solana Villanova reden müssen.

Er traf Calleigh im Waffenlabor, unterrichtete sie über die Neuigkeiten, holte seinen Hummer und warf eine Münze, um zu entscheiden, wer fahren sollte. Calleigh gewann.

»Also«, sagte sie, als sich Eric anschnallte und sie den Motor startete, »hat unser undurchsichtiger Magier sich selbst verschwinden lassen, oder was?«

»Ist der Kerl wirklich ein Magier? Mit lebenden Tauben im Ärmel und so?«

»Naja, von Tauben weiß ich nichts«, antwortete Calleigh, während sie den Wagen vom Parkplatz fuhr, »aber er hat definitiv was im Ärmel versteckt. Hast du von der Geschichte mit dem Fingerabdruck gehört?«

»Ja. Man sollte glauben ...«

»Das ist doch nicht wahr«, sagte Calleigh gereizt, doch sie meinte nicht Delko, sondern einen Wagen, der sich etwas zu viel Zeit gelassen hatte, ihr aus dem Weg zu fahren. »Hier einen Spurwechsel zu versuchen ...« Calleigh schüttelte den Kopf. »Eigentlich weiß ich selbst nicht, was ich davon halten soll. Horatio hat meine Arbeit überprüft, und er sagt, es gäbe keinen Hinweis darauf, dass der Abdruck nicht echt sei. Wir können nur vermuten, dass unser Freund seine eigenen Fingerabdrücke manipuliert hat, während er in Gewahrsam war. Aber bis jetzt wissen wir nicht, wie er das angestellt hat. Wir nehmen an, dass sein Anwalt darin verwickelt ist, aber der hat sich mit falschen Papieren ausgewiesen, und Horatio konnte ihn nicht aufspüren.«

»Und was soll man davon halten, dass dieser Pathan direkt nach dieser Geschichte entführt wird? Ein bisschen seltsam, oder?«

»Du meinst, die Entführung könnte vorgetäuscht sein? Führst du mich ein Mal hinters Licht, Schande über dich, führst du mich zwei Mal hinters Licht, Schande über mich?«, reimte Delko. »Was denkst du?«

»Ich denke, wir sollten abwarten, bis wir den Tatort gesehen haben. Es geht bestimmt irgendetwas Merkwürdiges vor, aber wir dürfen nicht vorschnell urteilen.«

»Nichts dagegen einzuwenden.«

»Würdest du bitte verschwinden? Danke, vielen, vielen Dank.« Calleigh sprach zu dem Fahrer eines Kleinlasters.

»Du weißt schon, dass der dich nicht hören kann, oder?«, fragte Delko grinsend.

»Ich weiß, ich weiß.« Calleigh lächelte. »Sie mögen mich nicht hören, aber ich fühle mich besser. Zu hupen wäre, na ja, unhöflich.«

»Das ist wohl die Freundlichkeit der Südstaatler«, sagte Delko. »Oder sind es die Pferdestärken der Südstaatler?«

»Was immer mir die Leute aus dem Weg schafft«, murmelte Calleigh. »Entschuldigung, aber das Tempolimit liegt über fünfundzwanzig Kilometern pro Stunde ... Oh, danke ebenfalls.«

Delko lächelte und schüttelte den Kopf.

Gemäß Hauptabschnitt 18 der Gesetzessammlung der Vereinigten Staaten, Abschnitte 1201, 1204 und 1073, fiel Entführung in den Zuständigkeitsbereich des Federal Bureau of Investigation. Horatio musste, sobald er Kenntnis von dem Verbrechen bekam, die Außenstelle des FBI in Miami informieren. Was nicht hieß, dass er erfreut darüber gewesen wäre.

Horatio hatte schon einige Erfahrungen mit den *Federales* machen dürfen, und das waren nicht die besten gewesen. Obwohl die Spannungen zwischen dem FBI und den hiesigen Ge setzeshütern fast schon dem typischen Klischee entsprachen, hatte Horatio im Grunde nichts gegen die Bundesbehörde einzuwenden. Denn der Job kam stets zuerst, und wer am Ende die Handschellen anlegte, war weit weniger bedeutsam als die Frage, wer sie tragen würde. Das FBI verfügte über ein Potenzial an Arbeitskräften und Material, das Horatios Abteilung weit überstieg, und so befürwortete er die Kooperation beider Behörden, wenn es half, die Verbrecher von der Straße zu holen.

Das Zauberwort war Kooperation.

Nach Horatios Erfahrung benutzte das FBI dieses Wort ausschließlich als Euphemismus für >Gebt uns alles, was wir wollen, dann lassen wir euch leben<. Auch Horatio war dieser Euphemismus vertraut, doch er setzte ihn üblicherweise bei Verdächtigen ein. Gewisse Vertreter des FBI schienen diese Einstellung jedoch gegenüber jedem an den Tag zu legen, der ihnen über den Weg lief.

FBI-Vertreter wie beispielsweise Agent Dennis Sackheim.

Sackheim marschierte in Khasib Pathans Herrenzimmer, als wäre er ein General auf dem Exerzierplatz: stolz aufgerichtet, die Augen von einer Seite zur anderen rollend, und drei andere FBI-Agenten, zwei Männer und eine Frau, im Schlepptau. Als er Horatio dort sitzen sah, änderte sich seine Miene nicht im Mindesten, aber sie war sowieso von Anfang an ausdruckslos und unerbittlich gewesen.

»Lieutenant Caine«, grüßte Sackheim.

»Agent Sackheim«, erwiderte Horatio. Er erhob sich nicht von seinem Sitzplatz, und Sackheim stellte seine Kollegen nicht vor.

Horatio hatte schon früher mit Sackheim zu tun gehabt. Der FBI-Mann und er waren schon oft aneinandergeraten, und Horatio war der Ansicht, dass Sackheim nur an der Lösung eines Falles interessiert war, und dabei gerne die komplizierten Begleitumstände außer Acht ließ. Nicht gerade die beste Vorgehensweise in einem Entführungsfall, dachte er.

Khasib stand am Fenster und starre mit verschlossener Miene hinaus auf den Ozean. Horatio hatte sich bereits ausgiebig mit ihm unterhalten, aber nun würde Khasib die gleichen Fragen noch einmal beantworten müssen.

»Mr Pathan, ich werde Ihren Telefonanschluss anzapfen müssen.« Sackheim nickte seiner Kollegin zu, worauf diese geradewegs zum Telefon ging. »Ich werde die Ermittlungen

leiten, und es ist von größter Wichtigkeit, dass Sie mir alle Informationen über Ihren Sohn mitteilen. Freunde, intime Beziehungen, Geschäftsverbindungen, alles was Sie wissen.«

Horatio erhob sich. »Warum lassen Sie ihm nicht einen Moment Zeit, Dennis? Ich würde Sie gern sprechen, wenn Sie gestatten?«

Sackheim richtete seinen ausdruckslosen Blick auf Horatio.

»Also gut«, sagte er. »Entschuldigen Sie uns, Mr Pathan.«

Sackheim ging hinaus in das Foyer, nicht ohne seine beiden männlichen Kollegen mitzunehmen.

»Mr Pathan«, sagte Horatio. »Ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihren Sohn Wiedersehen.«

In Khasibs Stimme war der Hauch eines Zitterns vernehmbar. »Ich weiß ... Ich weiß, dass Sie tun werden, was Sie können, Lieutenant. Danke.«

Horatio folgte Sackheim in die Eingangshalle und schloss die Tür des Herrenzimmers hinter sich. Die beiden anderen Agenten waren verschwunden, wie gut ausgebildete Hunde, die man getrost von der Leine lassen konnte. Horatio zweifelte nicht daran, dass sie bereits die Hausangestellten befragten.

»Was haben Sie für ein Problem, Caine?«, fragte Sackheim.

»Ich habe kein Problem«, antwortete Horatio und stemmte die Hände in die Hüften. »Aber ich dachte, Sie wären in Bezug auf unser Opfer vielleicht gern vorbereitet.«

»Ich höre.«

Liebenswürdig wie eh und je, dachte Horatio. »Abdus Sattar Pathan ist nicht gerade ein Unschuldslamm.« Horatio lieferte Sackheim eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse, die ihn in die Villa auf Fisher Island geführt hatten.

»Also haben Sie ein Beweisstück versaut«, fasste Sackheim zusammen. »Ich kann nicht gerade behaupten, dass mich das überrascht. Übrigens werde ich mir sowieso alles ansehen müssen, was Sie haben.«

»Meine Leute«, sagte Horatio, »haben nichts versaut. Und wir werden gerne unsere Informationen mit Ihnen teilen. Aber, Dennis, im Gegenzug erwarte ich, auch von Ihnen auf dem Laufenden gehalten zu werden, soweit es diesen Fall betrifft.«

»Hören Sie, Caine, das ist jetzt eine Bundesangelegenheit. Mein Spiel, meine Regeln. Sie sind nicht einmal in der Lage, einem Mann ordnungsgemäß die Fingerabdrücke abzunehmen und erwarten, dass wir Sie gleichberechtigt behandeln?« Der Blick, mit dem Sackheim ihn bedachte, war mehr als nur skeptisch. »Wissen Sie überhaupt, womit wir es hier zu tun haben? Khasib Pathan ist das Oberhaupt einer Saudi-Familie. Die haben mehr Öl als Blut in den Adern, und er hat einige einflussreiche Freunde, die das sehr genau wissen. Sollte ich die Grenzen der Zuständigkeit in diesem Fall irgendwo überschreiten, dann gegenüber dem State Department oder der Homeland Security. Sie konnten Ihren Mann nicht einmal unter Kontrolle halten, als er in einer Zelle gesessen hat. Wenn Sie also nicht daran interessiert sind, den Sündenbock zu spielen, dann schlage ich vor, Sie gehen mir aus dem Weg.«

Horatio sah ihm direkt in die Augen. »Der Vorschlag ist vermerkt. Und ich habe Ihnen auch einen Vorschlag zu machen, Agent Sackheim.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich. Ich schlage vor, Sie vergessen nicht, dass es hier um einen Menschen geht. Denn wenn Sie das vergessen, wird nicht das State Department oder die Homeland Security an seinem Grab stehen, sondern seine Familie.«

Horatio setzte seine Sonnenbrille auf und ging zur Vordertür hinaus.

Der wichtigste Tatort war der Ort, an dem Abdus Sattar Pathan entführt worden war. Bedauerlicherweise wusste Horatio nicht,

wo das passiert war, also wies er sein Team an, in dem Haus, in dem der Mann lebte, anzufangen.

Pathan wohnte in Sweetwater, gleich westlich von Miami. Auch wenn seine arabische Herkunft Pathan in einen Vorort wie Opa-locka hätte locken müssen, einem Bezirk mit nachgeahmter orientalischer Architektur, so hatte sich Sweetwater wohl für seine Gauklerseele als weitaus faszinierender erwiesen. Als das Viertel im Jahr 1941 gegründet wurde, waren die ersten Bewohner überwiegend kleinwüchsige russische Zirkusartisten gewesen, die einen warmen Ort für ihren Ruhestand gesucht hatten. Sie hatten ihre Häuser ihrer Körpergröße angepasst, weshalb Sweetwater auch ›Midget City‹ genannt wurde, die Zwergenstadt.

Pathan schien trotz des Geldes seiner Familie einen normalen, bürgerlichen Lebensstil zu pflegen. An das zweigeschossige Gebäude im Ranchhausstil schloss sich eine Garage an. Außerdem besaß es einen kleinen, aber repräsentablen Garten.

Ein Wagen stand in der Einfahrt, ein goldfarbener Camry aus den späten Neunzigern, und als die CSI-Ermittler ihr Ziel erreichten, parkte Calleigh dahinter.

»Ich sehe Horatios Auto nicht«, stellte Delko fest, als sie ausstiegen. »Schätze, wir haben das Wettrennen gewonnen.«

Calleigh reichte Eric seinen Koffer und schnappte sich ihren eigenen. »Kein Grund, eine Pause zumachen.«

»Nicht, wenn wir uns vor den Bundesbeamten etwas umschauen wollen.«

Calleigh runzelte die Stirn.

Auf halbem Weg zur Tür blieb sie stehen. Delko, der einen Schritt hinter ihr war, hielt ebenfalls inne.

»Die Tür ist nur angelehnt«, sagte sie in einem Ton, der verriet, dass sie voll konzentriert war. Sie stellte ihren Koffer ab und zog ihre Waffe. Delko folgte ihrem Beispiel, er war klug genug, Calleighs Instinkten zu vertrauen.

Vorsichtig näherten sie sich der Vorderseite des Gebäudes.

»Da ist ein blutiger Handabdruck am Rahmen«, bemerkte Calleigh.

»Sehe ich.«

»Miami-Dade Police!«, rief Calleigh. »Ist jemand im Haus?«

Keine Antwort. Calleigh stieß die Tür auf.

In dem großen Wohnraum hatte offensichtlich ein Kampf stattgefunden: Stühle waren umgekippt, ein Kaffeetischchen zertrümmert, und eine Lampe lag mit ihrem zerfetzten Schirm auf dem Boden.

Und dann war da noch das Blut.

Es war überall im Raum verteilt, über das Mobiliar, den Boden und die Wände. Farbe und Konsistenz verrieten den beiden Kriminalisten, dass es frisch war.

»Sieht nach einer verletzten Arterie aus«, sagte Delko ernst.

»Stimmt, vielleicht schlimm genug, um tödlich zu sein. Sehen wir mal, ob unser Verletzter noch im Haus ist.«

Sie schauten sich im ganzen Gebäude um, überprüften Schlafzimmer, Küche, Badezimmer.

»Niemand zu Hause«, stellte Calleigh schließlich fest und steckte die Waffe wieder ein. »Aber ich glaube, wir können mit Sicherheit davon ausgehen, dass wir den Tatort gefunden haben.«

»Ich informiere H.«, sagte Delko und zog sein Mobiltelefon heraus.

»Und ich fange an, die Beweise zu sichern«, antwortete Calleigh. »Bevor die FBI-Agenten hier sind.«

Delko grinste.

Die Blutmusteranalyse war eine wissenschaftliche Höchstleistung. Für ein umfassendes Verständnis derartiger Spuren waren Kenntnisse in Biologie, Trigonometrie und Physik notwen-

dig. Mit einer Kamera umzugehen, konnte auch nicht schaden. Als Horatio eintraf, hatte Delko den Tatort bereits flächendeckend fotografisch erfasst, während Calleigh sich um den Handabdruck am Türrahmen gekümmert und Proben von den Blutspritzern gesichert hatte.

»Wo immer Mr Pathan auch ist, die Gewalt scheint ihm zu folgen«, murmelte Horatio, als er sich den Trümmerhaufen in dem Raum umsah. »Vom Blut ganz zu schweigen.«

»Ich wollte gerade den Rest des Hauses durchsuchen«, sagte Calleigh. »Es sei denn, du willst lieber auf den FBI-Agenten warten?«

Horatio schenkte ihr ein Lächeln, das keine Spur von Humor widerspiegelte. »Weißt du, er schien ziemlich viel zu tun zu haben, als ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Wahrscheinlich sollten wir einfach auf eigene Faust weitermachen.«

Indem er sich ansah, wie und wo jemand lebte, konnte Horatio viel über die Person erfahren. Gewöhnlich gab ein Ort, der nur von einer Person bewohnt wurde, die Persönlichkeit dieses Menschen in vielfacher Hinsicht preis. In Anbetracht von Pathans Werdegang rechnete Horatio mit vielen Überraschungen, aber es war gewiss nicht das, was er tatsächlich vorfand.

Denn Hinweise auf Pathans Beruf waren nicht zu sehen. Keine Poster berühmter Magier, keine Bilder, die ihn auf der Bühne zeigten oder mit anderen Künstlern posierend, nichts von all dem, mit dem sich Unterhaltungskünstler ansonsten umgaben. Das Haus war in einem faden, typisch amerikanischen Stil eingerichtet: unscheinbare Vorhänge und Teppiche, ein großer Fernseher und ein Bücherregal voller Taschenbücher. Im Schlafzimmer standen ein Doppelbett, ein mittelgroßer Kleiderschrank, eine Spiegelkommode und ein Nachttischchen, auf dem ein tragbarer Radiorekorder platziert war. Alle Laster, die Abdus Sattar Pathan hatte, hielt er wohl versteckt. Horatio fand keine Drogen, keinen Alkohol, keine Pornos oder Sexspielzeuge und

auch keine Damenunterwäsche. Den einzigen Hinweis auf Genussmittelkonsum lieferte eine äußerst moderne Espressomaschine in der Küche, während der Kühlschranksinhalt bewies, dass er häufig auswärts speiste. Sein Badezimmer verfügte über die übliche Zusammenstellung aus Schmerzmitteln und ein paar persönlichen Hygieneprodukten: Mundwasser, Zahnstocher, Aftershave und Deostift. Horatio sammelte DNS-Proben von einer Haarbürste und fischte etwas Zahnsseide aus dem Müllimer. Sollte das Blut aus dem Wohnzimmer von Pathan stammen, so würden sie es bald herausfinden.

»Horatio«, rief Calleigh. »Sieh dir das mal an.«

Er folgte ihrer Stimme hinaus in die Garage. Sie war zu einer Werkstatt umfunktioniert worden, und hier endlich gab es Hinweise auf Pathans Beruf. Ein großes Metallregal an einer Wand war vollgestopft mit Büchern über die Kunst des Zauberns. Außerdem standen dort zwei lange Tische an den Wänden, beladen mit einer Vielzahl von mystisch anmutenden Gegenständen. Mindestens die Hälfte der Werkstatt war angefüllt mit Requisiten für seine Auftritte: eine aufrechte, sargähnliche Truhe mit Löchern für Kopf und Hände, ein Satz ineinander verhakter Metallreifen und ein Schrankkoffer, der mit fluoreszierenden Sternen und Monden bedeckt war. Kleinere Requisiten hingen an einer Sperrholzplatte oder waren säuberlich auf Regalbrettern an der Wand aufgereiht.

»Sieht aus, als würde er seine Arbeit strikt von seinem Leben trennen«, stellte Calleigh fest und sprach damit Horatios Gedanken aus.

»Ja«, erwiderte Horatio nachdenklich. »Ausgegliedert. Alles ist hübsch und brav an seinem Platz. Bis auf Mr Batin selbst.«

»Ich dachte, sein Name wäre Pathan.«

»Sein Künstlername ist ›Der Brillante Batin‹. Und das hier dürfte sein Reich sein, der Ort, an dem er seine Tricks entwirft.«

Calleigh überlegte. »Du denkst, die Entführung war inszeniert?«

»Ich weiß es nicht. Aber Mr Pathan wäre nicht der erste seinen reichen Eltern fremd gewordene Sprössling, der seine eigene Entführung vortäuscht. Was ich nicht versteh, ist, wie die andere Straftat da hineinpasst und wie er das mit den Fingerabdrücken hingekriegt hat. Aber falls er wirklich versucht, uns zum Narren zu halten, dann ist das der Ort, an dem er die Sache vorbereitet hat.«

»So eine Art Gegen-Labor zum unserem« Calleigh schüttelte den Kopf. »Ein Ort, um Wege zu finden, die Wahrheit zu verschleiern.«

»Was bedeutet«, entgegnete Horatio, »dass wir unsere Fähigkeiten mit seinen messen werden. Im Gegensatz zu ihm stehen uns glücklicherweise sämtliche Mittel des kriminaltechnischen Labors von Miami-Dade zur Verfügung.«

»Und unsere Assistenten müssen nicht rumlaufen wie Showgirls«, fügte Calleigh hinzu. »Was vermutlich auch gut so ist. Ich meine, ich selbst würde in Netzstrümpfen und Zylinder großartig aussehen, aber Ryan möchte ich wirklich nicht in irgendetwas erleben müssen, das mit Pailletten verziert ist.«

»Ihnen ist doch klar«, sagte Sackheim, »dass jedes einzelne Beweisstück, das Sie gesichert haben, sowieso in meinen Händen landen wird.«

Horatio saß hinter seinem Schreibtisch, sah Sackheim an und lächelte ihm zu. Dann presste er die Hände zusammen und sagte: »Sind Sie da wirklich sicher?«

Sackheim musterte ihn finster. »Wollen Sie etwa andeuten, dass Sie vorhaben, die Ermittlungen der Bundesbehörde zu behindern?«

»Natürlich nicht. Aber wenn man den Mangel an Respekt bedenkt, den Sie der Arbeit meiner Abteilung entgegenbringen,

dann müssen Sie doch eigentlich bezweifeln, dass wir überhaupt imstande sind, irgendetwas zu finden, oder nicht?«

Sackheim dachte darüber nach. Mit sichtbarer Mühe wurde seine Miene etwas freundlicher. »Ich hatte nicht die Absicht, die Kompetenz ihrer Leute in Zweifel zu ziehen. Ich bin sicher, alles, was Sie herausfinden, wird sich als wertvoll erweisen.«

»Das«, sagte Horatio, »klingt beinahe wie eine Entschuldigung.« Er unterbrach sich, sah Sackheim direkt in die Augen und sagte leise: »Beinahe.«

Sackheim wandte den Blick ab und fand offensichtlich ganz plötzlich Interesse an einer gerahmten Urkunde, die an der Wand im Büro hing. »Es tut mir leid, falls ich Ihr Team beleidigt haben sollte. Können wir jetzt mit dem Getue aufhören und uns auf unsere Arbeit konzentrieren?«

»Das tue ich schon längst«, gab Horatio zurück. »Haben sich die Entführer gemeldet?«

»Bisher nicht. Wir haben alle üblichen Maßnahmen ergriffen. Unsere erste Priorität ist, was immer Sie auch denken mögen, das Opfer nicht zu gefährden.«

»Gut. Meine Leute analysieren gerade alles, was wir am Tatort gesichert haben. Sobald wir etwas herausgefunden haben, werden wir Sie informieren.«

»Ihnen ist bewusst, dass das Labor in Quantico besser ausgestattet ist und über mehr Personal verfügt ...«

»... und in Virginia liegt«, beendete Horatio den Satz. »Das Material dort hinzuschaffen, erhöht die Gefahr einer Kontamination und ist eine Unterbrechung der Beweiskette. Außerdem kostet es zu viel wertvolle Zeit. Ich denke, es liegt im Interesse aller Beteiligten, wenn wir die Arbeit hier erledigen. Sie wären überrascht, auf welche Ausrüstung wir hier zurückgreifen können. Ich kann Sie gern herumführen lassen, wenn Sie wollen.«

»Das wird nicht nötig sein«, antwortete Sackheim.

Calleigh studierte gerade die vergrößerten Bilder der Blutspritzer aus Pathans Haus, als Horatio hereinkam.

»Hey, hast du eine Minute?«

»Klar, was gibt es?«

»Ich habe gerade mit Alexx telefoniert. Wie es aussieht, hat die Witwe von diesem John Doe geduldig darauf gewartet, befragt zu werden, aber inzwischen ist sie ziemlich aufgelöst. Die arme Frau ist den ganzen Weg von Brasilien hergekommen, und sie möchte es wirklich endlich hinter sich bringen.«

Calleigh runzelte die Stirn. »Ich dachte, das wäre Delkos Fall.«

»Ist es, aber er scheint mit seinen Ermittlungen ein bisschen in die Sackgasse geraten zu sein. Ich denke, ein anderer Blickwinkel könnte vielleicht etwas Neues bringen.«

»Und du hast an mich gedacht?«, sagte Calleigh lächelnd. »Das ist süß, aber ich weiß nicht, wie Eric das aufnehmen wird.«

»Das lass meine Sorge sein. Im Augenblick ist er viel zu sehr mit dem Pathan-Fall beschäftigt, um sich noch um eine abgewürgte Ermittlung zu sorgen. Ich möchte, dass du runter in den Befragungsraum gehst und mit Mrs Solana Villanova redest.« Er zog einen Aktendeckel unter dem Arm hervor und reichte ihn ihr. »Das ist alles, was Eric bisher hat. Leider ist es nicht viel.«

Calleigh schlug die Akte auf und überflog den Inhalt. »Hmm, ich verstehe, dass er frustriert ist. Der Mann ist mehr oder weniger ein unbeschriebenes Blatt.«

»Ich zähle darauf«, sagte Horatio, »dass du das Blatt ein wenig füllst.«

Horatio ließ sie allein, damit sie den mageren Inhalt der Akte studieren konnte. Wie alle liebte auch Calleigh ein gutes Puzzle, wobei zu hoffen blieb, dass es ihre Aufmerksamkeit genug in Anspruch nahm, um sie von der Tatsache abzulenken,

dass Horatio sie gerade von der derzeit prestigeträchtigsten Ermittlung abgezogen hatte, um einen weit weniger bedeutenden Fall zu übernehmen.

Aber im Augenblick stellte die seltsame Geschichte der Fingerabdrücke in dem ersten Fall, in den Pathan verwickelt war, Calleigh direkt ins Fadenkreuz, und es war nie gut unter solchen Bedingungen mit dem FBI zusammenzuarbeiten. Sackheim konnte auf diesen Punkt zurückkommen, um die Qualität ihrer Untersuchungen infrage zu stellen – er konnte ihr sogar den Fall ganz entziehen und ihre Karriere damit beenden. Aber das würde Horatio auf keinen Fall zulassen.

»Ms Villanova?«, sagte Calleigh, als sie den Raum betrat.  
»Oder ist es Ihnen lieber, wenn ich Sie Garcia nenne?«

Die Frau auf der anderen Seite des Tisches sah erschöpft aus, ihre Augen waren rot und verquollen, die Haltung kraftlos.  
»Nennen Sie mich bitte einfach Solana.«

Calleigh zögerte. »Es tut mir leid, Solana. Wir haben die DNS-Ergebnisse, der Tote ist Ihr Exmann.«

Solana nickte, aber sie weinte nicht. Calleigh konnte an ihren Augen erkennen, dass die Frau die Wahrheit in ihrem Herzen längst gewusst hatte. Die Worte zu hören, war nur noch eine Bestätigung.

»Wir müssen das nicht jetzt erledigen, wissen Sie?«, begann Calleigh, während sie Platz nahm. »Wenn Sie lieber in Ihr Hotel zurückgehen und ein bisschen schlafen wollen, ist das kein Problem.«

»Nein. Ich komme gerade von dort. Ich kann nicht schlafen. Bitte, ich möchte ... ich möchte es hinter mir haben.«

»In Ordnung.« Calleigh schlug die Akte auf, die sie mitgebracht hatte, und warf einen Blick auf die Notizen, die sie sich zu dem Fall gemacht hatte. »Ich entschuldige mich dafür, wenn die Fragen zu persönlich sein sollten«, erklärte sie, »aber jede

Information, die Sie uns geben können, wird uns dabei helfen, herauszufinden, was passiert ist.«

»Ich verstehe.«

»Zuerst einmal, gibt es irgendjemanden, von dem Sie wissen, dass er Ihrem Mann etwas antun wollte?«

»Ich glaube nein. Er war ein guter Mann. Ein bisschen reserviert vielleicht, aber ... aber er hatte ein gutes Herz. Er hat es immer gut gemeint.«

»Und womit hat er seinen Lebensunterhalt verdient?«

»Er ist ... er war Installateur. Er hatte sein eigenes Geschäft in São Paulo. Es lief nie besonders gut, er war nicht sehr ehrgeizig. Ich ... ich habe immer versucht, ihn dazu zu bringen, sich mehr Mühe zu geben.«

»Was ist mit einer Lebensversicherung? Hatte er eine?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Wie lange waren Sie mit ihm verheiratet?«

»Sieben Jahre. Wir wurden vor ungefähr sechs Monaten geschieden.« Sie unterbrach sich. Ihre Unterlippe bebte, und sie suchte in ihrer Tasche nach einem Taschentuch. Calleigh wartete, bis sie sich die Augen abgewischt und die Nase geputzt hatte.

»Entschuldigung«, bat Solana. »Bitte, fahren Sie fort.«

»Es tut mir leid, das fragen zu müssen, aber ... warum haben Sie und Ihr Mann sich scheiden lassen?«

Solana stieß einen langen, zittrigen Seufzer aus. »Ich habe ihn verlassen. Hector wollte nicht, dass ich gehe. Aber ich ... ich war nicht glücklich. Hector war mit seinem Platz im Leben zufrieden, aber ich wollte mehr. Am Ende waren wir beide der Meinung, es wäre das Beste, wir würden getrennte Wege gehen.«

»Also war es eine einvernehmliche Trennung?«

Sie schenkte Calleigh ein trauriges Lächeln. »Am Anfang war es das. Er war verletzt, sehr verletzt, aber er hat alles getan,

um es mir leicht zu machen. Wir haben uns nicht sehr oft gesehen, aber wenn wir es taten, sind wir nett miteinander umgegangen ... bis kurz vor seiner Abreise nach Amerika.« Sie schüttelte den Kopf. »Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er nicht mehr nett. Ich weiß nicht, wie der Streit angefangen hat, aber ich hatte ihn noch nie so erlebt. Laut und wütend, und er sagte Dinge, die ich nicht glauben konnte. Es war, als wäre er plötzlich ein anderer gewesen.«

»Was für Dinge?«

»Verletzende Dinge. Er hat mich beleidigt und mir Vorwürfe gemacht. Immer wieder hat er gesagt, er würde mich nicht brauchen, und dass er nach Amerika gehen und dort Großes erreichen würde. Damals dachte ich, er wolle mich nie wieder sehen. Jetzt frage ich mich ...«

»Sie denken, er könnte in etwas verwickelt gewesen sein, was ihm normalerweise nicht passiert wäre? Dass er versucht hat, ab jetzt mehr Ehrgeiz zu zeigen?«

Der jämmerliche Ausdruck in Solanas Gesicht verriet, dass sie das Gleiche gedacht hatte. »Vielleicht«, flüsterte sie. »Wenn, dann möge Gott seiner Seele gnädig sein. So etwas habe ich nie gewollt. Nie!«

»Falls Hector etwas Illegales vorhatte, haben Sie eine Ahnung, was das gewesen sein könnte? Hatte er irgendwelche Freunde oder Bekannte, an die er sich hätte wenden können?«

»Nein. Hector kannte niemanden aus solchen Kreisen. Er war Installateur.«

»Und hier in den Staaten. Kannte er hier irgendjemanden?«

»Er hatte einen Freund, ja, jemanden, mit dem er zur Schule gegangen ist. Marco Boraba. Ich glaube, er wohnt in Miami, aber ich kannte ihn nicht besonders gut. Als ich erfahren habe, was mit Hector passiert ist, habe ich versucht, Marco zu erreichen, aber ich konnte ihn nicht finden.«

»Verstehe. Und was macht Mr Boraba?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, Hector hat einmal etwas von Import oder Export erzählt, aber ich bin nicht sicher. Er hat jedoch nie den Anschein erweckt, er wäre eine Art Verbrecher.«

»Tja«, erwiderte Calleigh, »manchmal kennt man die Leute nicht so gut, wie man glaubt.«

»Nein«, sagte Solana leise, »manchmal tut man das nicht.«

»Eric«, sagte Horatio, während er in seinen Laborkittel schlüpfte. »Was haben wir?«

Delko musterte seinen Vorgesetzten neugierig. Es war nicht so, dass sich Horatio nie die Hände mit Laborarbeit schmutzig machte, aber normalerweise überließ er die Routinearbeiten seinem Team. Ihn fand man eher im Außendienst oder im Befragungsraum, bei der Aufnahme von Zeugenaussagen oder der Aufdeckung neuer Beweise.

»Ziemlich viel«, antwortete Eric. »Zuerst das Blut. Es passt zu den DNS-Proben aus dem Badezimmer und zu den Spuren, die ich in der Küche und im Wohnzimmer gefunden habe. Das Blut gehört eindeutig zu jemandem, der eine Weile in diesem Haus gewohnt hat.«

»Was ist mit dem Blut selbst?«

»Als Erstes habe ich es auf gerinnungshemmende Substanzen oder Konservierungsmittel untersucht. Nada. Es ist nicht gelagert worden, es war frisch.«

»Und das Muster der Blutflecken?«

Delko drehte sich zu dem Leuchtkasten an der Wand um, an dem mehrere Fotos von hinten wie Röntgenaufnahmen beleuchtet und festgeklemmt waren. Sie zeigten die Blutflecken aus Pathans Wohnung. Was zu sehen war, erinnerte an aufwärtschwimmende scharlachrote Kaulquappen. »Sieht normal aus. Blut aus einer Arterie, vermutlich einer Halsverletzung. Man kann die Stelle, an der das Blut auf die Wand gespritzt ist,

genau erkennen.« Delko deutete auf die Kaulquappenköpfe. Wenn eine Arterie geöffnet wurde, trieb jeder Herzschlag des Opfers einen Strom von Blut aus der Wunde heraus. Die Intervalle des Blutdrucks waren deutlich als Muster an der Wand ablesbar: das Aufklatschen auf die Oberfläche und ein nach unten gezogener Schweif.

»Was ist mit Schleuderspuren?«, fragte Horatio und meinte damit, dass durch eine kraftvolle Bewegung beim Durchschneiden der Arterie herausspritzendes Blut auch andere Oberflächen beschmutzen konnte.

»Keine gefunden, aber das ist nicht besonders überraschend.«

»Nein«, erwiderte Horatio. »Der Täter hat nicht zugestochen, sondern einen Schnitt gemacht. Einen Schnitt durch die Kehle, bei dem die Arterie zwar geöffnet wurde, aber sich nicht genug Blut auf der Klinge sammelte, um durch eine Bewegung weggeschleudert zu werden.«

»Das bedeutet wiederum, dass die Klinge sehr dünn und sehr scharf gewesen sein muss und der Schnitt sehr schnell ausgeführt wurde.«

»Ja«, stimmte Horatio zu, während er die Fotos studierte. »Was wenig Sinn ergibt. Das sieht eher nach einem versuchten Mord aus, als nach einer Entführung. Bei Menschenraub ist die Geisel das Wichtigste. Der Täter müsste daran interessiert sein, sie nicht zu verletzen. Schwere Blutungen sind kaum als optimal zu bezeichnen.«

»Vielleicht ist etwas schiefgegangen. Falls die Entführer Amateure waren, haben sie vielleicht gedacht, es würde reichen, Pathan eine Klinge zu zeigen, und schon würde er mitspielen.«

»Möglich, aber unwahrscheinlich. Immerhin ist es in Miami nicht gerade schwer, an eine Schusswaffe zu kommen, und die liefert eine viel bessere Garantie für die Kooperation des Opfers.«

»Richtig«, räumte Delko ein. »Dann war eine Entführung vielleicht überhaupt nicht geplant.«

»Vielleicht wollten die Täter sich einen zeitlichen Vorteil verschaffen und den tatsächlichen Ablauf des Geschehens verschleiern. Vielleicht hat Pathan auch selbst das Geld seines Vaters erwähnt, um sich freizukaufen, und der Angreifer hat daraufhin seine Pläne geändert.«

»Wie auch immer, wir wissen nicht, ob er tot ist oder noch lebt.«

»Nein, das wissen wir nicht«, gab Horatio zu. »Das Einzige, was wir sicher wissen, ist, dass das FBI alles, was wir tun, sehr genau beobachten wird.«

# 10

»Also gut, da bin ich«, sagte Tripp zu Wolfe. »Ich habe deine Nachricht erhalten, aber ich versteh sie nicht. Was genau hast du gefunden, und was war eingehüllt?«

»Nicht »eingehüllt«, sagte Wolfe. »Eingedellt. Komm, ich zeige es dir.«

Er winkte Tripp zu, ihm in das Labor zu folgen, wo er eine Reihe verschiedener Einzelteile auf dem Tisch ausgebreitet hatte. »Ich habe das Schloss aus der Tür unseres toten Weihnachtsmanns herausgenommen und hierhergebracht. Zuerst habe ich die äußere Oberfläche untersucht. Das offensichtlichste Anzeichen dafür, dass ein Schloss aufgebrochen wurde, sind kleine Kratzspuren rund um das Schlüsselloch, die durch ein entsprechendes Hilfswerkzeug verursacht wurden. Das Problem ist, dass solche Spuren auch entstehen können, wenn man einfach nur das Schloss verfehlt und mit dem Schlüssel auf die Vorderseite trifft. Egal, ich habe nichts gefunden, außer der kleinen Vertiefung, die dir aufgefallen ist.«

»Aha. Und was hast du gesehen, nachdem du das Schloss auseinandergenommen hast?«

»Nichts. Doch ein geschickter Einbrecher kann auch ohne Kratzer zu hinterlassen, die Stifte im Schlosskern eines Standardschlosses manipulieren. Zumindest Kratzer, die mit bloßem Auge erkennbar wären. Unter dem Mikroskop sieht das schon wieder anders aus.«

»Also hast du doch Kratzspuren gefunden?«

»Nein.«

Tripp musterte das Grinsen in Wolfes Gesicht und seufzte. »Okay, ich gebe auf. Wurde das Schloss nun geknackt oder nicht?«

»Nicht geknackt, geklopft.«

»Bitte?«

»Das nennt man auch Schlagschlüsseltechnik«, erklärte Wolfe. »Die Methode ist mindestens fünf Jahrzehnte alt. Hier, ich zeige es dir.«

Wolfe hatte drei Schlosser an drei Holzrahmen befestigt, Miniaturtüren, die am Tisch festgeklemmt waren.

»Die sind von der gleichen Bauart wie das Schloss an Kingsley Patricks Wohnungstür. Gewöhnliche Schlosser bestehen aus zwei Zylindern und einer Reihe von zweiteiligen Stiften, dem Kern- und Gehäusestift. Der eigentliche Schlüsselkanal befindet sich im inneren Zylinder, dem Schlosskern. Wenn der Schlüssel hineingleitet, werden die Stifte entsprechend dem Schlüsselprofil in Löcher gedrückt, die über den Schlosskern hinaus in das Gehäuse reichen. Kleine Federn halten die Metallstifte unter Spannung, sodass diese, sobald der Schlüssel tiefer in den Schlosskanal eindringt, in die entsprechenden Einschnitte zurückgleiten und einrasten. Wenn der Schlüssel mit dem Anschlag auf dem Schließkanal aufliegt, sollten Kernstift und Gehäusestift auf der Scherlinie zwischen Kern und Gehäuse exakt aufeinanderliegen. Erst dann kann das Schloss bewegt werden und die Tür sich öffnen.«

Tripp wurde ungeduldig, obwohl er es inzwischen gewohnt war, sich langatmige Erklärungen von den CSI-Ermittlern anhören zu müssen.

»Mit den üblichen Aufbruchswerkzeugen«, fuhr Wolfe fort, »manipuliert man die einzelnen Stifte. Dabei wird die Tatsache genutzt, dass diese nie ganz exakt aufeinanderliegen, und sich zwischen den Zylindern verkanten können. Sobald ein Stift auf der Außenseite des Schlosskerns festhängt, kann man das

Schloss leicht drehen und die restlichen Stifte mit einer ruckartigen Bewegung an die entsprechende Stelle springen lassen – und dann heißt es ›Sesam öffne dich.‹«

»Oder ...«, Wolfe griff zu einem kleinen, weißen Gegenstand, der auf dem Tisch lag, »man benutzt dieses hier.«

Es war ein leichter, flexibler Metallstreifen, etwa dreißig Zentimeter lang, an dessen Ende ein kleines, rechteckiges Gewicht hing. »Das nennt man einen Tomahawk. Es ist von einem Mann namens Kurt Zühlke speziell für die Schlagschlüsseltechnik entworfen worden. Aber ein altes Brotmesser, das man an der Klinge festhält, erfüllt den gleichen Zweck.«

»Welchen Zweck?«, frage Tripp.

»Also, man braucht einen von denen.« Wolfe hielt einen Schlüssel hoch. »Das ist ein Schlagschlüssel, auch Bump Key genannt. Im Grunde ist es ein gewöhnlicher Schlüssel, aber im Gegensatz zu diesem sind hier die Einschnitte wesentlich tiefer. Deshalb werden Schlagschlüssel in der Regel auch in Handarbeit hergestellt. Es gibt zwei verschiedene Anwendungsmethoden der Schlagtechnik, aber beide basieren auf Newtons drittem Gesetz der Bewegung, auch bekannt als das Wechselwirkungsprinzip.«

»Für jede Kraft, die aufgewendet wird, gibt es eine gleich große, die entgegenwirkt?«

Wolfe schaute überrascht. »Richtig. Sieht aus, als hättest du in Physik aufgepasst.«

»Ja. Ich kann auch gleichzeitig Kaugummi kauen und gehen. Mach weiter.«

»Okay, okay. Werkzeuge wie beispielsweise ein Elektropick arbeiten nach diesem Prinzip. Mit hoher Frequenz wird auf die Stifte eingeschlagen und die Bewegung wie beim Billard weitergegeben. Für einen Sekundenbruchteil liegen die Stifte in der richtigen Position, und man kann das Schloss öffnen, ehe

die Federn sie wieder zurückdrücken. Mit der manuellen Schlagtechnik sieht es anders aus, obwohl auch sie auf einem ähnlichen Prinzip basiert. Bei der Pull-Back-Methode wird zunächst der Schlagschlüssel ins Schloss hineingesteckt und dann einen Stift weit wieder zurückgezogen. Anschließend muss man mit dem Werkzeug kurz und heftig draufschlagen und ihn schnell herumdrehen. Das ist aber nicht so einfach, wie es sich anhört. Ich habe ein Dutzend Versuche gebraucht, ehe ich das Schloss öffnen konnte.«

»Und die andere Methode.«

»Die nennt man die Minimal-Movement-Methode. Normalerweise muss ein Schlüssel bis zum Anschlag in das Schloss einführt werden, damit die Stifte in die tiefste Kerbe des Schlüssels zurückrutschen können. Ein Schlagschlüssel wird deshalb sowohl an der Spitze als auch am Anschlag minimal abgeschliffen. So präpariert kann er besser in den Schließkanal eindringen und auf die Federn Druck ausüben, um sie gerade so weit zurückzuschieben, dass die Stifte in die Einschnitte des Schlagschlüssels gleiten können.«

Wolfe demonstrierte den Vorgang, indem er einen Schlüssel in eines der Schlösser steckte. Dann schlug er fest mit dem Tomahawk auf das herausstehende Ende, griff zu und drehte rasch den Schlüssel, und das Schloss sprang auf.

»Sagenhaft«, murkte Tripp. »Aber ich bin nicht hier, um deine Fähigkeiten als Einbrecher zu bewundern, oder?«

»Nein. Was ich dir zeigen wollte, ist das hier.« Wolfe deutete auf eine Stelle knapp über dem Schlüsselloch des Schlosses, das er gerade geöffnet hatte. »Siehst du die Vertiefung im Metall? Die wurde durch den Anschlag des Schlüssels beim Aufprall auf die Schlossabdeckung verursacht. Sie entspricht fast exakt der Delle auf der Schlossdecke von Patricks Wohnungstür.«

»Fast?«

»Wenn zwei Metallstücke so aufeinander geschlagen werden, bleibt eine Werkzeugspur zurück, und je individueller das Werkzeug ist, umso unverwechselbarer die Spur. Da ein Schlagschlüssel in Handarbeit hergestellt wird, kann ich also durch die Delle an Patricks Wohnungstür den entsprechenden Schlagschlüssel identifizieren, mit dem dort eingebrochen wurde.«

»Gute Arbeit«, sagte Tripp und klopfte Wolfe anerkennend auf die Schulter. »Jetzt müssen wir also nur noch herausfinden, warum eingebrochen wurde, und was die Täter gesucht haben.«

»Patricks Computer wird uns hoffentlich ein paar Informationen liefern. Jenson arbeitet schon daran. Inzwischen habe ich mir auch das Weihnachtskostüm, das wir in der Minigolf-Windmühle gefunden haben, etwas genauer angesehen. Die Fasern stimmen mit denen überein, die ich am Opfer gefunden habe, aber ich habe auf dem Ärmel auch noch einen anderen interessanten Fleck entdeckt.«

»Biologisch?«

»Nein, chemisch. Ein Elektrolyt, um genau zu sein. Blei, Bleiperoxid und Schwefelsäure, mit anderen Worten, Batteriesäure.«

Tripp runzelte die Stirn. »Denkst du, das stammt von der Windmühle?«

»Nein, das habe ich überprüft, das Ding hat zwar einen Motor, der läuft aber mit Wechselstrom.«

»Autobatterie?«

»Vielleicht. Das ist jedenfalls die gebräuchlichste Verwendung für Bleibatterien, aber nicht die einzige. Kleinere Fahrzeuge wie beispielsweise Golfmobile nutzen sie auch. Das Gewicht der Batterien spielt für ihre Verwendung eine wichtige Rolle. Sie werden gerne in Gabelstaplern eingebaut, damit diese beim Transport einer Last nicht umkippen.«

»Also könnte unser Santa in einem Lagerhaus gewesen sein«, folgerte Tripp. »Na schön, ich habe auch noch ein paar

Neuigkeiten. Ich glaube, ich weiß, wo unsere Weihnachtsfrau ihren Auftritt hatte. *Rosemary's Deli* an der Vierten.«

»Das Opfer hatte vielleicht das passende Essen im Magen, aber ... woher weißt du, dass es genau aus diesem Deli ist?«

»Dort haben sie eine Essenspause gemacht. Valerie Blitzen hat von einem Deli gesprochen, also habe ich mir das Blatt mit den aufgelisteten Imbisspausen angesehen – der Deli war drauf, und die Zeit stimmte auch.«

»In der Flasche, die wir auf der Minigolfanlage gefunden haben, haben wir nur eines der Antidepressiva entdeckt«, überlegte Wolfe. »Also muss sie ihm das zweite irgendwo anders untergeschoben haben. Vielleicht in dem Deli.«

»Möglich. Tyrosin, die zweite Substanz, ist doch ein Wirkstoff, der massenhaft in einigen Nahrungsmitteln vorkommt ...«

»Tyramin,«, verbesserte Tripp.

»Wenn er außerdem noch gleichzeitig mit einem dieser Medikamente eingenommen wird, die Patrick untergejubelt wurden, kann es doch richtig gefährlich werden, stimmt's?«

»Stimmt. Alkohol verstärkt die Wirkung ebenfalls.«

»Also erzielt man die beste Wirkung, wenn man versucht, seinem Opfer beides gleichzeitig einzuflößen.«

»Wie bei Schnaps und Phenelzin.« Wolfe nickte. »Also haben wir Imipramin und ... was? Alten Cheddarkäse?«

»Das werden wir nicht erfahren, ehe wir es nicht kontrolliert haben«, sagte Tripp. »Zeit, dass du mal aus dem Labor rauskommst. Ich habe Lust auf ein bisschen Pastrami auf Roggenbrot.«

Calleigh Duquesne hatte nicht nur einen Bachelorabschluss in Physik von der Tulane University, sondern sie war auch mal Streifenpolizistin in New Orleans gewesen. Ihr fehlte weder Durchsetzungskraft noch Verstand, und eine Kindheit mit zwei Alkoholikern als Eltern hatte ihre Aufmerksamkeit geschärft,

die Stimmungen anderer Leute wahrzunehmen. Sie hatte sich für einen Beruf entschieden, in dem eine gute Auffassungsgabe ebenso wichtig war wie ein scharfer Verstand, und sie hatte sich bis jetzt hervorragend geschlagen.

Sie wusste, warum Horatio sie von dem Pathan-Fall abgezogen hatte, noch ehe die Worte über seine Lippen kamen.

Sie nahm es ihm nicht übel, allenfalls war sie gerührt. Horatio setzte sich mit aller Macht für sein Team ein, und Calleigh wusste, er würde versuchen, mögliche Konsequenzen für sie abzuwehren. Nicht, dass sie dergleichen zugelassen hätte. Sie übernahm selbst die Verantwortung für ihre Handlungen, und dazu gehörten auch die Fehler, die sie beging.

Aber es war klug, einen Schritt zurückzutreten, und selbst wenn sie das nicht begriffen hätte, hätte sie doch Horatios Instinkt vertraut. Wenn er der Ansicht war, sie sollte einen anderen Fall bearbeiten, dann würde sie das tun, und sie würde diesem Fall ebenso viel Aufmerksamkeit widmen wie jedem anderen auch.

Nachdem sie mit Solana gesprochen hatte, machte sich Calleigh auf, um Hectors Freund, Marco Boraba, aufzuspüren. Er stand nicht im Telefonbuch, aber sie konnte seine Führerscheindaten abrufen. Sie bekam eine Adresse in Coconut Grove. Als sie die angegebene Nummer anrief, schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Eine Stimme mit spanischem Akzent nannte ihr eine andere Nummer, bei der sie im Notfall anrufen könne. Als sie das versuchte, meldete sich ein Mann mit den Worten: »Hallo, *Wildside Menagerie*, hier spricht Roberto. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Hi, mein Name ist Calleigh Duquesne. Ich bin auf der Suche nach Marco Boraba.«

»Mr Boraba ist gerade zum Essen«, sagte Roberto. »Er wird in einer Stunde zurück sein. Soll ich etwas ausrichten?«

»Hat er ein Mobiltelefon? Ich müsste ihn wirklich dringend sprechen.«

»Tut mir leid, aber Mr Boraba möchte nicht, dass ich diese Nummer weitergebe. Ich kann aber Ihre Nummer notieren und ihn bitten, Sie zurückzurufen.«

Calleigh runzelte die Stirn. »Wissen Sie was, ich komme einfach rüber und spreche persönlich mit ihm. Danke.«

Sie legte auf. Sie wusste, dass sie vermutlich ebenso gut ihre Nummer hätte hinterlassen können, aber manchmal war es besser, einen Verdächtigen nicht vorzuwarnen. Natürlich wusste sie nicht, ob Marco Boraba tatsächlich ein Verdächtiger war, aber andererseits wusste sowieso niemand viel über diesen Fall.

Sie würde ein bisschen früher dort eintreffen und sich an Mr Borabas Arbeitsplatz umsehen. *Wildside Menagerie* war, nach den Geräuschen zu urteilen, die sie am Telefon gehört hatte, eine Art Zoogeschäft – oder die Angestellten erfreuten sich bei hoher Lautstärke am Discovery Channel.

Ehe sie losfuhr, wollte sie aber noch eine kleinere Ermittlung durchführen. Vorabinformationen waren stets eine gute Absicherung, und Calleigh fühlte sich immer wohler, wenn sie gut abgesichert war.

*Rosemary's Mediterranean Delicatessen* war ein Ort, an dem einem schon beim Eintreten das Wasser im Munde zusammenlief. Da gab es Vitrinen voller frischer Ravioli, Fettuccine, Tortellini, dicke Ringe geräucherter Wurst, die von der Decke herunterhingen, Regale voller Dosen mit gefüllten Weinblättern, Oliven, Venusmuscheln und Shrimps und außerdem noch große Gläser mit eingelegten Artischocken, Peperoni, Pilzen und Auberginen. In dem Fach mit den Molkereiprodukten gab es Plastikfässer, in denen in Lauge eingelegter Feta lagerte, Beutel mit sahniger Alfredosoße, Edamer, Gorgonzola, Parmesan und Mozzarella.

Das Geschäft war groß, fast schon ein kleiner Supermarkt. Es gab einen Sitzbereich, der an eine Terrasse mit zusätzlichen

Sitzplätzen grenzte. Dennoch sah das Geschäft nicht so aus, als könne es hundertfünfzig Weihnachtsmänner zufriedenstellen, auch wenn Wolfe annahm, dass sich viele von ihnen vielleicht auch draußen aufgehalten haben.

»Etwas ist merkwürdig«, sagte Tripp, als sie sich umsahen. »Wie wahrscheinlich ist es, dass der Ort, den die Santas für ihre Essenspause auswählen, zufällig auf das Essen spezialisiert ist, das unsere Mörderin für ihre Ausübung der Tat brauchte?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagte Wolfe. »Das deutet darauf hin, dass sie an der Routenplanung beteiligt war. Wer, hast du gesagt, war dafür zuständig?«

»Eine Frau namens Monica Steinwitz. Ich glaube, wir sollten uns als Nächstes noch einmal etwas eingehender mit ihr unterhalten.«

Tripp ging zum Tresen. »Entschuldigung.«

Der Mann dahinter blickte von der großen Aufschnittmaschine auf, an der er gerade arbeitete. Sein Körper war eindrucksvoll, und man wurde den Verdacht nicht los, er wolle sagen: Ich bin nicht fett – ich hätte nur einen knappen Meter größer werden sollen. Das Haar des Mannes war kurz, schwarz und lockig, und das schloss die Behaarung der fleischigen Unterarme ebenso ein wie die paar Zentimeter pummelige Männerbrust, die über dem Latz seiner langen Schürze hervorlugte.

»Ja?«, fragte der Mann und fuhr fort, papierdünne Scheiben von einem großen Schinken zu säbeln. »Was kann ich für Sie tun?«

Tripp zeigte ihm seine Marke. »Ich habe ein paar Fragen wegen der Weihnachtsmänner, die kürzlich hier waren. Dauert nur eine Minute.«

Der Metzger schaltete seine Maschine ab und kam zu ihnen. »Hab gehört, einer von denen ist drüben beim Eisstadion tot umgefallen. Ja, die waren hier. Vorher, schätze ich.«

»Haben Sie zufällig eine Ahnung, warum sie sich gerade dieses Geschäft ausgesucht haben?«, fragte Tripp.

Der Metzger zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich vor etwa einer Woche einen Anruf bekommen habe, irgendeine Frau, die gesagt hat, sie würde eine große Party organisieren. Ich habe gefragt, ob sie einen Cateringservice braucht, und sie sagte Nein, sie würden zu mir kommen. Dann hat sie mir erzählt, dass sie sich alle als Weihnachtsmänner verkleiden würden und bestimmt sehr hungrig wären. Ich sagte, mir wäre es egal, wie sie aussähen, solange sie nur keine großartige Bedienung oder frittiertes Zeug erwarteten. Dafür hätten wir keine Lizenz.«

»Hat es irgendwelche Probleme gegeben?«, erkundigte sich Tripp.

»Ne, die waren in Ordnung. Ziemlich fertig und ganz schön laut, aber nichts, womit wir nicht klargekommen wären. Wenn Sie wissen wollen, was Ärger ist, dann müssen Sie sich ansehen, was in den Frühjahrsferien hier los ist. Ich hatte da mal so ein paar Verbindungsstudenten, die sich gegenseitig mit Tintenfisch beworfen haben. Wäre ja gar nicht so schlimm gewesen, aber sie hatten noch nicht dafür bezahlt.«

»Wie war der Name der Frau, mit der Sie gesprochen haben?«, fragte Wolfe.

Der Mann dachte nach, und seine fleischige Stirn faltete sich wie ein Akkordeon.

»Ich glaube, sie hieß ... Claudia. Ja, das war's. Aber den Nachnamen hab ich nicht verstanden.«

»Wie war das mit dem Essen?«, fragte Wolfe. »Gab es da Probleme?«

»Nur die Tatsache, dass uns das Bier ausgegangen ist. Hätte ich gewusst, dass das solche Schluckspechte sind, dann hätte ich mehr dagehabt. Und sie waren ein bisschen verwirrt wegen der Rechnung.«

»Wieso?«, wollte Tripp wissen.

»Na ja, sie haben alle einzeln bezahlt, wissen Sie? Aber kurz bevor alle gegangen sind, kam diese Frau zu mir und hat mich nach einer Spende für wohltätige Zwecke gefragt. ›Was für ‘ne Spende‹, sage ich. ›Zehn Prozent unserer Ausgaben gehen an die Brandopfersversorgung oder das Rote Kreuz oder so was in der Art‹, antwortet sie – genau weiß ich es nicht mehr. Ich sage, sorry, aber mein Geld geht nur in meine Tasche, wenn Sie spenden wollen, toll, aber Sie spenden nicht mein Geld. Hat sich herausgestellt, dass da irgendwas mit dieser Claudia, die das alles eingefädelt hat, durcheinandergeraten ist.«

»Sind Sie dieser Claudia mal begegnet?«, fragte Wolfe.

»Ne, hab nur am Telefon mit ihr geredet.«

Wolfe musterte ein gewaltiges Glas mit eingelegten Artischocken. »Ist der Müll schon abgeholt worden, nachdem die Weihnachtsmänner hier waren?«

»Ne, das passiert erst morgen. Warum?«

»Weil«, sagte Wolfe, »ich ihn konfiszieren muss. Und außerdem alle offenen Behälter, aus denen die Weihnachtsmänner vielleicht gegessen haben.«

»Sie machen Witze«, sagte der Mann ungläubig. »Denken Sie vielleicht, mein Essen hätte etwas mit diesem Santa zu tun, der aus den Latschen gekippt ist? Sie spinnen! Die Gesundheitsbehörde hat gerade erst alles überprüft und gesagt, alles sei in Ordnung. Ich führe einen sauberen Laden!«

»Davon bin ich überzeugt, Sir«, antwortete Tripp. »Aber manche Leute, auch solche, die Weihnachtskostüme tragen, sind nicht sauber.«

Die *Wildside Menagerie* lag in Coconut Grove, nicht weit von der berühmten Coco-Walk-Open-Air-Mall entfernt. Wie viele andere Viertel in Miami hatte Coconut Grove seinen ganz eigenen Charakter und seine eigene Geschichte. Es war die älte-

ste Siedlung des Staates. Die ersten Bewohner, zwei Leuchtturmwärterfamilien, waren 1834 in Cape Florida am Rand der Biscayne Bay gelandet. Bis 1873 hatten sich schwarze Seeleute von den Bahamas und eine Reihe Künstler und Intellektuelle aus New England, denen der Winter im Norden zu kalt war, hinzugesellt. Das *Bay View House* war das erste Hotel der Region gewesen, und als es eröffnet wurde, hatte es sowohl die Angehörigen der feinen Gesellschaft als auch arbeitssuchende Schwarze aus den Bahamas angelockt. Beide Gruppen waren geblieben, und aus ihnen erwuchs eine Gemeinde, die in den Zwanzigern bereits über eine Schule, eine Bücherei, eine Kapelle und einen Jachtklub verfügte – und 1925 Miami einverlebt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließen sich noch mehr Künstler hier nieder, und während der Fünfziger und Sechziger wuchs das Ansehen der Siedlung immer weiter. Die Immobilienpreise trieben in den Achtzigern und Neunzigern so manchen Galeristen aus dem Geschäft, und heute war die Gegend mehr für ihre Einkaufsmöglichkeiten bekannt als für ihre Kunst.

Calleigh fuhr gern durch das Grove, die Mischung aus Mittelklassenhäusern und modernen architektonischen Experimenten, kostspieligen Villen und winzigen Bungalows war reizvoll. Die Not leidenden Künstler mochten nicht mehr imstande sein, sich Ausstellungsräume im Grove zu leisten, aber sie waren immer noch da, und sie hatten dem Ort unverkennbar ihren Stempel aufgedrückt.

Wie sie vermutet hatte, war die *Wildside Menagerie* ein Zoogeschäft, aber nicht irgendein Zoogeschäft. Das Unternehmen war spezialisiert auf exotische Tiere, die schwer aufzutreiben und teuer waren. Auf ihrer Webseite behaupteten sie, Zugriff auf über fünfzig Hunderassen zu haben, auf sechzig verschiedene Arten exotischer Vögel und auf eine große Auswahl an Echsen, Nagern, Spinnen, Schlangen, Skorpionen,

Insekten und Fröschen. So ungefähr das Einzige, was sie nicht anzubieten schienen, waren Ameisen, wofür Calleigh dankbar war. Schon der Anblick von Ameisen rief bei ihr einen Juckreiz hervor.

Sie parkte den Dienstwagen in zweiter Reihe auf der Straße. Es war einer der Vorzüge, dass sie ihn stehen lassen konnte, wo immer es gerade nötig war. Dann stieg sie aus und ging zur Vordertür. Dort befanden sich zu beiden Seiten große Schaufenster, das eine ausgestattet mit einem neunzig Zentimeter langen Leguan, der sich auf ein Stück Treibholz flächte, das andere mit einem Dutzend Welpen in einem Schaukasten mit Kunststoffboden. Der Leguan musterte sie aus einem desinteressierten Auge, die Welpen taten, was Welpen so tun, sie balgten sich, sie kauten und schliefen – sie waren so niedlich, wie kleine Hunde nun mal sind. Calleigh nahm sich einen Moment Zeit, um sie lächelnd zu betrachten und an das Glas zu pochen. Sie glaubte fest daran, dass jeder Moment, den man mit einem Hunde- oder Katzenwelpen zubrachte, den eigenen Alterungsprozess aufhielt. Das hätte jedoch bedeutet, dass jeder, der in einer Zoohandlung arbeitete, unsterblich sein müsste, was definitiv nicht stimmte. Aber sie glaubte auch daran, dass gewisse Vorstellungen nicht allzu genau untersucht werden sollten. Auch als Wissenschaftlerin erlaubte sie sich den ein oder anderen irrationalen Gedanken. Denn nicht die irrationalen Ideen brachten einen in Schwierigkeiten, sondern irrationales Verhalten.

Im Inneren des Geschäfts herrschte ein beträchtlicher Lärm – bellende Welpen, kreischende Vögel und sogar das Quielen eines Schimpansen. Calleigh hatte plötzlich das Gefühl, außerhalb der Stadt zu sein. Der Geruch in dem Laden war nicht sehr animalisch, vor allem roch es nach Desinfektionsmitteln. Besser als Tierfäkalien, dachte sie.

Ein junger Mann in einem kurzärmeligen, gelben Hemd mit einem gestickten *Wildside-Menagerie*-Logo auf der Brust kam

auf sie zu. Er hatte buschige Koteletten, dicke Brillengläser in einem schwarzen Gestell und ein Namensschild, das ihn als Allen auswies. »Hi«, grüßte er. »Brauchen Sie Hilfe?«

»Ja«, sagte sie freundlich. »Aber ich denke, ich werde mich zuerst ein bisschen umsehen.«

»Klar. Sagen Sie einfach Bescheid, wenn ich etwas für Sie tun kann.«

Sie schlenderte durch den Laden. Er kam ihr vor wie eine Boutique, die Ausstattung, die Beleuchtung, alles erinnerte an die gehobenen Designerbekleidungsgeschäfte in South Beach. Sie sah Gourmet-Hundefutter, Katzenschmuck, sogar interaktive Spielzeugroboter, die angeblich die Bewegung von Mäusen nachahmten.

Auf der Rückseite des Geschäfts gab es eine Voliere, einen ganzen Raum, der mit Maschendraht abgetrennt war. Drinnen befanden sich Dutzende Vogelarten – winzige schwarzweiße Singvögel genauso wie leuchtend bunte Aras, die so groß waren wie ihr Arm lang.

Calleigh ließ sich Zeit, sah sich ausgiebig um und bekam dadurch ein Gefühl für ihre Umgebung. Derweil achtete sie auf alle Personen, bei denen es sich um Marco Boraba handeln könnte, und natürlich auf alles, was irgendwie ungewöhnlich oder sonderbar erschien.

Ungefähr zwanzig Minuten später hatte sie lediglich feststellen können, wie viele Leute unter fünfundzwanzig den Laden betrat, um sich kleine Hunde anzusehen. Dort, wo Calleigh aufgewachsen war, in Louisiana, entsprach alles, was kleiner war als ein Bluthund, nicht der Regel. Heutzutage dagegen durften Hunde, sollte sich irgendjemand für sie interessieren, anscheinend nicht größer sein als eine Hauskatze.

Sie belauschte eine blonde und stark gebräunte junge Frau, die seit ein paar Minuten einen Verkäufer in der Mangel hatte. »Und Sie sind sicher, dass diese Rasse nicht größer wird? Ich

habe mir gerade eine Tasche von Prada gekauft, und ich will nicht, dass er da rauswächst.«

Natürlich, dachte Calleigh. Der neueste Trend, der Hund als Accessoire. Und bald kommt der Papagei, der Anrufe auf Ihrem Mobiltelefon entgegennimmt und der dressierte Bär, der Ihren Wagen parkt.

Sie schüttelte den Kopf und nahm etwas in die Hand, das aussah wie eine Schöpfkelle mit langem Griff, hergestellt aus blauem Kunststoff.

»*Atlatl*«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie drehte sich um.

Der Mann, dem die Stimme gehörte, war groß, gut gebaut und hatte die Art von spitzem Haaransatz, der häufig bei Latnomännern in mittleren Jahren zu finden war. Er trug einen schwarzen Leinenanzug mit einem weißen Hemd und einer Schnürsenkel-Krawatte: Zwei geflochtene Lederstränge, die an der Kehle von einem Adler aus Silber und Türkis zusammengehalten wurden. Eines seiner Augen war, wie sie bemerkte, leicht blutunterlaufen und geschwollen.

»Entschuldigung?«, sagte sie.

»So nannten es die Azteken«, erklärte der Mann. Diese spezielle Version wurde dazu angefertigt, Tennisbälle für Hunde zu werfen, aber die traditionelle Anwendung hat ernsthaftere Hintergründe. Das ist eine der ältesten bekannten Waffen, Tausende Jahre älter als Pfeil und Bogen. »Darf ich?« Er streckte die Hand aus. Calleigh zögerte kurz, ehe sie ihm das Gerät überreichte.

»Das Wort ›*Atlatl*‹ basiert auf den *Nahuatl*-Worten für ›Wasser‹ und ›Werfer‹«, sagte er. »Das liegt daran, dass die Dinger vorwiegend für die Jagd auf Wasservögel benutzt wurden. Natürlich nicht mit Tennisbällen.« Er lachte. »Mit der *Atlatl* wurde eine Art Speer oder langer Pfeil namens ›*Yaomitl*‹ durch die Luft geschleudert. Das hintere Ende des Pfeils ruhte

hier.« Er deutete auf das runde Ende der Kelle. »Der Schaft verlief parallel zu dem *Atlatl*. Davon abgesehen wurde es ganz ähnlich benutzt wie dies hier, entweder mit einer geraden oder einer seitlich ausholenden Bewegung.« Er demonstrierte es und führte einen langsam weiten Schwung mit seinem Arm aus. »Das ist, als würde Ihr Arm ein Stück verlängert werden. Ihre Wurfkraft kann bis zu zweihundertmal stärker werden, sodass Sie einen hundertfünfzig Gramm schweren Pfeil auf eine Geschwindigkeit von hundert Meilen in der Stunde beschleunigen können. Der derzeitige Entfernungsrekord im *Atlatl* liegt bei knapp zweihundertsechzig Metern.«

»Beeindruckend«, erwiderte Calleigh. »Und ich dachte, das wäre eine Art Suppenkelle. Wie dumm von mir.«

Allen trat näher und hielt inne. Er trug den Ausdruck im Gesicht, den die Leute gern aufzusetzen pflegen, wenn sie etwas zu sagen haben, aber nicht stören wollen. Seine Augen huschten nervös zwischen Calleigh und dem Mann hin und her.

»Ja?«, fragte Calleigh.

»Äh, Mr Boraba?«, sagte Allen. »Ein Anruf für Sie.«

»Kümmern Sie sich darum«, sagte Boraba. »Ich unterhalte mich gerade mit der jungen Dame.«

»Okay«, sagte Allen und drehte sich um.

»Mr Boraba«, sagte Calleigh. »Ich bin Calleigh Duquesne, kriminaltechnisches Labor von Miami-Dade. Ich hatte gehofft, Sie hätten einen Augenblick Zeit, um mit mir über Hector Villanova zu reden.«

»Hector? Er steckt doch hoffentlich nicht in Schwierigkeiten?«

»Ich fürchte, ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie. Mr Villanovas Leiche wurde vor einigen Tagen in den Everglades gefunden.«

Calleigh achtete sorgfältig darauf, wie der Mann reagierte. Hatte er zunächst einen herzlichen, lockeren Eindruck ge-

macht, so hatte sich jetzt ein wachsamer Ausdruck in seine Augen geschlichen, als Calleigh ihm verraten hatte, wer sie war. Was sie aber sah, als sie ihm vom Tod seines Freundes berichtete, war – Erleichterung? Nur eine Andeutung, gefolgt von einer Woge der Trauer.

»Sind ... sind Sie sicher?«

»Ich fürchte ja«, sagte sie sanftmütig. »Wie dem auch sei, die Umstände seines Todes sind ein wenig rätselhaft. Alles, was Sie mir über Hector und seine Aktivitäten in Miami erzählen können, könnte sich als hilfreich erweisen.«

»Ich erzähle Ihnen gern alles, was ich weiß, aber ich muss Ihnen leider sagen, dass Hector und ich uns nicht häufig gesehen haben. Er hat sich zurückgezogen, jedenfalls seit er in Miami war. In São Paulo habe ich ihn öfter gesehen als hier.«

»Waren Sie beide nicht eng befreundet? Oder haben Sie sich zerstritten?«

Er seufzte. »Wir waren Freunde. Gute Freunde. Früher. In letzter Zeit nicht mehr so sehr, aber es hat keinen Streit gegeben, keine Auseinandersetzung. Sie wissen doch, wie das mit alten Schulfreunden so ist, oder? Wenn man jung ist, verbinden einen die gleichen Interessen, aber auch die Unterschiede, man sucht in den anderen ebenso das Fremde wie das Vertraute. Alle sind irgendwie Kameraden, voller Erwartungen, aber auch voller Angst. Man schließt Freundschaften aus Angst, allein zu sein, aber auch, um gemeinsam was zu erleben. Dann, im Laufe der Zeit, findet man allmählich heraus, wer man ist, was man mag und was man nicht mag, welche Ziele man hat und wo die eigenen Grenzen liegen. Und irgendwie entfernen sich die Freunde, treiben davon wie Boote auf unterschiedlichen Strömungen.«

»Nicht immer«, sagte sie. »Manche Freundschaften halten ein Leben lang. Sie beide sind in Kontakt geblieben, richtig?«

Er nickte. »Ja. Aber wir waren sehr verschieden. Hector war tief im Herzen ein häuslicher Mensch und auf Sicherheit

bedacht. Frau, Familie, Haus. Ich war immer ein Abenteurer.« Geistesabwesend klopfte er mit dem *Atlatl* in seine offene Hand und starrte an Calleigh vorbei in weite Ferne. »Ich denke, das ist auch der Grund, warum wir Freunde waren.«

»Tja, ein bisschen Abenteuerlust muss er auch im Herzen gehabt haben«, sagte Calleigh. »Er ist immerhin wegen einer geschäftlichen Angelegenheit nach Miami gekommen.«

»Tatsächlich? Ich hatte den Eindruck, er würde lediglich Ferien machen.«

»Er war zwei Monate hier. Ziemlich lang für einen Ferienaufenthalt.«

»Kommt darauf an, wovon man Ferien macht. Ich habe nur ein oder zwei Mal mit ihm gesprochen, aber ich konnte sehen, dass er immer noch sehr gelitten hat. Seine Frau hatte ihn verlassen, müssen Sie wissen.«

»Ich weiß. Sie sagt, Hector hätte ihr erzählt, er ginge nach Miami, um hier einen Haufen Geld zu machen, und in der letzten Nacht, in der er gesehen wurde, hat er anscheinend gefeiert. Sie wissen wohl nicht zufällig, warum?«

Boraba runzelte die Stirn. »Nein, ich habe keine Ahnung. Wie ... wie ist er gestorben?«

»Er wurde von einem Sprengstoffkörper getötet.« Normalerweise hätte Calleigh nicht so viele Informationen über eine laufende Ermittlung preisgegeben, aber sie wollte Boraba aus der Reserve locken.

Er schüttelte den Kopf und wirkte dabei eher verwirrt als schockiert. »Eine Bombe? Wer sollte denn Hector mit einer Bombe umbringen wollen? Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Bis jetzt nicht. Aber früher oder später, Mr Boraba, wird es einen Sinn ergeben.«

Calleigh erreichte den Laborparkplatz, als Wolfe und Tripp gerade aus den Wagen stiegen. Sie fuhr langsam zu ihnen und ließ die Seitenscheibe des Hummer herunter.

»Hey, Calleigh«, sagte Wolfe.

»Hey, Leute«, erwiderte Calleigh. »Habt ihr Horatio gesehen?«

»Ich glaube, er ist in seinem Büro«, antwortete Wolfe. »Kurz bevor ich gegangen bin, hat er gesagt, dass dieser FBI-Agent kommen wollte. Hat sich nicht so angehört, als wäre er sehr erfreut gewesen.«

»Irgendwelche Neuigkeiten über Pathan?«

»Nein«, sagte Wolfe. »Ich glaube nicht, dass sich die Entführer schon gemeldet haben. Aber warum fragst du mich das? Ich dachte, du würdest zusammen mit Delko an dem Fall arbeiten?«

»Ich wurde ... abgezogen«, sagte Calleigh. »H. braucht meine Hilfe in einem anderen Fall.«

»Der John Doe aus dem Sumpf? Na klar, als würde der weglaufen.« Wolfe schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ich kritisiere Horatio nur ungern, aber sollte man nicht annehmen, dass er auf einen Entführungsfall seine besten Leute ansetzt?«

»Horatio weiß, was er tut«, erwiderte Calleigh kühl. »Und er weiß auch, wann es besser ist, den Mund zu halten.« Sie kurzelte die Scheibe hoch und fuhr weiter.

Wolfe starnte ihr mit gerunzelter Stirn hinterher. »Was? Was habe ich denn gesagt?«, fragte er Tripp. »Ich könnte schwören, dass ich ihr gerade ein Kompliment gemacht habe.«

Tripp schüttelte den Kopf. »Du magst ja ein höllisch guter Kriminalist sein, Wolfe, aber du musst noch eine Menge über Bürodiplomatie lernen. Und darüber, anderen Leuten nicht auf die Zehen zu treten.«

Horatio folgte dem Geruch den Korridor hinunter in das Hauptlabor. »Mr Wolfe«, sagte er. »Hier riecht es wie in einem grie-

chischen Restaurant. Hat das etwas mit dem Fall zu tun, oder breitet sich das Labor jetzt auf neue Geschäftsbereiche aus?«

Wolfe bedachte ihn mit einem kläglichen Lächeln. »Das Aroma ist ein bisschen kräftig, das gebe ich zu. Ich untersuche Proben aus dem Delikatessengeschäft. Ich glaube, das ist der Ort, an dem zwei Antidepressiva in den Blutkreislauf unseres Weihnachtsmanns gelangt sind.«

»Verstehe. Irgendwelche Verdächtigen?«

»Frank holt gerade eine der Organisatorinnen her. Die Rast bei dem Deli wurde im Voraus geplant, aber bisher ist nicht klar, ob der Mörder an der Planung beteiligt war oder nur die Gunst der Stunde genutzt hat. Das Geschäft wurde von einer Telefonzelle aus in der Innenstadt angerufen – es hätte also jeder sein können. Und wir haben immer noch keine Ahnung, warum das Opfer ermordet wurde.«

»Ferien können ziemlich anstrengend sein«, meinte Horatio. »Familiäre Konflikte treten an die Oberfläche, die finanziellen Mittel werden stark beansprucht, alles Dinge, die zu einem Mord führen können. Habt ihr euch seine Verwandtschaft angesehen?«

»Wir konnten nur eine Schwester finden, aber die lebt außerhalb des Staates und hat ihren Bruder seit Jahren nicht mehr gesprochen. Frank hat das überprüft.«

Horatio nickte. »Wie steht es mit Geld? Versicherungen?«

»Nein. Patrick war Schauspieler. Er hatte nicht einmal eine Krankenversicherung, ganz zu schweigen von einer Lebensversicherung. Bisher bieten sich als Motiv nur ein paar schlechte Werbefilmchen an, an denen er mitgewirkt hat. Ich habe sein Demoband gefunden und es mir angesehen. Sein großer Moment im Rampenlicht war anscheinend ein Spot für eine Supermarktkette, vor fünf Jahren. Seitdem ist er in ein paar kleineren Stücken aufgetreten und hat als Synchronsprecher gearbeitet. Soweit ich es beurteilen kann, hatte er kaum genug, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.«

»Tja, der Mythos der Unterhaltungsindustrie basiert auf Geschichten von Leuten, die über Nacht erfolgreich werden«, sagte Horatio. »Und für jeden Schauspieler, der plötzlich den Jackpot gewinnt, gibt es eine ganze Reihe anderer, die es nicht schaffen.«

»Wenn also Patrick plötzlich den großen Durchbruch geschafft hätte, würde sich irgendjemand, den er aus dem Rennen geschlagen hat, betrogen fühlen«, überlegte Wolfe. »Niemand gibt sich gern mit dem zweiten Platz zufrieden.«

»Und wenn Patrick aber aus dem Weg wäre«, fügte Horatio hinzu, »wäre der Weg zum ersten Platz frei.«

»Jenson ist gerade dabei, Patricks Festplatte zu untersuchen. Hoffentlich verrät die uns etwas über sein derzeitiges Projekt.«

»Vergiss nicht, seinem Agenten einen Besuch abzustatten«, erinnerte Horatio. »Und vielleicht solltest du auch einige der anderen Weihnachtsmänner ein zweites Mal befragen. Sollte Patrick gerade eine große Rolle ergattert haben, dann könnte der Santacon seine Art gewesen sein, die Sache zu feiern. In dem Fall ist kaum anzunehmen, dass er der Versuchung widerstehen konnte, mit seinem Erfolg zu prahlen.«

»Keiner der Weihnachtsmänner, mit denen ich gesprochen habe, hat etwas in dieser Art erwähnt, aber sie waren auch alle ziemlich betrunken. Ich werde ein paar zusätzliche Befragungen durchführen und sehen, ob ich dem Gedächtnis des einen oder anderen ein bisschen auf die Sprünge helfen kann.«

»Tu das«, sagte Horatio. »Und, Mr Wolfe?«

»Ja?«

»Gute Arbeit.«

»Hey, Natalia«, grüßte Calleigh. »Du hast doch nicht nur auf die Datenbank für menschliche DNS Zugriff, richtig?«

Natalia Boa Vista stellte das Tablett mit den Reagenzgläsern auf einem Tisch ab. »Stimmt. Das Justice Project bearbeitet zwar überwiegend alte Fälle, aber wir tauschen unsere Daten auch mit denen anderer Behörden aus, und dazu gehören neben dem ATF auch die Naturschutzbehörde und APHIS.«

Calleigh starrte sie verwundert an. »AFIS? Ich dachte, das wäre eine Datenbank für Fingerabdrücke?«

Natalia lächelte. »Nicht AFIS, APHIS – Animal and Plant Health Inspection Service, eine Behörde, die dem Landwirtschaftsministerium unterstellt ist. Sie überwachen den Import von Flora und Fauna.«

»Das ist genau die Art von Datenquelle, die ich brauche. Ich habe einen Verdächtigen, der in Tierschmuggel verwickelt sein könnte, und es könnte sein, dass ich eine DNS-Probe von einem Tier habe, für das es ein Einfuhrverbot gibt.«

»Tja, das passiert leider oft genug. Von den dreihundertdreißig Papageienarten unterliegen zweihundertachtundzwanzig gesetzlichen Beschränkungen. Fünfundvierzig davon dürfen gar nicht gehandelt werden, für die übrigen ist eine Exportgenehmigung des Ursprungslands erforderlich.«

Calleighs Brauen ruckten hoch. »Du scheinst dich da gut auszukennen.«

Natalia zuckte mit den Schultern. »Ich kannte mal einen Kerl, der ein richtiger Papageiennarr war, aber nicht wie der berühmte Countrysänger Jimmy Buffett. Er war einfach ver-

rückt nach tropischen Vögeln. Als ich herausfand, wie groß der Schwarzmarkt für Tiere ist, war mein professionelles Interesse geweckt. Manche Schätzungen behaupten, der einzige kriminelle Zweig, der mehr Geld abwirft, sei der Drogenhandel.«

»Damit ist mehr Geld zu machen als mit Waffen? Vielleicht habe ich mich für den falschen Teil der Forensik entschieden.«

»Am richtigen Ort bist du jedenfalls. Die Vereinigten Staaten haben den größten Markt für wilde Tiere und deren Produkte. 1992 wurde ein gesetzliches Importverbot für Papageienvögel erlassen. Bis zu dem Zeitpunkt wurden einhunderfünftausend dieser Vögel pro Jahr ins Land eingeführt – und das auf legalem Wege. Auch damals hat es schon einen Schwarzmarkt gegeben, der nach dem Verbot nur umso größer wurde. Die Vögel kommen meistens über Mexiko, weil dort die Exportdokumente leichter zu kriegen sind.«

»Was ist mit Brasilien?«

»Die Heimat des Regenwalds am Amazonas? Lass es mich so sagen, was Kokain für Kolumbien ist, das sind exotische Tierarten für Brasilien. Der illegale Handel mit wilden Tieren erwirtschaftet dort pro Jahr zwischen sechs und zwanzig Milliarden Dollar, und dazu gehört auch der Diebstahl und der Schmuggel von bis zu achtunddreißig Millionen Vögeln und anderen Tieren. Sie werden im Regenwald gefangen und dann durch die großen Städte wie Rio oder Brasilia weitertransportiert.«

»Oder São Paulo?«

»Klar. Danach werden sie außer Landes geschmuggelt und an Kunden in Europa, im Fernen Osten oder in die Staaten geliefert. In Asien scheint man vor allem an speziellen Körperteilen für die Herstellung von Aphrodisiaka interessiert zu sein und in Italien geht es um Gourmetspeisen. *Spiedo ucelli* gilt immer noch als Delikatesse.«

»Werde ich es bedauern, wenn ich frage, was das ist?«

»Kommt darauf an, wie du über Rotkehlchen, Drosseln und Finken denkst. Es bedeutet so viel wie ›Singvogel am Spieß‹.«

»Wenn die Vögel nicht für dich singen, wirf sie auf den Grill?«

Natalia lachte. »So ungefähr. Hier in den Staaten scheinen die Leute hauptsächlich daran interessiert zu sein, die Tiere als Haustiere zu halten, und offensichtlich sind sie auch bereit, eine Menge Geld dafür hinzulegen. Ein Vogel wie ein Hyazinth-Ara, von denen es nur ungefähr zweihundert lebende Exemplare gibt, kostet schon mal um die sechzigtausend Dollar.«

Calleigh stieß einen Pfiff aus. »Ich hoffe, er spricht dann auch. Für so viel Geld müsste er eigentlich auch noch singen und tanzen.«

»Ein auf solche Art gefangener Vogel kann schon froh sein, wenn er noch atmen kann. Man benutzt große Netze, um sie im Flug abzufangen, oder schmiert Äste mit Klebstoff ein. Nur einer von vier geschmuggelten Vögeln überlebt die ganze Prozedur, manchmal nur einer von zehn. Oft werden sie unter Drogen gesetzt und in winzige Käfige gestopft, oder die Schmuggler umwickeln einfach ihre Körper mit einem Klebeband. Und selbst wenn sie nicht sterben, weil sie zerdrückt werden oder dehydrieren oder einfach nur unter zu großem Stress stehen, haben sie häufig Krankheiten, die auch für andere Vögel tödlich sein kann.«

Calleigh sah nachdenklich aus. »Was sind das für Krankheiten?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich erinnere mich nur noch an die Papageienkrankheit. Laut meinem Freund kann sie auch auf den Menschen übertragen werden, führt aber nur selten zum Tod.«

»Erinnerst du dich an die Symptome?«

Natalia musterte Calleigh eine Sekunde lang stirnrunzelnd.  
»Warum? Du denkst doch nicht, du ...«

»Nein, nein, ich sammle nur Informationen.«

»Tja, meine Kenntnisse zu diesem Thema sind damit schon erschöpft.«

»Macht nichts«, sagte Calleigh lächelnd. »Ich glaube, ich weiß, an wen ich mich als Nächstes wenden muss.«

Monica Steinwitz war offensichtlich nicht begeistert darüber, einem Kriminalisten und einem Detective in einem Verhörraum gegenüberzusitzen. Sie schob ihren Stuhl vom Tisch zurück, überkreuzte Arme und Beine und setzte eine finstere Miene auf. Sie hatte ein langes Gesicht, dessen kantige Züge durch das dunkle, zu einem strammen Zopf frisierte Haar noch betont wurden. Sie trug Jeans und ein weites Sweatshirt, auf dem ein Cartoon-Schwein mit Sonnenbrille abgebildet war. Wolfe glaubte nicht, dass sie dieses Kleidungsstück zufällig ausgewählt hatte.

»Sie sind eine der Organisatorinnen des Santacon«, sagte Wolfe nun zum dritten Mal. »Wir wissen es, und wir können es beweisen. Also warum geben Sie es nicht einfach zu?«

»Werde ich wegen irgendwas beschuldigt?«, fragte Steinwitz scharf. »Ich habe nämlich einen Anwalt, der Sie beide lieben wird.«

»Nein, Sie werden nicht beschuldigt«, antwortete Tripp.

»Jedenfalls noch nicht«, fügte Wolfe unverblümt hinzu.

Tripp bedachte ihn mit einem warnenden Seitenblick, ehe er fortfuhr: »Wir möchten Ihnen lediglich noch ein paar Fragen über Ihre Gruppe stellen.«

»Das ist nicht meine Gruppe«, schnappte sie. »Es gibt keine formelle Organisation. Es gibt keine Anführer, es gibt keine Mitgliederlisten und keinen großen Plan, nur ein paar Leute, die Botschaften über das Internet austauschen. Und nichts von dem, worüber wir diskutieren, ist illegal.«

»Richtig«, sagte Wolfe. »Also, wer hat die Santa-Route geplant? Elfen?«

Tripp seufzte. »Hören Sie, Sie sind mit falschen Vorstellungen hergekommen. Wir sind nicht daran interessiert, den Santacon wegen irgendwelcher illegalen Aktivitäten strafrechtlich zu verfolgen. Aber wir haben Grund zu der Annahme, dass Ihre Gruppe für die Planung eines Verbrechens benutzt wurde, und je eher wir die verantwortliche Person finden, desto eher haben Sie Ihre Ruhe.«

Sie schien noch nicht überzeugt zu sein. »Wenn ein Santa oder eine Mrs Santa ein Verbrechen begangen hat, dann hat er oder sie das aus eigenem Antrieb getan. Jeder kann sich der Gruppe anschließen. Jeder kann ein Kostüm anziehen und herumtoben.«

»Aber nicht jeder kann den Santas sagen, wo gegessen wird«, erwiderte Wolfe. »Sie schon. Was bedeutet, dass Sie die Nummer eins auf der Liste der Verdächtigen sind.«

Sie musterte ihn finster, aber Wolfe begegnete ihrem Blick in gleicher Weise. Nach einigen Sekunden wandte sie den Blick ab. »Das Deli zu besuchen, war nicht meine Idee. Die kam von einer Person, die sich Amelia Claus nannte. Und, nein, ich kenne ihren echten Namen nicht, ich bin ihr nie persönlich begegnet. Sie hat mir erzählt, sie könne die Leute in dem Deli überreden, zehn Prozent unserer Ausgaben für karitative Zwecke rauszurücken. Außerdem wäre das Essen schnell zubereitet, und wir könnten wieder zurück auf die Straße.«

»Hat sich das als wahr herausgestellt?«, fragte Tripp.

»Nein«, gab Steinwitz zu. »Das Essen hatten wir schnell über, und als ich den Eigentümer nach der Spende fragte, wusste er überhaupt nicht, wovon ich sprach. Ich wollte Amelia darauf ansprechen, aber sie ist überhaupt nicht aufgetaucht.«

Jedenfalls nicht unter diesem Namen, dachte Wolfe. »Wir werden uns sämtliche Korrespondenz ansehen müssen, die Sie mit dieser Frau geführt haben«, erklärte er.

»Dazu brauchen Sie einen Durchsuchungsbefehl«, entgegnete sie kalt.

»Dann werden wir uns einen holen«, gab Wolfe zurück.

»Alle Vögel, von Kanarienvögeln bis zu Adlern, können Träger der Papageienkrankheit sein«, erklärte Alexx. »Wenn ein Papageenvogel – beispielsweise ein Sittich, Papagei oder Kakadu – von der Krankheit betroffen ist, spricht man von Psittakose. Taucht sie bei anderen Vogelarten auf, wird sie als Ornithose bezeichnet. Beides wird durch dieselbe Bakterienart ausgelöst – Chlamydia Psittaci.« Sie streckte die Hand hoch und öffnete die Tür zu einem Abstellschrank, hinter der Schachteln mit Latexhandschuhen zum Vorschein kamen. Stumm fing sie an zu zählen und tippte dabei mit einem sauber manikürten Fingernagel auf jede der Schachteln, ehe sie eine Zahl auf dem Klemmbrett notierte, das sie in der Hand hielt.

»Ich kann später wiederkommen, wenn du gerade beschäftigt bist«, sagte Calleigh und sah sich im Autopsiesaal um. Augenblicklich lag keine Leiche auf dem Tisch.

»Nein, nein, ich kann gleichzeitig reden.« Alexx zog eine Schachtel mit Handschuhen aus dem Schrank, die bereits geöffnet war, und musterte sie mit gerunzelter Stirn. »Hmm.«

»Was ist mit den Symptomen?«

»Normalerweise zeigt sich die Krankheit wie eine Grippe: Schüttelfrost, Fieber, Kopfschmerzen, Gliederschmerzen, trockener Husten, Hepatitis, Endokarditis und neurologische Komplikationen. Normalerweise ist sie nicht lebensbedrohlich, aber ein schlimmer Fall kann zu einer tödlichen Lungenentzündung führen.« Alexx legte den geöffneten Karton neben eine Digitalwaage, nahm einen Handschuh heraus und legte ihn auf die Waagschale. »Und dann gibt es noch die Newcastle-Krankheit, böser kleiner Virus, befällt aber hauptsächlich Geflügel. Die Inkubationszeit reicht von drei bis zu achtundzwanzig Tagen,

aber manche Träger weisen keinerlei Symptome auf und können das Virus bis zu einem Jahr lang durch ihre Fäkalien, ihr Gefieder, ihr Blut und sogar durch ihre Atemluft weitergeben. Außerhalb des Wirtskörpers können sie in allen möglichen Umgebungen überleben: in Seewasser oder feuchter Erde, in Insekten oder Nagetieren. Die Viren sind resistent gegen viele keimtötende Mittel und lachen höchstens über Sterilisationsversuche bei unter sechsundfünfzig Grad Celsius, sodass sie selbst gefroren ewig überleben können. Wenn das Virus zuschlägt, liegt die Sterblichkeitsrate beinahe bei hundert Prozent.«

Alexx wog den Handschuh, machte eine Notiz und legte dann einen vollen Karton auf die Waage.

»Du hast gesagt, hauptsächlich«, sagte Calleigh. »Also kann das Virus auch Menschen befallen?«

»Oh ja. Die Symptome sind normalerweise Unwohlsein und Bindegauzentzündung, das ist alles. Für Vögel ist das Virus wirklich mörderisch, aber es ist keine Bedrohung für Menschen.« Alexx wog die volle Schachtel, nahm sie von der Waage und machte sich erneut eine Notiz.

»Hast du keinen Assistenten, der dir das abnehmen kann?«, fragte Calleigh.

Alexx verdrehte die Augen. »Sicher, wenn mich das Ergebnis nicht interessieren würde. Ich möchte aber gern genau wissen, was ich vorrätig habe, und ich möchte ganz genau wissen, wo ich es finden kann. Wenn jemand anders die Inventur macht, weiß ich nicht, was alles übersehen wird. Ich habe gern selbst die Hand am Ruder.«

»Keine Einwände. Umso weniger, da ich dir genau sagen kann, wie viele Kästen mit Munition ich im ballistischen Labor eingelagert habe und welche Art von Munition sie enthalten. Aber ich wiege sie nicht.«

»Wenn du es mit so vielen medizinischen Präparaten zu tun hast wie ich, gewöhnst du dich daran, alles Mögliche zu wie-

gen«, erklärte Alexx. »Ich versuche nur, herauszufinden, wie viele Handschuhe noch in der Packung sind.«

»Tja, und ich versuche, herauszufinden, ob Hector Villanova vielleicht in Tierschmuggel verwickelt war. Ist es möglich, dass er sich mit Psittakose oder Newcastle infiziert hat?«

Alexx musterte Calleigh scharf. »Möglich ist es«, räumte sie ein. »Obwohl das höchst unwahrscheinlich ist, da ich auf der Röntgenaufnahme, die ich gemacht habe, keine Beeinträchtigung der Lunge erkennen konnte. Aber genau das gehört zu den Symptomen, die bei immerhin neunzig Prozent der Fälle aufgetreten sind. Ein einfacher Bluttest könnte uns mehr verraten, auf die eine oder andere Weise.«

»Toll. Ich meine, ich will dich nicht bei der Inventur stören ...«

Alexx bedachte sie mit einem vielsagenden Blick.

»Richtig«, sagte Calleigh, »nur ein Witz.«

Alexx stellte die Schachtel mit den Handschuhen weg. »Calleigh? Ich will dir nicht zu nahe treten, aber ich dachte, Delko würde den Villanova-Fall bearbeiten.«

»Das hat er auch getan«, sagte Calleigh seufzend. »Aber ich bin raus. Delko bearbeitet jetzt den Fall Pathan.«

»Aber ...«

»Das ist eine lange Geschichte, Alex. Ich würde mich lieber nicht darüber auslassen, in Ordnung?«

»In Ordnung, Süße. Ich weiß, du wirst großartige Arbeit leisten.« Alexx hielt kurz inne. »Und ich weiß auch, dass eine Geisel wichtiger ist als eine Leiche. Aber Hector und die Leute, die ihn geliebt haben, haben die Wahrheit verdient. Vergiss das nicht.«

»Das werde ich nicht, Alexx. Wir reden später weiter, okay?«

»Sicher.«

Als Calleigh ging, ließ Alexx ihren Blick über die Wand mit den stählernen Schubkästen gleiten, in denen noch immer Hec-

tor Villanovas Überreste ruhten. »Tut mir leid, Baby«, murmelte sie. »Manchmal müssen sich auch die Toten hinten anstellen.«

Einer der Vorteile der Arbeit in der Multimedia-Abteilung des kriminaltechnischen Labors war, dass hier kein Laborkittel nötig war. Tyler Jenson pflegte diesen Vorteil auszunutzen, indem er kurzärmelige Hemden mit auffälliger Musterung trug. Heute steckte er jedoch in einem eintönigen, beigen Sweatshirt. Sein sonst meist gut gelautes Gesicht war blass, die Nase rot. Er nieste, als Wolfe gerade zur Tür hereinkam.

»Gesundheit.«

»Danke«, antwortete Jenson. »Mann, jedes Jahr werde ich kurz vor Weihnachten krank. Ich schwöre, die meisten meiner Erinnerungen an die Weihnachtszeit sind untrennbar mit dem Geschmack von Hustensaft verbunden.«

»Ich glaube, ich habe vorhin gesehen, dass Delko sich auch die Nase geputzt hat. Wer hat es denn an wen weitergegeben?«

»Wer weiß«, antwortete Jenson. »Eine Erkältung wird so lange weitergegeben, bis keiner mehr weiß, wo sie ursprünglich hergekommen ist. Du bist wegen Patricks Computer hier, richtig?«

»Richtig. Was gefunden?«

»Klar. Der Typ war nicht gerade ein Hacker, sein Passwort war ›Hamlet‹. Ich habe einfach ein Wörterbuchprogramm über die Anmeldungsseite laufen lassen. Jemand, der als Passwort nur einen einzelnen Begriff verwendet, macht sich wirklich keine großen Gedanken über die Sicherheit.«

»Naja, er war nicht James Bond, obwohl er ihn vielleicht gern gespielt hätte«, gab Wolfe zurück. »Was hast du herausgefunden?«

Jenson hielt eine Diskette hoch. »Hier. Ich habe alle Dateien draufkopiert. Abgesehen, von seinen E-Mails gab es noch ein

paar Drehbücher, einige sehr langweilige Pornos und etwas, das aussieht wie der Versuch, einen Roman zu schreiben.«

Wolfe zögerte, ehe er die Diskette vorsichtig an einer Ecke anfasste. »Ist dir bewusst, dass die meisten Keime durch mangelndes Händewaschen übertragen werden?«

Jenson lächelte und atmete lautstark durch die Nase ein, was sich seltsamerweise wie ein Gurgeln anhörte. »Geteiltes Leid ist halbes Leid«, sagte er dann. »Du gehst wohl besser. Ich glaube, ich stehe kurz davor, den ganzen Raum zu kontaminieren. Wieder mal.«

Wolfe ging.

Er brauchte nicht lang, um die Dateien durchzuschauen. Die Drehbücher waren alle zwei oder mehr Jahre alt und nicht von Bedeutung. Er recherchierte im Internet, ob eines davon je realisiert worden war. Das schien nicht der Fall gewesen zu sein. Der Roman handelte von einem Not leidenden Schauspieler in Miami, enthielt nur zwei Kapitel und war nicht mehr als eine langatmige Beschreibung von Gelegenheitssex und den Angstzuständen des missverstandenen Künstlers.

Die E-Mails waren interessanter, aber nur in voyeuristischer Hinsicht. Kingsley Patricks Leben bestand nicht aus dem Glamour, den der Beruf des Schauspielers mit sich bringen sollte, sondern vorwiegend aus einer Reihe von Teilzeitbeschäftigungen, Teilzeitbeziehungen und Teilzeitpartys. Sollte er in jüngster Zeit einen größeren Durchbruch erzielt haben, so hatte er sich nicht online darüber geäußert. Er hatte nicht einmal einen Agenten. Seit er seine alte Agentur vor neun Monaten gefeuert hatte, war auf der Suche nach einer neuen.

Und dann fand Wolfe E-Mails von Amelia C.

Sie hatte Kontakt zu ihm aufgenommen. Sie behauptete, sie würde seine Arbeit aus dem Fernsehen kennen und sei ein Fan von ihm. Obwohl Wolfe das unwahrscheinlich erschien, hatte Patrick es ihr abgekauft. Die E-Mails waren eindeutig und

führten schließlich zu der Einladung, sich den Santas bei ihrer jährlichen Tour anzuschließen.

Also hat sie ihn zum Santacom gelockt, dachte Wolfe, und vermutlich auch zu dem Minigolfplatz und in das Deli. Aber warum? War sie ein durchgeknallter Fan, eine Exfreundin oder irgendjemand anderes?

»Ms Blitzen«, fragte Wolfe. »Geht es Ihnen wieder besser?«

»Ja, danke«, antwortete Valerie Blitzen. Sie war ein wenig modischer gekleidet als bei ihrer letzten Begegnung und trug ein knappes Oberteil und einen kurzen Rock. Ihre Hautfarbe schien nicht mehr so fahl zu sein, aber das war schwer zu sagen, denn sie hatte Make-up aufgelegt.

»Sie werden mir bestimmt sagen, dass Sie mich verhaften wollen, nicht wahr?«, fragte sie ängstlich. »Oh Gott. Ich habe den Typ umgebracht, weil ich Sex mit ihm hatte, oder nicht?«

Wolfe lachte leise. »Nein, das haben Sie nicht. In Hinsicht auf einen Sexualmord sind Sie unverdächtig. Das war nicht die Todesursache. Ich wollte nur noch einmal mit Ihnen reden, nachdem Sie Gelegenheit hatten, sich zu erholen. Manchmal werden die Dinge klarer, wenn man ein bisschen Zeit zur Reflexion hatte.«

Sie schloss die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Oh Mann, das ist ja so eine Erleichterung.«

»Ich weiß, Sie waren gewissermaßen ... abgelenkt, aber Sie haben mehr Zeit mit dem Opfer verbracht als irgendjemand anderes. Hat er irgendetwas von seinen Plänen für die Weihnachtstage erzählt?«

Sie überlegte.

»Äh ... jetzt, da ich darüber nachdenke, das könnte schon sein. Ich habe so eine vage Erinnerung, dass er mich gefragt hat, ob ich zu einer wirklich großen Weihnachtsfeier gehen möchte. Er hat gesagt, sie würde in irgendeinem Angeberhotel

stattfinden, und er könnte uns beide da reinbringen. Ich habe ihn gefragt, ob er da arbeitet oder so was, und er hat nur gelacht.«

»Erinnern Sie sich an den Namen des Hotels?«

»Nein, ich glaube nicht, dass er den überhaupt genannt hat. Jedenfalls habe ich ihm gesagt, dass ich schon etwas vorhabe an dem Weihnachtsabend, verstehen Sie? Den werde ich mit meiner Familie verbringen.«

»Sie haben erwähnt, dass das Opfer auch mit anderen Santas geflirtet hat. Erinnern Sie sich an jemanden, der Ihnen besonders aufgefallen ist? Vielleicht jemanden, der sich viel in seiner Nähe aufgehalten hat und dann plötzlich gegangen ist?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wirklich nicht. Ich habe den Typ eigentlich kaum wahrgenommen, bis er angefangen hat, mich anzumachen. Vorher hatte ich schon einiges getrunken, wenn Sie verstehen.«

Wolfe dankte ihr, dass sie gekommen war, und bat sie, sich zu melden, sollte ihr noch etwas einfallen. Sie versprach es, und er sah ihr nach, erfüllt von der düsteren Erkenntnis, dass ihm langsam die Spuren ausgingen.

Er schüttelte den Kopf und versuchte, sich wieder zu konzentrieren. Komm schon, Ryan, dachte er. Du hast immer noch die E-Mail der geheimnisvollen Amelia Claus, die du zurückverfolgen kannst. Zeit, Jenson noch ein bisschen auf die Nerven zu fallen.

Aber dieses Mal würde er Latexhandschuhe mitnehmen.

Und ein paar Taschentücher.

»Wie lauten die guten Neuigkeiten, Wolfe?« Tripp musterte die Delikatessenproben, die überall im Labor herumstanden, und grinste. »Mittagessen, vielleicht?«

»Die gute Neuigkeit«, erwiderte Wolfe, »besteht in einem Hering. Salzhering, um genau zu sein.«

Er deutete auf ein großes Glas voller silbriger Rollmöpse. »Ich habe die Flüssigkeit untersucht, in der sie eingelegt sind, und habe ein positives Ergebnis für eine sehr geringe Menge von Imipramin erhalten. Ich glaube, sie hat ein oder zwei von den Dingern präpariert, und das Medikament hat sich mit der Flüssigkeit vermischt.«

»Wie konnte sie sicher sein, dass sie die richtigen erwischt?«

»Vielleicht hat sie ihm die Rollmöpse selbst an den Tisch gebracht. Santas sind edelmüsig, weißt du noch? Imipramin löst sich in Alkohol und Wasser. Also musste sie nur ein Fläschchen mit dem Zeug drüberschütten. Für jeden anderen war die kleine Menge, die sich im Glas verteilte, ungefährlich.«

»Aber wer die erste Portion bekommt, kriegt ordentlich was ab«, sagte Tripp. »Bei all dem Durcheinander hätte bestimmt niemand gemerkt, wenn etwas in eines der Gläser hineingeschüttet worden wäre. Als zusätzliche Weihnachtsüberraschung sozusagen.«

»Ich habe den Deckel und das Glas auf Fingerabdrücke untersucht, aber keine gefunden«, berichtete Wolfe. »Das ist aber nicht verwunderlich, da Handschuhe schließlich zu ihrem Kostüm gehören. Trotzdem hatte ich damit gerechnet, wenigstens die Abdrücke von einem der Angestellten zu finden, aber sie wischen wohl tatsächlich die Gläser regelmäßig ab.«

»Demnach hatte der Besitzer die Wahrheit gesagt, als er behauptete, er würde einen sauberen Laden führen«, entgegnete Tripp. »Wo sind wir jetzt?«

»Bei der Suche nach Amelia Claus. Ich habe Jenson gesagt, er soll versuchen, ihre IP-Adresse mithilfe der Daten auf Patricks Computer ausfindig zu machen.«

»Gut. Der Durchsuchungsbefehl für Monica Steinwitz' Computerdateien ist auch gerade eingetroffen.« Tripp zog ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche. »Mit ihrem

und Patricks Computer gelingt es uns vielleicht, die Frau zu finden.«

»Dann los«, sagte Wolfe knapp und knöpfte seinen Laborkittel auf.

Monica Steinwitz wohnte über einer Lagerhalle an der zweitürigsten Straße Northwest. Die Lagerhalle selbst war eine Art Loft mit einem kahlen Betonboden und dicken viereckigen Rohrleitungsschächten aus galvanisiertem Zinnblech an der Decke. Die Haupthalle war zwei Stockwerke hoch, und in der Luft lag der schwere, scharfe Geruch einer Ölfarbe. Die Lampenreihen, die einst mit Neonröhren bestückt waren und den Raum beleuchtet hatten, waren nun nur noch leere Hüllen. Inzwischen hatten winzige Halogenspots ihre Funktion übernommen. Sie waren über Seilsysteme an der Decke befestigt und in schiefen Winkeln aufgehängt worden.

Tripp studierte die Skulptur gleich rechts neben dem Eingang, dabei hatte er eine Faust unter das Kinn gestemmt und die andere Hand um den Ellbogen gelegt. Die Skulptur bestand aus Acrylglas und sah aus wie eine riesige Träne. Im Inneren befand sich ein zerbeulter, verkohlter Metallcontainer, rechteckig, eine Gallone fassend, wie er für bestimmte Chemikalien verwendet wurde. Flecken aus Rost und Asche schwebten um ihn herum wie Schneeflocken.

»*Fuel Fossil*«, las Wolfe auf dem Etikett am Fuß der Skulptur. »Verstehe. Acrylglas ist eine Art Kunststoff, der aus Erdöl hergestellt wird, das wiederum aus Dinosauriern gemacht ist – und so kommen wir zu dem Namen des Kunstwerks: ›Treibstoff-Fossil‹.«

»Das ist klar«, sagte Tripp nickend. »Ich habe nur versucht, herauszufinden, ob mich das mehr an Jeff Koons oder an Brian Jungen erinnert.«

Wolfe starre ihn an. Blinzelte ungläubig.

Tripp bedachte ihn mit einem finsternen Blick. »Was? Steht es mir etwa nicht zu, mich auch noch mit anderen Dingen als mit Fußball und Bier auszukennen? Miami hat eine Menge großartiger Kunst hervorgebracht.«

»Ja, aber ... du bist aus Texas.«

Tripp schnaubte verächtlich. »Und? Schätze, du warst noch nie in Austin, oder?«

»Äh ...«

»Komm schon, lass uns Ms Steinwitz' Computer holen, ehe sie ihn zu einem Blumentopf umfunktioniert.«

Der Galerieleiter wies ihnen den Weg über eine Holztreppe. Steinwitz' Wohnung war offenbar aus den früheren Büroräumen des Lagerhauses entstanden. Laute Musik erscholl aus dem Inneren – etwas, das sich anhörte wie eine russische Militärkapelle, die zum Angriff blies. Tripp blieb auf dem Trepnenabsatz stehen und hämmerte laut an die verbeulte Metalltür.

»Miami-Dade Police!«, brüllte er. »Bitte öffnen Sie die ...«

Abrupt endete die Musik. Ein Riegel glitt zurück, die Tür wurde geöffnet, und zum Vorschein kam Monica Steinwitz, gekleidet in eine Pyjamahose aus Flanell und ein über großes T-Shirt voller Farbflecken. »Schon gut, schon gut. Was wollen Sie jetzt wieder?«

Tripp zeigte ihr den Durchsuchungsbefehl. »Ihren Computer, Ms Steinwitz.«

Sie schaute ihn wütend an. »Tja, ich schätze, ich kann Sie nicht aufhalten. Aber wenn Sie auch nur ein Käbelchen beschädigen, dann sehen wir uns vor Gericht wieder.«

»Das passiert vielleicht sowieso«, sagte Wolfe, als er eintrat. »Kommt ganz darauf an, was wir herausfinden ...«

Steinwitz' Wohnung war groß und trotzdem vollgestopft. Kunst in allen Formen und verschiedenen Entwicklungsstadien stand auf Tischen, Arbeitsflächen und Böden. Dominantes Motiv waren Figuren mit übertriebenen Proportionen, entweder

skelettartig oder stark aufgebläht oder eine Mischung aus beidem.

Der Computer thronte auf einem Schreibtisch in einem kleinen Kabuff auf einer erhöhten Plattform. Wolfe vergewisserte sich, dass der Stecker herausgezogen war, ehe er anfing, die Kabel zu lösen.

»Ich kann nicht fassen, dass Sie meine Privatsphäre derart verletzen«, schäumte Steinwitz. »Ich habe Ihnen gesagt, dass ich dieser Amelia nie persönlich begegnet bin und keine Ahnung habe, wer sie ist. Mein Computer kann Ihnen lediglich ihre E-Mail-Adresse liefern. Sie könnte sich überall einen anonymen Account angelegt haben.«

»Das lassen Sie unsrere Sorge sein«, erwiderte Tripp.

Wolfe richtete sich auf und hätte sich beinahe den Kopf an dem Hochbett gestoßen. »Äh, ich möchte Sie nicht noch mehr belästigen, aber ich habe heute ein bisschen viel Kaffee getrunken, könnte ich vielleicht Ihr Badezimmer benutzen?«

Sie musterte ihn wütend. »Wissen Sie was? Nein, können Sie nicht. Ich muss Ihnen keinen Zutritt zu irgendetwas gewähren, das nicht in dieser richterlichen Anordnung aufgeführt ist, und mein Badezimmer steht dort nicht drin.«

Sie stapfte zur Küchenspüle – abgesehen vom Badezimmer bestand die ganze Wohnung aus einem einzigen großen Raum – und drehte das Wasser auf. »Ich hoffe, das stört sie nicht«, gifte sie.

»Wolfe?«, fragte Tripp.

»Äh, schon gut. Ich glaube, es war doch nicht so dringend, wie ich dachte. Wir lassen Sie gleich wieder in Ruhe.«

Er machte sich wieder an die Arbeit.

Und lächelte.

Calleigh traf Marco Boraba zu Hause an. Er wohnte in einem der eleganten Art-déco-Wohngebäude, für die Miami Beach

bekannt war, doch als er zur Tür kam, sah er nicht so aus, als wäre er in der Verfassung, seine Umgebung zu genießen. Beide Augen waren rot und geschwollen, und seine Miene deutete an, dass er nichts mehr wollte, als in sein Bett zu kriechen. Seine Kleidung, ein dunkelgrauer Anzug mit purpurfarbener Krawatte, war jedoch so tadellos wie bei ihrer letzten Begegnung.

»Miss Duquesne«, sagte er. »Es ist mir eine Freude, Sie wiederzusehen. Haben Sie herausgefunden, was mit Hector passiert ist?«

»Darüber würde ich gern mit Ihnen sprechen. Darf ich hereinkommen?«

»Sicher.«

Er geleitete sie hinein in einen Wohnbereich, der mit bunten, südamerikanischen Wandbehängen und Teppichen dekoriert war, ergänzt durch eine Couch und mehrere niedrige Sessel, bezogen mit makellos weißem Leder. Boraba ließ sich vorsichtig auf einen der Sessel sinken, und Calleigh nahm am Ende der Couch Platz.

»Sie bewegen sich heute ein bisschen langsam, Mr Boraba. Geht es Ihnen nicht gut?«

»Nur eine leichte Grippe. Ist die richtige Saison dafür, schätze ich.« Er rieb sich müde eines der blutunterlaufenen Augen.

»Das ist für vieles die richtige Saison. Beispielsweise fängt Anfang Januar die Nistzeit von Wildvögeln an und dauert bis Mitte Mai. Die wichtigste Zeit im illegalen Vogelhandel.«

Der Ausdruck auf seinem Gesicht änderte sich nicht, aber er blinzelte mehrmals, ehe er antwortete. »So? Das wusste ich gar nicht.«

»Ich möchte Ihnen für die Hintergrundinformationen zu diesem Hundespielzeug danken. Sie konnten das nicht wissen, aber ich habe eine gewisse Affinität zu Waffen. Ich habe noch nie einen Mord mit einem *Atlatl* untersucht, aber, hey, viel-

leicht, ist es bald soweit. Inzwischen bleibt das, was ich in Ihrem Laden gekauft habe, im Beweismittelschrank.«

»Beweismittel? Wofür?« Er rieb sich das andere Auge, eine Geste, die ein wenig nervös wirkte.

»Das ist das Problem bei Bindehautentzündung, nicht wahr? Ich erinnere mich, als Kind Bindehautentzündung gehabt zu haben. Man kann einfach nicht aufhören, sich die Augen zu reiben, aber genau das macht es nur noch schlimmer. Das Virus wird unvermeidlich aus Ihren Augen über Ihre Hände auf alles übertragen, was Sie anfassen. Ich habe dieses Spielzeug mit ins Labor genommen in der Hoffnung, ich würde einem Fingerabdruck entdecken, aber nachdem ich mit einer Freundin sprach, habe ich den Gegenstand auf velogene neurotrope NDV untersucht. Das Ergebnis war positiv. Sie leiden unter der Newcastle-Krankheit, Mr Boraba.«

Er sah ihr direkt in die Augen und seufzte. »Ich weiß.«

»Diese Geflügelpest gilt nach den Bestimmungen des Landwirtschaftsministeriums als meldepflichtige Krankheit«, erklärte sie weiter. »Zuwiderhandlung kann mit Geldstrafen bis zu zwanzigtausend Dollar und einer fünfjährigen Gefängnisstrafe geahndet werden. Das Landwirtschaftsministerium investiert jedes Jahr eine Million Dollar, um neue Ausbrüche dieser Geflügelpest zu verhindern. Die nehmen das ziemlich ernst.«

Ein Telefon klingelte. »Das ist vermutlich die *Wildside Menagerie*«, sagte Calleigh. »Sie wird gerade jetzt geschlossen und durchsucht. Ich fürchte, ihr ganzer Vogelbestand wird vernichtet, Mr Boraba. Newcastle ist einfach zu gefährlich, um irgendwelche Risiken einzugehen. Ein Ausbruch in Südkalifornien hat Anfang der Siebziger zur Tötung von zwölf Millionen Legehennen geführt und Kosten in Höhe von sechsundfünfzig Millionen Dollar verursacht. So etwas will niemand noch einmal riskieren.«

»Ich verstehe«, sagte Boraba kleinlaut. »Was soll ich meinen Leuten sagen?«

»Sagen Sie ihnen, sie sollen mit uns kooperieren. Das wäre das Beste für alle Beteiligten.«

Boraba nahm den Hörer ab. »Ja. Ja, ich weiß. Jemand ist gerade hier. Nein, nur – zeigen Sie ihnen, wo die Vögel sind. Ja. Nein, machen Sie sich darüber keine Sorgen. Ja, ich kümmere mich darum.« Dann legte er auf.

»Also bin ich erwischt worden«, stellte Boraba fest. »Und ich nehme an, die Geschichte von Hector war nur dazu da, mich davon abzulenken, was wirklich los ist? Er lebt, es geht ihm gut, und vermutlich fragt er sich, was das alles zu bedeuten hat.«

»Nein, Mr Boraba. Hector Villanova hat uns nichts erzählt.«

Er nickte. »Nein, natürlich nicht. Was hätte er schon erzählen können. Er wusste von nichts. Alles, was er wusste, war, dass sein alter Freund Marco eine Menge Geld verdient und dass er ein geschiedener Installateur fern der Heimat ist. Armer Hector, er hatte nie auch nur den geringsten Ehrgeiz. Aber schauen Sie nur, was der Ehrgeiz mir eingebracht hat. Vielleicht war Hector der Klügere von uns beiden. Besser ein freier Installateur als ein Millionär hinter Gittern.«

»Es tut mir leid, Mr Boraba, aber ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Hector Villanova ist tot. Ich dachte erst, Sie wären vielleicht in die Sache verwickelt, aber wie ich weiß, sind Sie gerade erst von einem mehrwöchigen Aufenthalt in Mexiko zurückgekehrt, und in Hectors Blut waren keine Spuren von Psittakose oder Newcastle zu entdecken. Er hatte keine Ahnung, was sie taten, richtig?«

»Nein. Nein, er ... er war da anders. Die Vorstellung, Hector könnte etwas Illegales tun, ist abwegig. Wenn Sie ihn gekannt hätten, hätten Sie das nicht eine Sekunde lang geglaubt. Er war ein guter Mann.«

Marco Boraba sah sie aus seinen roten Augen an und schenkte ihr ein trauriges Lächeln. »Ein viel besserer Mann«, sagte er sanft, »als ich es bin.«

»Weißt du, das ist schon das dritte Mal, dass du dir in der letzten Stunde die Hände gewaschen hast«, stellte Wolfe fest. »Ich bin ja sehr für Hygiene, besonders, nachdem ich Jenson im AV-Labor besucht habe, aber als eine Person, die sich ein bisschen mit Zwangserkrankungen auskennt, muss ich sagen, du fängst an, mir Sorgen zu machen.«

Calleigh bedachte ihn mit einem schrägen Blick, als sie sich ihre Hände abtrocknete. »Also gut, also gut. Ich überreagiere ein bisschen, aber ich will einfach nicht in der Quarantäne landen. Marco Boraba wird Weihnachten ganz allein verbringen müssen und sich vermutlich mit Krankenhausessen begnügen dürfen. Nein, danke.«

»Ja, Weihnachten. Wenn die Leute sich mit allen möglichen Köstlichkeiten vollstopfen. Aber manche Leute sind weniger am Inhalt als an dessen Entsorgung interessiert.«

Calleigh kam näher. »In welcher Hinsicht? Redest du über eine Computerdatei?«

»Das ist Jensons Abteilung. Seine versifftete, verseuchte Abteilung ... tut mir leid. Nein, ich rede über Essen und über die schnellste Methode, es zu servieren und wieder aus dem Weg zu räumen.«

»Okay, du hast mich neugierig gemacht. Also, was hat das mit deinem toten Weihnachtsmann zu tun?«

»Unter den Santas war auch eine Künstlerin. Als Tripp und ich mit einer richterlichen Anordnung zur Beschlagnahme ihres Computers bei ihr waren, ist mir aufgefallen, dass ein großer Teil ihrer Kunst etwas mit übertrieben dargestellten Körpern zu tun hat, entweder extrem dünn oder extrem fett. Und mir ist eingefallen, dass eines der Medikamente, die dazu benutzt

worden sind, das Opfer zu vergiften, nämlich Phenelzin, auch zur Behandlung bestimmter psychiatrischer Erkrankungen benutzt wird – wie beispielsweise Bulimie.«

»Protzen und kotzen! Hast du dir ihr Medizinschränkchen angesehen?«

»Hab's versucht, aber der Durchsuchungsbefehl galt nur für den Computer, und sie wollte mich nicht in ihr Badezimmer lassen.«

»Klingt logisch. Bulimiker verheimlichen ihre Krankheit oft, und die meisten haben sehr sensible Antennen für Leute, die drohen, in ihre Privatsphäre einzudringen. Eine meiner Zimmergenossinnen im College war bulimisch, aber ich hätte es nie erfahren, wäre ich nicht über ihr Abführmittelversteck gestolpert. Sie hatte sogar ihre Schokoriegel durch Schoko-Ex-Lax ersetzt. Hätte mich eines Tages nicht die Gier nach Süßem überwältigt, hätte ich es vermutlich nie herausgefunden.«

»Tja, gutes Argument dafür, sich nicht an anderer Leute Kühlschrank zu vergreifen. Jedenfalls hoffe ich, Jenson findet irgendetwas Beweiskräftiges auf ihrer Festplatte. Ohne Durchsuchungsbefehl kann ich nicht beweisen, dass sie an Phenelzin herankommen konnte.«

»Trotzdem bist du besser dran als ich. Boraba war meine einzige Spur im Villanova-Fall, und jetzt stehe ich wieder ganz am Anfang. Ich bin nicht weitergekommen als Delko.«

»Wirklich? Beide Top-Ermittler des Labors sind mit ihrer Weisheit am Ende? Das ist ...«

»Ärgerlich? Frustrierend? Deprimierend?«

»Nicht ganz die Richtung, die ich eingeschlagen hätte«, sagte Wolfe grinsend. »Eigentlich ist es ganz nett zu sehen, dass ihr auch nicht unfehlbar seid.«

»Ach, denkst du, du kannst es besser?«

Er zog fragend die Brauen hoch. »Ist das eine Herausforderung?«

»Kommt darauf an. Wenn ich dadurch Starthilfe für meinen Fall bekomme, schon. Andernfalls betrachte ich das als müßige Neckerei am Arbeitsplatz.«

»Okay, ich bin einverstanden. Du solltest ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk in Erwägung ziehen.«

»Für wen? Mich oder dein Ego?«

»Kommt darauf an, ob ich etwas zustande bringe oder nicht. Aber nur unter einer Bedingung.«

»Also ein Austausch von Gaben. Was schwebt dir vor?«

»Du musst dich um Jenson kümmern.«

Calleigh seufzte. »Ich komme einfach nicht weg von den Bazillen. Also gut, ich tue es. Aber wenn ich mir etwas einfange, dann niese ich in deine Richtung.«

»Der Pathan-Fall«, sagte Sackheim zu Horatio, »hat eine etwas ... ungewöhnliche Wendung genommen.«

Horatio lehnte sich auf seinem Bürostuhl zurück und musterte den FBI-Agenten neugierig. Delko, die Arme vor der Brust verschränkt, stand mit teilnahmsloser Miene neben Horatiros Schreibtisch. Sackheim hatte darum gebeten, Horatio unter vier Augen sprechen zu dürfen, aber Horatio hatte lächelnd den Kopf geschüttelt und Sackheim gesagt, er möge einfach ausspucken, was ihm durch den Kopf ginge.

»Ungewöhnlich? In welcher Hinsicht?«, fragte Horatio.

»Wir haben von den Entführern gehört. Diese Nachricht hat uns vor zwei Stunden erreicht.« Er hielt eine CD hoch, und die Oberfläche reflektierte das Licht der Nachmittagssonne in den Farben des Regenbogens. »Meine eigenen Leute haben sie schon untersucht: keine Fingerabdrücke, keine Spuren. Das Einzige, was drauf ist, ist eine Textdatei.«

»Mit einer Reihe von Anweisungen, nehme ich an.«

»Es gibt nur eine. Die Entführer bestehen darauf, dass eine bestimmte Person als Mittelsmann eingesetzt wird – und nur

diese Person.« Sackheim ließ die CD auf Horatios Schreibtisch fallen, wo sie klappernd aufschlug. »Sie.«

## 12

»Das, woran man sich bei Kingsley Patrick wirklich erinnern muss«, sagte die kahlköpfige Frau nachdenklich, »ist, dass er ein Arschloch war.«

»Warum sagen Sie das?« Tripp verlagerte sein Gewicht auf dem Ledersessel, eine Hand auf dem Notizbuch auf seinem Knie, während die andere einen Stift hielt. In dem kleinen Büro roch es nach ausgesprochen gutem Kaffee, und er ertappte sich dabei, sich zu wünschen, er hätte Ja gesagt, als sie ihm eine Tasse angeboten hatte.

»Ich war seine Agentin, ich sollte es wissen. Ich meine, ich mag nicht die beste Agentin auf der Welt sein, oder auch nur in diesem Staat, aber ich habe ihm Auftritte verschafft. Wollen Sie wissen, warum er mich gefeuert hat? Ich habe ihm nicht die Rollen beschafft, die er wollte. Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass er derjenige ist, der die Rolle bekommt oder auch nicht. Ich war nur dafür zuständig, die Treffen zu vereinbaren und für das Essen zu sorgen. Für viel Essen.«

Stella Ragosa erinnerte Tripp an ein Eichhörnchen: klein, energiegeladen und ausgestattet mit auffälligen Schneidezähnen, die in makellosem Weiß leuchteten. Ihr vollkommen haarloser Kopf unterstrich diese Wirkung noch, auch wenn Tripp nicht recht wusste, warum. Vielleicht lag es daran, dass ihre Ohren umso mehr auffielen.

»Krebs«, sagte Ragosa.

»Bitte?«

»Die Haare oder der Mangel an Haaren. Die Leute starren mich immer an. Ich bin es gewohnt. Hab sie nach der Chemo

abrasiert. Zudem hasse ich Hüte. Immer schon. Hab's mit Perücken probiert, aber die verursachen Juckreiz.«

»Ich, äh ...«

»Es tut Ihnen leid für mich? Machen Sie sich keine Gedanken. Die Krebserkrankung war 1986. Ich habe sie mit Medikamenten und einem starken Überlebenswillen, und davon habe ich mehr als genug, besiegt, und sie ist nie zurückgekehrt. Ich habe die Frisur behalten, weil sie ein guter Gesprächsaufhänger ist und mein Erkennungszeichen. Mein Mann findet es sexy, aber er ist auch ein Arschloch. Doch ich habe ihn immerhin geheiratet, also fragt sich, was *ich* dann bin.«

Tripp versuchte gar nicht erst, eine Antwort darauf zu geben. »War Patrick je in kriminelle Aktivitäten verwickelt?«

»In seiner Schauspielerei – und die war wirklich kriminell. Tut mir leid, das war eine billige Nummer. Ich sollte nicht schlecht über einen Toten sprechen.« Sie seufzte theatralisch, was offensichtlich typisch für ihre Art war, die Dinge in den Griff zu bekommen. »Er war gar kein so schlechter Schauspieler. Sein Ego war bloß größer als sein Talent, aber Gott weiß, dass das in diesem Geschäft alles andere als selten ist. Aber illegale Aktivitäten? Ein bisschen Koks hätte er sicher nicht abgelehnt, wenn man es ihm angeboten hätte, aber das ist auch schon alles. Zumindest, soweit ich weiß. Aber weil er meine Agentur verlassen hat, hatten wir nicht mehr viel miteinander zu tun. Ich glaube, er hat mal angerufen, weil er seine Porträtaufnahmen zurückhaben wollte. Das war's.«

»Also schön, Mrs Ragosa. Danke, dass Sie mir ihre Zeit opfert haben.«

»War mir ein Vergnügen, Detective. Sollten Sie je Schauspieler werden wollen, rufen Sie mich an.« Sie musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle, als er sich erhob. »Wenn ich Sie in einen Cowboyhut stecke, könnten Sie von Barbecuesauce bis zu Range Rovern so ziemlich alles verkaufen.«

»Danke«, sagte Tripp, »aber derartige Dinge überlasse ich lieber den Profis.«

Jenson hatte eine Liste von Kingsleys E-Mail-Kontakten zusammengestellt und Wolfe gegeben. Während Tripp mit Kingsleys Geschäftspartnern sprach, versuchte Wolfe, eine Verbindung zwischen Monica Steinwitz und einer Phenelzin-Quelle zu finden.

Das zumindest hätte er tun sollen, aber da Jenson die hauptsächliche Arbeit an Steinwitz' Computer erledigte, konnte er ein bisschen Zeit für den Villanova-Fall aufwenden. Aufmerksam ging er die Notizen von Delko und Calleigh durch, ehe er sich die Beweismittel aus dem Schrank holte.

Viel war da nicht: die Kette, die um den Leichnam gewickelt war, ein paar Fragmente, die die Explosion überstanden hatten, die Proben, die Delko in Villanovas Hotelzimmer gesammelt hatte, und das Boot, das noch immer unten in der Garage des Labors stand. Wolfe nahm den Aufzug, um hinunterzufahren und es sich anzusehen.

Delko hatte es auf zwei blaue Kunststoffböcke gestellt. Wolfe ging um das Boot herum, sah das Loch, das es zum Sinken gebracht hatte, die leeren Riemendollen und die lange Stake, die daneben lag. Er versuchte, sich den Ablauf der Ereignisse vorzustellen.

*Hector Villanova hatte gerade ein großes Weihnachtssessen zu sich genommen, für das er mehr bezahlte als üblich war, weil er es vor dem Weihnachtsabend genießen wollte, an dem er nicht da sein würde. Er hatte etwas zu feiern. Vermutlich ein einträgliches Geschäft, vielleicht eines, das eine Reise am Weihnachtsabend erforderlich machte, auch wenn er weder in einem Flugzeug noch in einem Zug einen Platz reserviert hatte – zumindest nicht unter seinem Namen.*

*Aber etwas ging schief. Jemand nahm ihn mit auf eine Bootsfahrt ins Nirgendwo. Hector musste rudern, und vermutlich hat-*

*te dabei eine andere Person mit einer Waffe auf ihn gezielt. Als sie im Sumpf waren, haben sie die Ruder weggeworfen und die Stake genommen. Vielleicht hatte der Mörder die Bombe bereits irgendwo angebracht und damit Hector bedroht.*

Wolfe schüttelte den Kopf.

*Nein, unmöglich, die Bombe war keine ferngesteuerte gewesen, sondern hatte eine Zündschnur. Es war die Version anzünden und wegläufen. Also wohin ist der Mörder gelaufen? Delko hatte nur einen Fußabdruck in der unmittelbaren Umgebung gefunden.*

Wolfe ging wieder hinauf ins Büro und wühlte den Stapel Fotos hervor, die Delko geschossen hatte. Der Fußabdruck passte zu Hector Villanovas Schuhgröße, und dem Zahnfragment zufolge, das in einem Baumstamm entdeckt worden war, hatte Villanova an dieser Stelle gestanden, als die Bombe hochging. Der Mörder musste im Boot geblieben sein.

*Die Zündschnur war lang. Delko hat Spuren von Klebeband gefunden. Vielleicht waren Villanovas Augen zugeklebt gewesen, sodass er nicht sehen konnte, was auf ihn zukam.*

*Und danach hatte der Mörder die Kette um den Toten gewickelt und den Abflussreiniger über Villanovas Hände geschüttet.*

*Nein, das stimmt nicht. Wenn Villanova auf dem Stamm gestanden hätte, dann wäre seine Leiche nach der Detonation ins Wasser gefallen. Also muss der Mörder die Kette schon vorher um seinen Körper gewickelt haben.*

Das war logisch, doch dann wäre Villanova mit intakten Händen auf dem Grund des Sumpfs gelandet.

Die Leiche war also nach der Explosion nicht in den Morast gefallen. Sie war außerhalb des Wassers geblieben, und zwar lang genug, um die Hände mittels einer Lauge verschwinden zu lassen. Denn selbst mit einem starken chemischen Mittel brauchte das eine ganze Weile. Und dann ...

»Dann versenkt der Mörder das Boot, mit dem er gekommen ist, und verlässt den Sumpf, ohne Spuren zu hinterlassen«, murmelte Wolfe vor sich hin. »Was bedeutet, er muss durch das Wasser gewatet oder geschwommen sein, bis er wieder festen Boden unter den Füßen hatte und weit genug vom Tatort entfernt war, um nicht entdeckt zu werden. Dann ist er entweder allein bei Nacht aus den Everglades rausmarschiert oder von jemandem abgeholt worden.«

Beide Szenarien erschienen ihm unglaublich. Zwei Boote waren zu kompliziert, und wäre der Mörder allein gewesen, hätte er sich in den Everglades sehr gut auskennen müssen, um sich in die Nähe von Alligatoren, Schlangen und Treibsand zu wagen – erst recht bei Nacht.

Er studierte die Fotos vom Tatort eingehend. Wenn Villanova auf dem Stamm gestanden hatte, auf dem sein Fußabdruck gefunden worden war, dann hätte er mit beinahe hundertprozentiger Sicherheit ins Wasser fallen müssen, als die Bombe explodierte, es sei denn, er wäre irgendwie festgebunden gewesen.

Plötzlich hatte Wolfe eine Idee. Er sah sich die Fotos noch einmal an, ehe er die Kette Glied um Glied sorgfältig in Augenschein nahm. Als er fast fertig war, betrat Delko das Labor.

»Ist das die Kette aus dem Villanova-Fall?«, fragte er.

»Ja.« Wolfe erzählte Delko, was er herausgefunden hatte. »Also habe ich mir gedacht, die Kette, die um Villanova gewickelt war, war vielleicht weiter oben am Baum befestigt. Das hätte die Leiche daran gehindert, ins Wasser zu fallen, als die Bombe hochgegangen ist.«

»Gute Theorie«, erwiderte Delko. »Aber ich war da, und über dieser Stelle gab es keine Äste, die stark genug gewesen wären, das Gewicht einer Leiche zu tragen.«

»Anhand der Bilder konnte ich es nicht genau erkennen. Nach meiner Kenntnis hatte die Kette innerhalb des Explosi-

onsgebiets sein müssen, deshalb hatte ich sie nach Beschädigungen oder Brandspuren abgesucht. Ohne Ergebnis.«

»Warum arbeitest du überhaupt an diesem Fall? Ich dachte, H. hätte ihn Calleigh zugeteilt.«

»Ich dachte, ich könnte ihr einen Gefallen tun, das ist alles.«

Delko grinste. »Klar. Und was tut sie für dich?«

»Kümmert sich um Jenson. Offensichtlich ist es AV-Technikern gestattet, auch mit ansteckenden Krankheiten am Arbeitsplatz zu erscheinen. Da wir gerade davon sprechen, habe ich dich heute möglicherweise dabei beobachtet, wie du ein Niesen unterdrückt hast?«

»Mich? Nein, ich bin gesund wie ein Rennpferd. Ist nur eine allergische Reaktion auf irgend etwas in der Luft.«

»Genau ... wie dem auch sei, an dem ganzen Villanova-Szenario stimmt etwas nicht. Ich habe nur noch nicht herausgefunden, was.«

»Tja, dann viel Glück. Ich habe die Hände voll mit der Pathan-Entführung.«

»So? Soll das heißen, die FBI-Agenten lassen dich mit ihrem Ball spielen?«

»Sie haben keine Wahl. Die Entführer haben sich endlich gemeldet, und sie haben gesagt, Horatio sei der Einzige, mit dem sie verhandeln würden.«

Wolfes Augen weiteten sich. »Wirklich? Das ist doch irgendwie sonderbar, oder nicht?«

»Das kannst du laut sagen. Ich dachte, Sackheims Kopf würde gleich explodieren.«

»Tja, wie bewölkt der Himmel auch sein mag, es gibt immer einen Silberstreif am Horizont.«

»Hi, Tyler«, grüßte Calleigh strahlend. »Du siehst gar nicht so schlecht aus.«

Jenson zog eine Braue hoch und erwiderte ihr Lächeln. »Das ist das Netteste, was ich bis jetzt zu hören bekam. Was bedeu-

tet, dass mich alle hassen, und was ich, wenn ich bedenke, wie nett ich bin, überhaupt nicht verstehen kann.«

»Tja, bei dem Theater, das Ryan veranstaltet, könnte man glauben, du stündest auf der Schwelle zum Tod. Dabei siehst du nicht so aus, als wärest du auch nur in seiner Nachbarschaft.«

»Wow, ihr Südstaatenmädels wisst wirklich, wie man einen Mann umgarnt. Wenn du so weitermachst, falle ich vielleicht sogar in Ohnmacht.«

»Oh, bitte«, sagte Calleigh geziert. »Es dauert Jahre, um zu lernen, wie man ordnungsgemäß in Ohnmacht fällt, ganz zu schweigen davon, dass dazu eine ganz besondere Kleidung erforderlich ist. Du kriegst vielleicht einen hysterischen Anfall zustande, aber in Ohnmacht fallen geht definitiv über deine Fähigkeiten.«

»Sehr wohl, Madam, ich lag wohl falsch. Nur, dass ich sitze. Wie kann ich helfen?«

»Weißt du, für jemanden, der angeblich krank ist, wirkst du ein bisschen fanatisch.«

»Erkältungsmittel. Du weißt doch, dass man sie als schlaftrig machende und nicht schlaftrig machende Version bekommen kann?«

»Ich nehme an, du hast eines von der nicht schlaftrig machenden Sorte genommen.«

»Mehrere. ›Nicht schlaftrig machend‹ ist mein neuer Lieblingseuphemismus für ›Ich bin so wenig schlaftrig, dass ich auch morgens um drei Uhr noch einen Dauerlauf bewältigen kann, und sogar ein paar Meilen drauflege, bis die Polizei mich stoppt und mich fragt, was ich genommen habe‹ und, um die Wahrheit zu sagen«, Tyler grinste, »ich bin absolut nicht schlaftrig.«

»Oh-oh. Du hörst dich an, als hättest du versehentlich ein bisschen Kokain eingeatmet. Sag nicht, du hast auch noch Kaffee getrunken.«

»Nicht nötig. Also, worüber haben wir gerade gesprochen?«

»Ryan schickt mich. Er möchte wissen, ob du den Steinwitz-Computer schon geknackt hast.«

Jenson deutete auf den Monitor, der vor ihm stand. »Yep. Bin gerade dabei, die Daten abzufragen. Suchst du irgendetwas Bestimmtes?«

Sie beugte sich über seine Schulter und studierte die Anzeige auf dem Monitor. »Ryan hat gesagt, er wäre vor allem an den E-Mails einer Frau interessiert, die sich Amelia Claus nennt, aber alles, was mit einem Medikament namens Phenelzin zu tun hat, könnte auch wichtig sein.«

»Ich führe eine Suche durch, mal sehen, ob dabei irgendwas rauskommt.« Jenson drückte einige Tasten, studierte die Ergebnisse und tippte erneut etwas ein. »Hmm, sieht aus, als hättest du Glück. Phenelzin taucht in mehreren verschiedenen Dateien auf.«

»Kannst du all diese Dateien für mich in einem Ordner zusammenfassen?«

»Wird gemacht, ist gemacht. Und warum erhalte ich Besuch vom Bullet Girl statt vom Wolfsmann?«

Sie zog spöttisch eine Braue hoch. »Dem Wolfsmann?«

»Okay, eigentlich nennt ihn niemand so. Ich habe es mir gerade ausgedacht. Trotzdem.«

»Ich tue ihm einen Gefallen, das ist alles.«

»Wirklich? Ich dachte, du hättest ihn kürzlich erst zur Schnecke gemacht.«

Calleigh legte die Stirn in Falten. »Wo hast du das her?«

»Wenn man mitten auf dem Parkplatz die Nerven verliert, bekommt das meistens irgendjemand mit.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe nicht die Nerven verloren. Das war nur eine berufliche Meinungsverschiedenheit.«

»Ich habe auch von den quietschenden Reifen danach gehört. Das ist die Art von Details, die sich beim Büroklatsch besonderer Beliebtheit erfreuen, verstehst du?«

»Bei Leuten wie dir, meinst du?« Sie musterte ihn finsternen Blicks.

»Hmm. Wie es scheint, macht das Zeug nicht nur nicht schlaftrig, sondern auch denkunfähig. Es hätte auf der Packung davor gewarnt werden müssen, schweres Gerät zu bedienen – wie beispielsweise meinen Mund.«

Ihr Blick wurde etwas milder. »Zieh mir einfach diese Dateien auf eine Diskette, ja? Ich weiß, der Wolfsmann möchte sie so schnell wie möglich haben. Und, Jenson?«

»Ja?«

»Wenn du das nächste Mal krank bist, bleib bei Aspirin.«

»Macht es dir etwas aus, mir zu erklären, was ein Ruderboot mit einem Loch im Boden mit unserem Fall zu tun hat?«, fragte Tripp, die Hände in die Hüften gestemmt.

Wolfe hatte das Boot auf den Sägeböcken umgedreht und kniete mit einer Taschenlampe in der Hand daneben.

»Nichts«, erwiderte Wolfe. »Während du mit Kingsleys Bekannten gesprochen hast, dachte ich, ich könnte Calleigh einen Gefallen tun.«

»Das ist ja unglaublich nett von dir, aber ich bin inzwischen fertig mit Kingsleys Freunden. Keiner von ihnen hat je erlebt, dass er etwas getan hat, was er nicht hätte tun sollen. Ich dachte, du wolltest nachsehen, was der Computer zu bieten hat?«

»Jenson arbeitet daran. Inzwischen habe ich mir gedacht, ich könnte mal einen Blick auf das Boot werfen, und ich glaube, ich habe gerade etwas Interessantes entdeckt.«

Er ging in die Hocke, und sein Kopf verschwand im Inneren des Boots.

»Was hast du entdeckt?«

»Interessant ist, was ich *nicht* entdeckt habe«, antwortete er, und seine Stimme hallte hohl aus dem Boot heraus. »Die Hände des Opfers wurden durch einen gewöhnlichen Rohrreiniger

weggeätzt. Der wichtigste Bestandteil davon ist Natriumhydroxid oder Lauge, die mit Wasser und Aluminium reagiert. Hätte der Mörder irgendetwas von der Lösung im Boot verschüttet, und davon müssen wir ausgehen, dann müsste ich Rückstände entdecken. Ich habe aber nichts gefunden, und Delko hat auch keine Spuren in der näheren Umgebung der Leiche entdeckt. An welcher Stelle ist die Sache mit den Händen also passiert?«

»Frag mich nicht«, sagte Tripp mürrisch. »Zum Teufel, das ist nicht einmal unser Fall. Auch nicht deiner, *compadre*.«

Wolfe kletterte unter dem Boot hervor und richtete sich auf. »Ich weiß, ich weiß. Ich werde mit Calleigh sprechen. Mal sehen, ob die Computerdaten vorliegen.«

»Calleigh? Ich dachte, Jenson arbeitet daran?«

»Macht das was?«

»Nicht, solange ihr die Beweiskette nicht durcheinanderbringt. Es gibt da ein paar Richter, die in solchen Dingen ziemlich unnachgiebig sein können. Davon habe ich mehr als nur einen kennen gelernt.«

Wolfe ging zum Fahrstuhl, gefolgt von Tripp. »Keine Sorge, Calleigh und ich sind Profis«, beruhigte Wolfe.

»Ich weiß, aber auch Profis machen Fehler. Denk an Calleigh und diese Fingerabdrücke.«

Wolfe runzelte die Stirn. »Was? Du meinst die aus dem Pathan-Fall?«

»Ja. Der Kerl ist doch wegen eines falschen Fingerabdrucks freigekommen, richtig? Es heißt, Horatio wäre darüber nicht gerade glücklich gewesen.«

Die Fahrstuhltür öffnete sich, und sie betraten die Kabine. »Willst du damit sagen, Calleigh wäre deswegen von dem Fall abgezogen worden? Kein Wunder, dass sie so sauer auf mich war, als ich das Thema angesprochen habe.«

»Ja, aber ich würde mir keine großen Sorgen machen. Sie kommt drüber weg, und Horatio würde sich vor jeden seiner

Leute stellen, um eine Kugel abzufangen, auch wenn der Beschuss aus den eigenen Reihen kommt. Ihr passiert schon nichts.«

»Davon bin ich überzeugt. Wenn es eines gibt, was ich über Calleigh Duquesne weiß ...«

Die Tür schob sich auseinander, und vor ihnen stand Calleigh.

»Ja?«, sagte sie. »Was genau wissen Sie denn, Mr Wolfe?«

» ... dann ist es, dass sie ein wirklich gutes Gehör hat«, führte Wolfe den Satz fort. »Hi.«

Sie lächelte ihm zu, sodass er unwillkürlich schlucken musste. Er fragte sich, ob sie das von Horatio gelernt hatte, oder umgekehrt.

»Ich habe die Information, auf die du gewartet hast«, sagte sie und reichte ihm die Diskette. »Offenbar gibt es wirklich ein paar Dateien, in denen Phenelzin erwähnt wird. Und wie ist es bei dir gelaufen?«

Er erzählte ihr, was er entdeckt oder besser, nicht entdeckt hatte. »Ich weiß noch nicht, was das bedeutet«, schloss er. »Aber das ist immerhin schon ein Hinweis.«

»Danke. Ich werde der Sache nachgehen.« Sie machte kehrt und marschierte weg.

»Denkst du, sie lässt mich am Leben?«, fragte Wolfe.

»Es ist noch zu früh, um das zu beurteilen«, entgegnete Tripp. »Aber ich würde für das neue Jahr noch keine festen Pläne machen.«

Wie sich zeigen sollte, war nicht das Phenelzin die große Neuigkeit, sondern dass Jenson es geschafft hatte, die E-Mail mithilfe von ISP, einem regionalen Internetunternehmen, zu ihrem Absender zurückzuverfolgen. Das Unternehmen gab ohne Probleme die Anschrift heraus.

»Vermutlich wollen sie nicht, dass wir uns einen Durchsuchungsbefehl holen und uns ihre Daten allzu genau ansehen«, überlegte Tripp. »Was mir recht ist, denn die richterliche An-

ordnung brauchen wir für diesen Ort hier.« Er hob einen Zettel hoch, auf dem eine Adresse stand.

»Sieht aus, als wäre das in der Gegend mit den Lagerhäusern«, stellte Wolfe fest. »Nicht weit von Ms Steinwitz' Loft entfernt, um genau zu sein.«

»Sollen wir versuchen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen? Vielleicht schaffe ich es, einen Richter zu überzeugen, uns gleich zwei Durchsuchungsbefehle auf einmal auszustellen.«

»Lass mich erst die Dateien sichten.«

»Einverstanden. Dann gehe ich in den Pausenraum und hole mir einen Kaffee.«

»Gut«, sagte Wolfe geistesabwesend. Seine Aufmerksamkeit galt längst anderen Dingen.

Steinwitz hatte, wie es schien, umfangreiche Nachforschungen über Phenelzin angestellt, aber das bedeutete nicht notwendigerweise, dass sie es auch nahm. Sie hatte Lesezeichen für Websites gesetzt, die Informationen über das Medikament enthielten. Dazu zählte auch eine, auf der detailliert die möglichen negativen Auswirkungen beschrieben wurden, die sich in Kombination mit anderen Antidepressiva ergeben konnten.

Es gab nur einen Weg, herauszufinden, ob sie über die Informationsbeschaffung hinaus noch mehr getan hatte. Wolfe ging zum Pausenraum.

Tripp saß allein am Tisch und blies mit nachdenklichem Gesicht auf die Oberfläche seines Kaffees. »Was denkst du?«, fragte er, ehe Wolfe einen Ton sagen konnte.

»Ich denke, wir bitten einen Richter, dass er uns einen Blick in Monica Steinwitz' Medizinschränkchen gestattet.«

»Gut, ich bringe schon mal den Papierkram auf den Weg.« Tripp stellte seine Tasse ab und erhob sich. »Ist sowieso ein lausiger Kaffee.«

»Ms Steinwitz.« Wolfe begegnete dem feindseligen Blick der Frau mit einem freundlichen Lächeln. »Ich war gerade in der Gegend und hatte mich gefragt, ob Sie meine Bitte bezüglich des Badezimmers vielleicht noch einmal überdenken möchten.«

»Was soll das werden? Ein Witz?«

»Gewissermaßen.« Er überreichte ihr den Durchsuchungsbefehl. »Aber ich glaube, ich lasse Sie die Pointe selbst herausfinden.«

Sie wich von der Tür zurück, und Wolfe schob sich an ihr vorbei, während sie das Dokument las.

»Ms Steinwitz?«, sagte Tripp. »Ich muss Sie bitten, draußen im Korridor zu warten.«

»Sie ... Sie ...« Ihr schienen die Worte zu fehlen, aber die zunehmende Farbe in ihrem Gesicht verriet Wolfe, dass dieser Zustand nicht lange vorhalten würde. Er ging direkt zum Badezimmer und überließ es Tripp, mit der Eigentümerin fertig zu werden.

Die Durchsuchung im Badezimmer dauerte nicht lang. Die richterliche Anordnung galt auch für den Rest der Wohnung, und so machte sich Wolfe an die Arbeit.

Eigentlich war das nicht unbedingt nötig, er wollte nur gründlich sein.

»Hab's«, sagte er zu Tripp und hielt ein Fläschchen mit Tabletten hoch.

»Hat das was zu bedeuten?«, herrschte Ms Steinwitz die beiden Männer an. »Das wurde mir verschrieben.«

»Sie werden uns begleiten müssen, Ms Steinwitz«, erklärte Tripp. »Wir werden Ihnen noch einige Fragen stellen.«

»Das ist unglaublich«, rief sie.

»So würde ich das nicht formulieren«, sagte Wolfe. »Unappetitlich, vielleicht.«

Monica Steinwitz verschwand auf dem Rücksitz eines Streifenwagens. Wenn sie fertig wären, würde sie vermutlich zu-

sammen mit ihrem Anwalt bereits auf sie warten, aber jetzt mussten Wolfe und Tripp noch etwas anderes erledigen.

Ihr nächstes Ziel war ein drei Blocks entferntes Geschäftsbau. Es lag zwischen einem Parkplatz und einem Schnapsladen und hatte, wie die zerlumpte Markise über der Tür verriet, früher einmal als Pfandhaus gedient. Das schmutzige Fenster war von innen mit vergilbten Zeitungen abgeklebt worden, und auf dem Sims sahen sie massenhaft Leichen von Fliegen und Motten.

»Sieht verlassen aus«, meinte Tripp.

»Tja, aber jemand war vor Kurzem hier.« Wolfe deutete auf eine Ecke des abgeklebten Fensters, in der das Papier ein wenig weißer zu sein schien als der Rest. »Dem Datum zufolge ist diese Zeitung erst zwei Wochen alt. Alles andere ist drei Jahre und älter.«

»Das Original ist vielleicht abgefallen.«

»Und jemand hat es ersetzt. Jemand, der diesen Ort vor neugierigen Blicken schützen wollte.«

»Na dann«, sagte Tripp. »Was meinst du, sollen wir nachsehen, was sich innen drin versteckt?«

Er trommelte an die Tür. »Miami-Dade Police!«, rief er.  
»Aufmachen!«

Keine Antwort.

Tripp zog seine Waffe, und Wolfe folgte seinem Beispiel. »Schätze, ich muss ein bisschen lauter klopfen«, sagte Tripp, ging einen Schritt zurück und trat einmal knapp über dem Knauf gegen die Tür. Das Holz splitterte, und der Weg war frei.

Vorsichtig schauten sie hinein. Tripp rief erneut, aber nur seine eigene Stimme hallte durch den leeren, staubigen Raum. Ein Lagerraum auf der Rückseite des Hauses und ein Badezimmer mit herausgerissenen Armaturen waren das Einzige, was sie zu sehen bekamen.

Tripp steckte die Waffe ins Halfter. »Niemand zu Hause.«

»Ja, aber es ist noch nicht lange her, dass jemand hier war«, erwiderte Wolfe. »Der Boden ist gewischt worden, und ich kann das Reinigungsmittel riechen.« Das einzige Möbelstück im Zimmer war ein zwei Meter vierzig langer Holztisch mit aufklappbaren Beinen. Wolfe ging hinüber und untersuchte ihn. Dann warf er einen Blick unter den Tisch. »Steckdose und Telefonanschluss. Die könnten hier einen Computer gehabt haben.«

»Der Eigentümer des Hauses wohnt in Hongkong«, berichtete Tripp. »Ich konnte ihn bisher noch nicht erreichen, aber ich wette, er weiß nichts von all dem. Die Hintertür hat eine kleine Kerbe über dem Schloss, genauso eine wie an der Tür von Kingsley Patricks Wohnung.«

»Tja, sie hatten Strom und einen Internetanschluss. Mal sehen, ob mich das weiterbringt.« Wolfe beugte sich vor und nahm die Tischplatte genauer in Augenschein. »Ich sehe hier ein paar Körnchen eines weißen Pulvers.«

»Kokain?«

Wolfe nickte nachdenklich. »Ich glaube schon. Und nach der Größe des Granulats zu schließen und der Art, wie es zusammenklumpt, kann ich dir verraten, dass es von neunzig bis hundertzwanzig Zentimeter großen Kokapflanzen stammt, die auf der Südseite, nein, auf der Südwestseite eines Berges wachsen.«

»Wirklich? Das kannst du erkennen?«

Wolfe seufzte. »Natürlich nicht, Frank. Es sind nur ein paar Körnchen von einem weißen Pulver. Denkst du etwa, ich hätte ein mikroskopisches Sehvermögen oder so was?«

Tripp schüttelte den Kopf. »Manchmal sieht es wirklich danach aus. Normalerweise kriege ich, wenn ich einem CSI-Ermittler so eine Frage stelle, eine Antwort, die sich anhört, als käme sie direkt aus einer Enzyklopädie.«

»Und ich tue mein Bestes, um dir solche Antworten zu liefern. Aber erst, nachdem ich eine Probe von dem Zeug im Labor untersucht habe.«

»Also gut«, begann Horatio. »Wie soll es jetzt weitergehen?« Sackheim starrte aus einem ausgesprochen kostspieligen Sessel zu Horatio. Das FBI hatte eine temporäre Befehlstelle in Khassis Pathans Villa eingerichtet, mit der Begründung, dass sich die Entführer hier als Erstes melden würden. Horatio hegte allerdings den Verdacht, dass dem FBI schlicht die vornehme Umgebung und der hervorragende Kaffee nebst dem ebenso guten Gebäck gefielen, mit denen Pathans Koch die Ermittler versorgte.

»Wir warten, bis sie sich wieder melden. Sie werden mit einem GPS-Transponder und einem Headset ausgestattet, um mit uns Kontakt zu halten. Davon abgesehen werden wir die Anweisungen befolgen. Mr Pathan will seinen Sohn zurückhaben, und er ist bereit zu bezahlen, was immer sie an Lösegeld fordern.«

»Und was passiert, wenn die Entführer gar nicht auf Geld aus sind?«

»Darum kümmern wir uns, wenn die Situation es erfordert.«

Die FBI-Formulierung für ›Wir haben keine Ahnung, aber wir werden es nicht zugeben‹. Horatio setzte ihn nicht unter Druck. Sollten die Entführer etwas verlangen, das sie ihnen nicht liefern konnten, beispielsweise die Freilassung politischer Gefangener, dann würden sie auf jeden Fall in eine äußerst prekäre Lage geraten. Sehr wahrscheinlich würde das bedeuten, dass Abdus Pathan bereits tot wäre und die Entführer lediglich ihre Stärke und Entschlossenheit demonstrieren wollten.

»Wenn ich das tun soll«, sagte Horatio, »dann müssen Sie mich auch auf dem Laufenden halten. Ich will keine Überraschung erleben, während ich da draußen bin.«

»Natürlich.« Sackheim bedachte ihn mit einem ausnehmenddürftigen Lächeln. »Wir achten auf unsere Männer im Feld.«

Ein Telefon klingelte. Es war Khasibs Hausanschluss, die gleiche Nummer, die die Entführer schon ein Mal gewählt hatten. Horatio nahm den Hörer ab. »Ja?«

Er lauschte aufmerksam, wohl wissend, dass andere, die die Leitung angezapft hatten, das Gleiche taten. Der Anrufer sagte nur einen Satz und legte auf.

Horatio sah Sackheim an.

»Es geht los«, sagte Horatio.

# 13

Das was Horatio durch einen Stimmverzerrer zu hören bekam, war die Aufforderung, eine Website anzuklicken. Sackheims Leute hatten sie schon aufgerufen, noch ehe Horatio den Hörer aufgelegt hatte.

»Das ist eine Geocaching-Seite«, erklärte der junge Mann mit dem Laptop. Geocaching war Horatio nicht fremd. Es war eine Art Hobby, das Orientierungssinn erforderte und Navigationsfähigkeiten mit einer Schatzsuche verknüpfte. Leute versteckten Dosen an allen möglichen Orten und veröffentlichten die GPS-Koordinaten im Internet. Die Schatzsucher machten sich dann mit einem GPS-Gerät auf die Suche und gaben ihren Erfolg auf der Website bekannt. Die Dosen konnten alles Mögliche enthalten, von großen Geldsummen bis hin zu belanglosen Kinkerlitzchen, die dazu gedacht waren, von ihrem Finder in einem neuen Versteck abgelegt zu werden.

»Suchen Sie nach ›Caine‹«, forderte Horatio. Der FBI-Agent zögerte etwas.

»Tun Sie, was er sagt, Caldwell«, befahl Sackheim.

»Ja, Sir. Es gibt ein neues Cache unter dem Namen Caine, das gerade aufgetaucht ist. In der Innenstadt von Miami, wie es aussieht.«

»Dann legen wir mal los«, sagte Horatio. »Ehe uns ein anderer Schatzsucher zuvorkommt.«

»Gleich haben wir Sie ausgerüstet«, sagte Sackheim.

Die Tür öffnete sich, und Delko kam herein. Sackheims Stirn legte sich in Falten, während sich auf Horatios Lippen ein Lächeln ausbreitete.

»Gut«, sagte er. »Das lässt mir gerade genug Zeit, um Eric auf den Stand der Dinge zu bringen. Er wird mich überwachen, solange ich da draußen bin.«

»Darum haben wir uns schon gekümmert ...«, setzte Sackheim an.

»Bestimmt haben Sie das«, fiel Horatio ihm ins Wort. »Dennoch weiß ich, dass Mr Delkos Unterstützung sich als nützlich erweisen wird. Nicht wahr, Eric?«

»Hey, ich bin ein Teamspieler, H.«, erwiderte Delko, während er Sackheim teilnahmslos anblickte. »Das weiß doch jeder.«

»Schön«, beendete Sackheim das Gespräch.

Wie Wolfe es erwartet hatte, wollte Monica Steinwitz nur in Gegenwart ihrer Anwälten eine Aussage machen. Die Frau saß neben ihr im Vernehmungszimmer. Sie war eine Schwarze, die ständig ihre Stirn runzelte und ihr Haar in vielen umständlich mit Perlen verzierten Zöpfen um den Kopf geschlungen hatte.

Wolfe und Tripp hatten auf der anderen Seite des Tischs Platz genommen, und Tripp gab sein Bestes, um die beiden Damen im Stirnrunzeln zu übertreffen. Wolfe sah sich den Wettstreit nur einen Moment lang an und entschied, dass er mit einer weniger starren Herangehensweise mehr Glück hätte.

»Hi. Ich bin Ryan Wolfe vom CSI«, stellte er sich der Anwältin vor.

»Ich bin Ms Scapello«, antwortete die Frau eisig. »Und ich möchte wissen, warum Sie meine Klientin hier festhalten!«

»Bei Ihrer Klientin wurde ein Medikament gefunden, das bei der Ermordung eines Mannes benutzt worden ist«, erklärte Tripp.

Scapello richtete ihren eisigen Blick auf ihn. »Warum steht sie dann nicht unter Anklage?«

»Wir möchten ihr erst Gelegenheit geben, uns die Sache zu erklären«, ging Wolfe dazwischen.

»Was erklären?«, schnappte Monica Steinwitz. »Ich habe Ihnen doch gesagt, das Medikament wurde mir verschrieben.«

»Das bedeutet nicht, dass Sie es nicht dazu missbraucht haben, jemanden zu vergiften.«

»Habe ich aber nicht.«

»Schauen Sie, wir haben auf Ihrem Computer E-Mails von der Frau gefunden, die sich Amelia Claus nennt, und der Inhalt dieser Mails scheinen ihre Geschichte zu bestätigen.« Wolfe hielt kurz inne. »Aber Sie könnten sie auch selbst dort hinterlegt haben. Was wir brauchen, ist eine DNS-Probe von Ihnen. Die Person, die unserem Opfer das Phenelzin untergeschoben hat, hatte auch Sex mit ihm.«

»Ist das alles?«, verlangte Steinwitz zu erfahren. »Kein Problem. Legen Sie los.«

Wolfe erhob sich und packte ein Wattestäbchen aus. »Sagen Sie Ah.«

Wenn es ein Gebäude gab, das mehr als alle anderen das Herz des Stadtzentrums von Miami verkörperte, dann war es der Freedom Tower. Erbaut im Jahre 1925, wurde das Gebäude während der nächsten drei Jahrzehnte von *Miami News & Metropolis* genutzt. Das Licht, das über die Spitze des im Mediterranean-Revival-Stil erbauten Towers in die Miami Bay fiel, symbolisierte das Licht der Wahrheit. 1955 zog der Verlag um, und das Gebäude stand so lange leer, bis es 1962 von der U.S. General Service Administration übernommen wurde. Nun repräsentierte das Licht nicht mehr die Wahrheit, sondern die Freiheit. Das Gebäude war Miamis Antwort auf Ellis Island. Hier waren Tausende von kubanischen Flüchtlingen abgefertigt worden, die vor Castros Regime geflohen waren.

In den Siebzigern zog die Regierung in ein anderes Gebäude. Während der folgenden Jahrzehnte wechselten die Eigentümer noch oft, und die alte Pracht verschwand. Vorübergehend wurde es von Heimatlosen und Kriminellen besetzt, und im Inneren begann sich der Müll anzuhäufen. Eine Fassadenverschönerung, die 1987 von einem Bauunternehmer aus Übersee durchgeführt wurde, brachte keinen kommerziellen Erfolg und wurde 1997, als das Gebäude bewertet wurde, als Scheinsanierung entlarvt. Der Beton war zerfressen von den Chloriden aus der salzigen Luft Miamis, und die Stahlträger rosteten vor sich hin. Nun begannen große Instandsetzungsarbeiten mit dem Ziel, das Gebäude zu einem Kubanisch-Amerikanischen Museum zu machen, doch wie es in Miami mit vielen großen Projekten der Fall war, erwies sich auch diese Idee als schwer realisierbar. Nach acht Jahren war es noch immer nicht eröffnet worden und wechselte erneut den Besitzer. Der neue Eigentümer hatte vor, ein zweiundsechzigstöckiges Hochhaus auf dem Gelände zu errichten, wozu ein Teil des Gebäudes abgerissen werden sollte. Es war vorgesehen, zwei gekrümmte Gebäudeflügel zu erbauen, zwischen denen sich der Turm wie eine winzige Nadel in die Höhe recken sollte. Dieser Plan löste wenig Begeisterung in der Bevölkerung aus, sodass das Bauunternehmen den Turm dem Miami-Dade College spendete und versprach, seine Struktur nicht zu verändern. Bald darauf wurden die Pläne für den Bau von Eigentumswohnungen auf der Rückseite des Bauwerks genehmigt.

Horatio war mit seinem Hummer vor dem Tower angekommen und hatte den dort postierten Sicherheitsmann überzeugt, ihn in das Gebäude zu lassen. Langsam ging er über den Betonboden, vorbei an den großen weißen Säulen, die das im mediterranen Stil erbaute Dach stützten. Währenddessen blickte er die ganze Zeit auf das GPS-Gerät in seiner Hand. Das Global Positioning System griff auf dreißig Satelliten im Orbit

zurück, die mittels eines Signals ihre jeweilige Position zusammen mit der Uhrzeit angaben und so eine exakte Positionsbestimmung gewährleisteten. Jeder der Satelliten umkreiste den Planeten ein Mal alle zwölf Stunden, überflog also zweimal pro Tag das gleiche Gebiet. Eine Atomuhr übertrug die Position und das Zeitsignal zur Erde; und durch den Vergleich der Daten von mehr als einem Satelliten konnte ein GPS-Gerät die eigene Position lokalisieren. Die meisten GPS-Geräte erreichten eine Genauigkeit von etwa fünfzehn Metern, aber Horatios Gerät war mit einem Wide Area Augmentation System, kurz WAAS, ausgerüstet, was die Genauigkeit erhöhte, weil die Signale von fünfundzwanzig ortsfesten Bodenstationen ebenfalls berücksichtigt wurden. Ein NAVSTAR-Signal konnte mithilfe der WAAS-Korrektursignale eine Position bis zu drei Metern exakt angeben.

Im Augenblick teilte das Gerät Horatio mit, dass er auf dem Objekt stand, nach dem er suchte. Er sah sich um, aber es gab nichts zu sehen.

Dann schaute er nach oben.

Mitten in der Luft drehte sich ein Ding, das aussah wie ein kleiner, leuchtend roter Plastikdinosaurier. »Niedlich«, murmelte Horatio.

»Sehen Sie was, Caine?«, drang Sackheims Stimme an sein Ohr.

»Das tue ich, Agent Sackheim. Ein kleiner Gegenstand hängt gute dreieinhalf Meter über mir an einer Angelschnur. Ich werde mal sehen, ob ich ihn runterholen kann.«

»Was für ein Gegenstand?«

»Ein Plastikdinosaurier, dem man irgendetwas um den Hals gebunden hat. Und etwas aus Metall hängt aus dem Ding heraus. Warten Sie.«

Horatio entdeckte an einer der Wände ein knapp zweieinhalf Meter langes Brett. Er zog sein Multifunktionswerkzeug

hervor und bog einen rostigen Nagel, der am Ende des Bretts im Holz steckte, zu einem Haken. Danach dauerte es nur noch eine Sekunde, um den Saurier zu greifen und herunterzuholen.

Kurz vorher hielt Horatio einen Moment lang inne. Er hatte für das Entschärfungskommando gearbeitet, und er wusste nur zu gut, dass er beim Abnehmen unter Umständen einen Draht berührte, der eine Bombe auslösen konnte. Aber soweit er es erkennen konnte, war die Angelschnur mit transparentem Klebeband an der Decke befestigt und verschwand nicht in einem Loch. Die Decke schien unbeschädigt zu sein. Trotzdem hielt er den Atem an, als er zog.

Der Dinosaurier fiel klappernd zu Boden.

Er beugte sich hinab und hob ihn auf. »In Ordnung, ich habe ihn. Das was wie Metall aussah, ist ein USB-Stecker und das Objekt an seinem Hals eine Art Münze.«

»Ein USB-Stecker? Was ... Moment. Ihr Mitarbeiter hat mich gerade informiert, dass es sich vermutlich um einen Speicher-Stick handelt. Offenbar ist es eine neue Modeerscheinung, die Dinger in Plastikkrimskrams einzubauen.«

Horatio grinste.

»Danken Sie Mr Delko für mich, ja? Ich werde das Ding anschließen. Mal sehen, was drauf ist.«

Der GPS-Empfänger war über Bluetooth drahtlos mit dem PDA verbunden, und so konnte Horatio auf die Standardausrüstung eines Computers zurückgreifen.

Horatio steckte den Stick rein und öffnete eine gespeicherte Videodatei.

Das Gesicht, das ihm vom Bildschirm entgegenblickte, war das von Abdus Sattar Pathan. Eine Seite seines Kopfes war mit Mullbinden umwickelt, und sein Hemd war blutig und zerrissen. Seine Hände waren im Nacken verschränkt, und er sah erschöpft und verängstigt aus. Als Hintergrund sah man lediglich einen schwarzen Vorhang.

»Lieutenant Caine«, sagte Abdus, »diese Botschaft wird auf Anweisung meiner Geiselnehmer aufgenommen. Sie sollen alle Anweisungen genauestens befolgen. Niemand außer Ihnen selbst wird die Orte aufsuchen, zu denen Sie geführt werden. Für jede Zuwiderhandlung wird die Geisel bestraft.«

Horatio studierte die Augen des Mannes. Offensichtlich las er von etwas ab, das vor ihm war. Die Art, wie er den Körper leicht nach vorne gebeugt hatte und kaum erkennbar die Augen zusammenkniff, deutete darauf hin, dass die Vorlage sehr klein sein musste. Vielleicht ein Computermonitor?

»Sie werden sich fragen, warum wir Sie an diesen Ort geführt haben«, fuhr Abdus fort. »Wir tun das, weil wir wollen, dass Sie die Dinge so sehen wie wir. Schauen Sie sich um, Mr Caine. Dieser Ort ist ein Symbol für Miami – voller Versprechungen und Hoffnungen einerseits und Verfall und Korruption anderseits. Ein prunkvolles Bauwerk für alle, die an ihm emporblicken, aber innerlich leer.« Abdus' Stimme klang hohl und monoton, und die fehlende Betonung verlieh den Worten einen seltsamen Klang. »Der eine mag zu dem Turm aufschauen und sich erinnern, dass die im Licht glänzende Turmspitze das Erste war, was er von seiner neuen Heimat und seinem neuen Leben erblickt hatte. Der andere erinnert sich vielleicht daran, dass er dort, wo Sie jetzt stehen, gelebt hatte, umgeben von Schmutz und Elend der Wahnsinnigen um ihn herum, und zusehen musste, wie jemand mit einer Crackpfeife oder einer Nadel langsam Selbstmord beging.

Denken Sie darüber nach, Mr Caine. Denken Sie darüber nach, was das bedeutet, denn es ist wichtig.

Am Hals des Plastikdinosauriers hängt eine Geocaching-Münze. Auf der Außenseite steht ein Code aus Buchstaben und Zahlen. Diesen Schlüssel müssen Sie auf der Geocaching-Website eingeben, um weitere Anweisungen zu erhalten.«

Der Bildschirm wurde schwarz.

»Ich habe die Ergebnisse, die Sie angefordert haben«, sagte der Labortechniker.

»Oh, gut«, erwiderte Wolfe. »Sie sind Frankel, richtig?« Der Mann mit dem Aktendeckel in der Hand zögerte.

Verwirrung spiegelte sich in seinen großen, feuchten Augen wieder, und er blickte nervös auf seine rechte Brustseite, wo der Name L. Frankel eingestickt war.

»Oh, gut«, sagte er nervös. »Ich dachte, ich hätte versehentlich einen fremden Laborkittel angezogen.«

»Äh, nein, sieht nicht so aus«, antwortete Wolfe. »Die Ergebnisse?«

»Ach ja.« Frankel streckte ihm die Akte entgegen, als fürchte er, sie könne explodieren. Wolfe zog die Stirn kraus und nahm sie.

Er schlug die Akte auf und überflog die erste Seite. »Hmm.«

»Interessante Probe«, sagte Frankel. »Ein Seltenerdmetall bekommt man nicht oft zu sehen. Yttriumoxid wird gewöhnlich zusammen mit Europium dazu benutzt, roten Leuchtstoff herzustellen – beispielsweise in der Fernsehbildröhre. Es hat die Ordnungszahl neununddreißig im Periodensystem und wurde nach einer kleinen Stadt in Schweden benannt. Ge- schrieben wird es mit einem Y.«

»Das ... das sehe ich.«

»Oh ja, natürlich. Auf Wiedersehen.« Frankel drehte sich augenblicklich um und ging.

»Und die anderen sagen, ich wäre seltsam«, murmelte Wolfe.

»Und?«, fragte Tripp. »Hast du herausgefunden, was das für ein weißes Pulver ist?«

Wolfe blickte von dem Ausdruck hoch, den er studiert hatte. »Hey, Frank. Ja, die Ergebnisse der Untersuchung, die mit dem Gaschromatografen und dem Massenspektrometer durchge-

führt wurden, sind gerade eingetroffen. Die Ergebnisse sind, naja, elementar.«

»Für dich vielleicht, Sherlock. Ich tappe hier immer noch im Dunkeln.«

»Tut mir leid. Ich wollte nur sagen, dass es sich bei dem Pulpa um ein Element handelt, naja, um ein Element in einer chemischen Verbindung. Yttriumoxid.«

»Du denkst doch nicht, dass ich damit etwas anfangen kann.« Tripp verschränkte die Arme vor der Brust.

»Man findet es in Seltenerdmineralien, aber auch in sogenannten Nichterden.«

»Wie bitte?«

»Proben von Mondgestein, die von der Apollo-Mission auf die Erde mitgebracht wurden, hatten einen hohen Anteil an Yttrium.«

Tripp seufzte. »Toll. Also suchen wir jetzt nach einer mordenden Weihnachtsfrau aus dem All, oder was willst du mir damit sagen?«

»Nicht ganz. Kommerziell wird Yttrium aus Monazitsand oder Bastnäsit gewonnen. Man muss nicht erst zum Mond fliegen, um an so was dranzukommen. Benutzt wird es für ...« Wolfe unterbrach sich. »Naja, alle möglichen Produktionsverfahren.«

»Puh. Ich nehme nicht an, dass du irgendeine geniale CSI-Methode kennst, um das Zeug mit fetten Kerlen in roten Anzügen in Verbindung zu bringen, oder?«

»Noch nicht, aber zusammen mit der Batteriesäure deutet das darauf hin, dass es um eine Art industrielles Verfahren geht.«

»Wir sind vielleicht über Santas geheime Werkstatt gestolpert, die neuerdings neben Spielzeug auch Mondsteine produziert.«

»Frank, du hörst dich ein bisschen gestresst an.«

Tripp strich sich mit einer Hand über die glatte Hautfläche seines kugelförmigen Kopfes. »Tut mir leid. Ich hasse es, wenn man über mich lacht, und dieser Fall gibt mir das Gefühl, dass alle Welt sich auf meine Kosten köstlich amüsieren würde.«

»Das kenne ich. Aber mit einer Sache hattest du eindeutig recht.«

Tripp schaute ihn mit einem mürrischen Blick an. »So? Und womit?«

»Kriminalisten neigen dazu, Antworten zu geben, die sich anhören wie enzyklopädische Artikel.«

Tripp stutzte, und ein widerwilliges Lächeln hellte sein Gesicht auf. »So, so, dann habe ich wenigstens eine Tatsache klar erkannt.«

»Ihr nehmt mich doch auf den Arm«, murmelte Horatio, während er den Bildschirm seines PDAs anstarre.

»Du hast hoffentlich deine imprägnierte Hose dabei, H.«, sagte eine vertraute Stimme in seinem Ohr.

»Eric?«

»Ja. Ich habe sie überredet, mich mitarbeiten zu lassen. Sackheim und seine Leute sammeln alle Daten über die nächste Station, die sie kriegen können. Sie versuchen, herauszufinden, woher die Postings auf der Geocaching-Site gekommen sind. Da sind noch mindestens drei weitere, aber bisher haben sie nicht viel erreicht. Die Botschaften sind nicht nur kreuz und quer durch das Netz gejagt worden, sie sind auch geschickt verschlüsselt. Denen werden sie nie auf die Spur kommen.«

»Dann, schätze ich«, erwiderte Horatio und setzte die Sonnenbrille auf, während er zum Ausgang ging, »dass ich wohl einfach den Anweisungen folgen muss ... jedenfalls vorerst. Ich mache mich auf den Weg zur nächsten Zwischenstation.«

»Kann ich irgendetwas tun?«

Horatio trat hinaus in den strahlenden Sonnenschein, nickte dem Wachmann zu und ging zu seinem Hummer. »Im Moment nicht. Bleib in der Nähe und halt mich über alle neuen Entwicklungen auf dem Laufenden, und zwar, sobald sie eintreten.« Gemeint und verstanden, wenn auch nicht ausgesprochen, war: Behalte Sackheim im Auge und sorg dafür, dass er uns nichts verheimlicht. Horatio wollte nicht durch einen unnötigen Mangel an Informationen behindert werden, und er wusste, Delko würde aufpassen, dass so etwas nicht passierte.

»Wird gemacht, H.«, sagte Delko. »Mach dir keine Sorgen.«

Horatio steuerte den Hummer südwärts und bahnte sich so schnell wie möglich einen Weg durch den Verkehr auf dem Biscayne Boulevard, ehe er auf dem Highway die Stadt hinter sich ließ.

»Hast du eine Vorstellung, wohin das alles führen soll?«, fragte Delko.

»Zu mindestens drei weiteren Orten, wenn die Anzahl der Nachrichten etwas zu bedeuten hat. Aber das ist nicht das Problem.«

»Es gibt keine Lösegeldforderung.«

»Genau. Entweder wissen sie noch nicht, was sie wollen, oder wir bekommen es hier mit einer ziemlich scheußlichen Sache zu tun.«

»Ja. Ich kann das auch nicht so ganz verstehen. Die meisten Entführer planen ihre Vorgehensweise im Voraus, und die Geocaching-Botschaften beweisen, dass sie sich viele Gedanken gemacht haben. Aber der Tatort und das Ausbleiben einer Lösegeldforderung legen den Verdacht nahe, dass die Geiselnnehmer Zeit schinden wollen.«

»Die Wahrheit liegt vermutlich irgendwo dazwischen, Eric. Wenigstens wissen wir jetzt, dass Pathan noch lebt.«

»Oder gelebt hat, als die Aufnahme aufgezeichnet wurde.«

»Ich glaube nicht, dass sie ihn jetzt schon umbringen wollen. Solange er am Leben ist, können sie ihn als Druckmittel benutzen, und früher oder später werden sie uns schon erzählen, was sie wollen.«

Wolfe starrte auf den Bogen Papier in seiner Hand. »Das glaube ich nicht.«

Valera zuckte mit den Schultern. »Was willst du jetzt von mir hören? Ich habe es drei Mal überprüft. Die Proben, die du mir gebracht hast, passen nicht zusammen.«

»Also hatte Monica Steinwitz keinen Sex mit Kingsley Patrick.«

»Das weiß ich nicht. Aber falls sie Sex mit ihm hatte, kann ich es nicht beweisen.«

»Danke, Valera. Ich werde Frank die Neuigkeit überbringen.«

Wolfe verließ das DNS-Labor und überlegte, was er von der neuen Information halten sollte. Wenn Steinwitz nicht mit Patrick geschlafen hatte, dann musste die geheimnisvolle Amelia Claus seine Sexpartnerin gewesen sein. Sie hatte auch die E-Mails von dem verlassenen Geschäftsgebäude aus verschickt, wo sie zudem mit Yttriumoxid hantiert hatte – um was zu tun? Yttrium wurde manchmal bei der Herstellung von Lasern benutzt. Vielleicht baute sie einen Todesstrahler zusammen ...

»Ich denke schon wie Frank«, murmelte er vor sich hin.

»Hi, Ryan«, sagte die ergraute Empfangsdame, die sich ihm grinsend in den Weg stellte. Er blieb stehen. Dann fiel ihm auf, dass sie nach oben zeigte.

Auf den Mistelzweig direkt über seinem Kopf.

Die Hinweise auf der Geocaching-Site ließen Horatio ahnen, was die nächste Etappe auf seiner Reise mit sich bringen würde. Aber ahnen war das eine, wissen das andere.

Alligatoren. Nicht einer, nicht ein Dutzend, nicht zwanzig oder dreißig oder sogar fünfzig, sondern Hunderte, verteilt auf einen schmalen Streifen weißen Sands, nebeneinander oder übereinander, als hätten sie sich alle angestellt, um Karten für irgendein Konzert zu kaufen, und wären beim Warten im Sonnenschein eingeschlafen. Von dem gelegentlichen Zucken eines Schwanzes oder eines Augenlids abgesehen, lagen sie regungslos und wie benommen in der Hitze Floridas. In dem großen, mit grünlichem Schaum bedeckten Tümpel neben der Sandfläche waren noch mehr von ihnen. Einige ließen sich treiben, andere bewegten sich gemächlich durch das von Algen überwucherte Wasser. Alle waren nahezu gleich groß, etwa zwei Meter zehn bis zwei Meter vierzig lang.

»Beeindruckender Anblick, nicht wahr?« Die Frau, die die Worte ausgesprochen hatte, trug Kakishorts und ein kurzärmeliges Hemd. Ihr braunes Haar kräuselte sich unter einem Tropenhelm mit der Aufschrift *Gator Paradise*. Der Name, der rechts auf ihrer Brusttasche zu lesen war, lautete: BETH.

Horatio starrte durch den Maschendrahtzaun zu den Krokodilen hinüber, die sich wenige Schritte entfernt sonnten. »Allerdings«, sagte er und zog den PDA aus der Tasche.

»Es gibt in Florida inzwischen dreißig Alligatorenfarmen«, fuhr Beth fort. »Sie produzieren pro Jahr hunderttausend Pfund Fleisch und über siebzehntausend Häute. Und Farmen wie diese sind auch für die Öffentlichkeit zugänglich und erzielen zusätzliche Einnahmen als Touristenattraktion.«

Ein großes Schild am Zaun forderte: »Bitte die Alligatoren nicht füttern«. Horatios Aufmerksamkeit richtete sich aber auf ein zweites, kleineres Schild, einem kunststofflaminierten Bogen Papier, der am unteren Rand des ersten Schildes angenagelt war. Es enthielt ein Foto von einem kleinen Haufen von Ge-

genständen, die aussahen wie korrodierte Metallteile. Unter dem Foto stand zu lesen:

ALLIGATOREN ESSEN BEINAHE ALLES:  
VIELE LEUTE WERFEN KLEINE GEGENSTÄNDE  
(MÜNZEN) IN DAS GEHEGE. DIESE MÜNZEN  
SAMMELN SICH IM BAUCH DER ALLIGATOREN  
UND WERDEN VON IHREN VERDAUUNGSSÄFTEN  
ZUM TEIL AUFGELÖST. DADURCH WIRD ZINK  
IM KÖRPER DES TIERES FREIGESETZT UND FÜHRT  
ZU EINER TÖDLICHEN VERGIFTUNG.

BITTE WERFEN SIE KEINE MÜNZEN IN DAS GEHEGE!

»Ich nehme nicht an, dass Zink besonders gut schmeckt«, sagte Horatio.

Beth lächelte. »Sie würden staunen, was die Leute alles an sie verfüttern. Das Verdauungssystem eines Alligators ähnelt dem bestimmter Vogelarten. Sie schlucken Steine, die man, wenn sie erst verschluckt worden sind, Gastrolithen nennt. Sie bleiben im Körper und helfen den Tieren bei der Zerkleinerung von Knochen oder Schalen. Da Krokodile dazu neigen, Dinge im Ganzen hinunterzuwürgen, hat sich schon mehr als eine lebende Schildkröte im Schlund eines Alligators wiedergefunden.«

»Und manches von dem, was sie verschlingen, bleibt drin?«

»Aber ja. Einmal wurde ein Alligator mit einem zwanzig Zentimeter großen Ball aus fest verschlungenen Wurzeln im Bauch entdeckt. Das Tier konnte den Zellstoff in den Wurzeln nicht verdauen, und durch die natürlichen Kontraktionen wurden die Wurzeln zu einer Kugel geformt. Natürlich hat er die Wurzeln nicht absichtlich verspeist. Sie kamen vermutlich, während das Tier nach einem Fisch oder einer Schildkröte schnappte, in den Magen.«

Horatio blickte von dem PDA auf und betrachtete das Alligatorengehege. »Wie viele Alligatoren haben Sie hier?«

»Ungefähr tausend. In diesem Gehege ist ein Drittel des Bestands untergebracht.«

»Also ungefähr dreihundert mögliche Aufbewahrungsorte ... wenn Sie die Wahrheit gesagt haben.«

»Äh ... wie?«

»Beth, ich habe hier ein kleines Problem.« Horatio zog seine Marke hervor. »Ich habe Grund zu der Annahme, dass ein wichtiges Beweisstück eines Verbrechens von einem Ihrer Alligatoren verschlungen wurde. Nach meinen Informationen muss es einer der Alligatoren in diesem Gehege sein.«

Beth schaute irritiert. »Es ist ... im Körper? Wir haben einen Sicherheitsdienst hier. Es wäre eine Katastrophe, wenn jemand die Alligatoren dafür missbrauchen würde, um eine Leiche verschwinden zu lassen.«

»Nichts in dieser Art. Was ich suche, ist viel kleiner. Genauer gesagt, es ist eine Münze.«

Der Ausdruck auf Beths Gesicht wandelte sich in Skepsis. »Sind Sie sicher, dass man Ihnen keinen Bären aufgebunden hat?«

»Das Einzige, was derzeit sicher ist«, sagte Horatio, »ist, dass irgendjemand nicht will, dass diese Sache einfach abläuft.«

Alexx marschierte in das Labor, als wäre sie auf der Suche nach einem ehebrecherischen Gatten. Ihr finsterer Blick traf Calleigh, die dabei war, einige vergrößerte Fotos zu studieren, die vor einem Lichtkasten an der Wand befestigt waren.

»Ms Duquesne? Können wir uns kurz unterhalten?«

Die Schärfe in Alexx' Stimme entging Calleighs Aufmerksamkeit nicht. »Stimmt was nicht, Alexx?«

»Könnte man sagen. Ich habe gerade Besuch von einer extrem verzweifelten Solana Villanova erhalten. Sie will Weihnachten zu Hause verbringen, aber sie wird nicht abreisen kön-

nen, solange wir den Leichnam ihres Exmannes nicht freigeben. Das Problem ist, dass niemand zu wissen scheint, in wessen Zuständigkeit der Fall liegt. Ich habe gerade mit Frank Tripp gesprochen, und der hat behauptet, Ryan Wolfe würde jetzt daran arbeiten. Was ist los, Calleigh? Ihr spielt euch Hector zu wie einen Fußball.«

Calleigh zog den Kopf ein. »Tut mir leid, Alexx. Es ist immer noch mein Fall. Ryan hat mir nur einen Gefallen getan – ich schwöre es. Ich habe Hector Villanova nicht vergessen.«

»Tja, das hoffe ich. Kann ich den Leichnam freigeben?«

»Ja, das dürfte kein Problem sein. Tu das.«

»Danke.« Alexx machte kehrt und marschierte zur Tür hinaus, ohne sich zu verabschieden.

Calleigh fühlte sich nicht wohl dabei, aber sie wusste auch nicht, was sie sonst noch hätte sagen sollen. Je tiefer sie sich in dem Villanova-Fall vergrub, desto mehr Rätsel tauchten auf. Derzeit suchte sie eine Erklärung dafür, wie einer Leiche mittan im Sumpf die Hände mit einer ätzenden Substanz abgetrennt werden konnten, ohne dass Spuren zurückblieben.

Vielleicht gab es ein zweites Boot? Eines, in dem die Leiche verstümmelt worden war und das der Mörder dann dazu benutzt hat, den Sumpf wieder zu verlassen?

Es war möglich, aber wozu hätte der Mörder überhaupt zwei Boote benutzen sollen?

Vielleicht um Villanova zu isolieren. Um zu verhindern, dass in dem anderen Boot irgendwelche Spuren seiner Leiche entdeckt würden. Aber das ergab auch keinen Sinn. Warum sollte der Mörder die Leiche in ein anderes Boot gehievt haben, um ihr dort die Hände abzunehmen?

Sie seufzte. Das Problem war, dass sie nicht genug Informationen besaß. Wenn so etwas in einer laufenden Ermittlung geschah, gab es nur eine Lösung: Zurück an den Tatort.

Wie es aussah, war sie unterwegs ins Land der Alligatoren.

»Beth«, begann Horatio, »gibt es hier auf der Farm einen Metaldetektor?«

Die junge Frau nickte. »Wir haben sogar zwei – das ist eine der Methoden, mit denen wir die Alligatoren untersuchen, wenn wir fürchten, sie könnten etwas verschluckt haben. Aber das tun wir nur, wenn einer von ihnen wirklich krank ist.«

Horatio rieb sich den Nacken. »Und wie viele Leute arbeiten augenblicklich hier?«

»Äh ... sechs oder sieben, glaube ich.«

»Okay. Ich muss Sie bitten, mit Ihren Leuten jeden einzelnen Alligator in diesem Gehege zu überprüfen, und ich brauche die Ergebnisse sofort. Ist das möglich?«

»Sie alle zu überprüfen? Das wird aber eine ganze Weile dauern.«

»Das Leben eines Mannes steht auf dem Spiel, Beth.« Er deutete auf das Walkie-Talkie, das an ihrem Gürtel hing. »Rufen Sie her, wen immer Sie brauchen, und machen Sie sich an die Arbeit. Einverstanden?«

»Klar.« Sie löste das Walkie-Talkie vom Gürtel und sprach hinein. »Fred? Ich habe hier ein Problem ...«

Horatio drehte sich um und studierte das Gehege, während Beth ihrem Vorgesetzten die Lage erklärte. Eine der Echsen schien ihn zu fixieren, und die goldumrandeten Augen des Tiers glänzten in der Sonne. Die Form seines Mauls sah in Horatios Augen aus wie ein höhnisches Grinsen. Möchtest du wissen, was ich zum Abendessen verspeist habe? Warum kletterst du nicht einfach über den Zaun und siehst genauer nach?

»Ich könnte sterben«, murmelte er, »für ein Stück Kroko-dilsfleisch.«

»So«, sagte Caldwell, der gelackte FBI-Agent. »Sie arbeiten also in dem kriminaltechnischen Labor von Miami-Dade, was? Nette neue Bude habt ihr da.«

Delko lehnte sich zurück. »Ist ganz in Ordnung. Viel Glas, viele Metallstreben. Ich bin nicht sicher, ob es mich an ein Aquarium oder eher an eine Gefängniszelle erinnert.«

Caldwell lachte. »Ja. Naja, ich bin jedenfalls sicher, es ist besser als Quantico. Da kriegt man gerade so viel Licht ab, dass man glaubt, man würde in einem Kohlebergwerk arbeiten.«

»Wirklich? Sind Sie oft dort?«

Caldwell erhob sich von seinem Stuhl und ging zu dem Tisch, auf dem der Butler das Kaffeeservice aufgebaut hatte. »Eigentlich nicht. Ich wurde gerade nach Miami in die Außenstelle versetzt, und davor war ich in Nebraska. Eines kann ich Ihnen verraten, der Konkurrenzkampf um einen Posten in Miami ist hart.«

Delko grinste. »Tja, das Leben in dieser Stadt hat seine Vorteile.«

»Darauf wette ich. Allerdings kann ich mir von meinem Gehalt nicht viele davon leisten. Und die Freizeit? Man braucht ein Mikroskop, um die zu finden. Ein Rasterelektronenmikroskop.«

»Die verlangen ziemlich viel von euch, was?«

Caldwell schenkte sich Kaffee ein. Dann hielt er sich die Porzellantasse unter die Nase und atmete tief ein. »Ahhh ... Sie wissen ja, wie das ist. Wenn man einen harten Fall hat, arbeitet man, bis man ihn geknackt hat. Hat man keinen Fall, erledigt man den Papierkram.«

»Aber es gibt immer einen Fall.«

»Oh ja, es gibt immer einen Fall.« Caldwell trank gemächlich einen großen Schluck Kaffee. »Verdammt, ist der gut. Ich

habe in Nebraska so viel schlechten Kaffee getrunken, ich glaube, den Geschmack habe ich immer noch auf der Zunge.«

»Viel Überwachungsarbeit?«

»Ich habe meinen Teil abgekommen. Und Sie?«

Delko schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin von der Police Academy gleich zu dem Unterwasserleichenbergungsteam gekommen. Da gibt es nicht so viel zu überwachen.«

»Ich hab schon ein paar Wasserleichen gesehen. Ich beneide die Leute nicht, deren Job es ist, so etwas einzusammeln.«

Delko stand auf und holte sich ebenfalls einen Kaffee. »Na ja, ich mache immer noch Unterwasserbergungen, aber als Kriminalist muss ich ein viel größeres Gebiet abdecken. Das wird nie langweilig, das kann ich Ihnen sagen.«

»Sind Sie deswegen umgestiegen?«

»Zum Teil, aber hauptsächlich lag es an Horatio.«

Caldwell trank noch einen Schluck Kaffee. »Wie kam's?«

Delko zuckte mit den Schultern. »Er ist der beste Cop, den ich kenne. Manche Leute kommen aus den falschen Gründen zur Polizei. Sie wollen Macht haben und respektiert werden. Sie kennen die Sorte bestimmt. Andere sind Traumtänzer und glauben, sie würden die Welt verändern. Nach ein paar Berufsjahren sind sie so bitter wie ... wie der Kaffee, über den sie ständig meckern. Ist nicht gegen Sie gerichtet.«

Caldwell grinste. »Schon klar.«

»Jedenfalls fällt Horatio in keine der beiden Kategorien. Er sorgt sich um die Menschen, schafft es, gleichzeitig Idealist und Realist zu sein. Er ist weniger daran interessiert, die bösen Jungs zu bestrafen, als daran, die Leute vor ihnen zu schützen.«

»Darum geht es doch immer, nicht wahr?«, erwiderte Caldwell. »Die Welt ein bisschen sicherer zu machen. Das ist jedenfalls der Grund, warum ich zum FBI gegangen bin.«

»Wie arbeitet es sich so für Sackheim?«, fragte Delko und blies in seinen Kaffee.

»Etwa so, wie Sie es schon vermuten. Immer brav die Vorschriften beachten. Höllisch dickköpfig.«

»Kein Wunder, dass er und Horatio sich bekriegen. Horatio ist der dickköpfigste Mensch, der mir je begegnet ist«, sagte Delko. »Wenn der sich erst einmal in eine Sache verbissen hat, kann man alles andere vergessen. Er ist wie ein Pitbull.«

»Toll. Ein Pitbull und ein Bürokrat, und wir stehen mitten drin.« Caldwell seufzte. »Tun Sie mir einen Gefallen, ja? Wenn sie anfangen, sich gegenseitig anzuknurren, erschießen Sie mich, bitte. Genau zwischen die Augen.«

»Klar«, antwortete Delko und lachte.

Sie hatten mit einhundertzweiundfünfzig Alligatoren gekämpft, bis sie fündig wurden.

Jeder Alligator musste isoliert und zu Boden gedrückt werden, ehe er mit einem stabförmigen Metalldetektor, wie er auch von den Sicherheitsleuten am Flughafen benutzt wurde, untersucht werden konnte. Obwohl sie zwei Mannschaften bilden konnten, stellte diese Aufgabe eine lange, mühselige Geduldsprobe dar. Horatio wusste, er hätte die Dinge beschleunigen können, wenn er ein paar Leute zur Unterstützung angefordert hätte, aber das war von den Entführern ausdrücklich untersagt worden.

Inzwischen war es vollständig dunkel, und sie mussten Halogenlampen aufstellen, um für genügend Licht zu sorgen. Kühle Nebelschwaden trieben vom Wasser zu ihnen herüber, und Horatio fror bis auf die Knochen. Das Letzte, was er gegessen hatte, war ein fettiger Hotdog an einem Imbissstand vor einigen Stunden.

»Lieutenant Caine?«, rief eine Stimme. »Ich glaube, wir haben etwas.«

Horatio informierte Delko über seinen Sender. »Bleib dran, Eric«, wies er ihn an. Dann ging er zu dem kleineren, ebenfalls

mit Maschendraht gesicherten Pferch neben dem großen Gehege. Dort waren die Alligatoren einzeln eingesperrt und gesannt worden. »Was haben Sie gefunden?«

Beth wischte sich den Schweiß mit der Rückseite eines Handschuhs von der Stirn. »Der Detektor ist auf etwas gestoßen, vielleicht ist es das, was Sie suchen.«

»In Ordnung«, antwortete Horatio und stemmte die Hände in die Hüften. »Und was jetzt?«

»Wird gespült.« Beth deutete auf ein langes Brett, das an der Wand des Pferchs lehnte. »Wir schnallen ihn dort fest, sorgen dafür, dass sein Kopf tiefer liegt als der Schwanz, stecken ihm ein PVC-Rohr ins Maul und stellen einen Eimer drunter. Wenn er zubeißt, kleben wir ihm das Maul um das Rohr herum zusammen und schieben einen Schlauch durch das Rohr in seine Kehle. Dann pumpen wir ein bisschen Wasser in ihn hinein, so viel, dass sein Bauch aufquillt. Danach drücken wir auf beiden Seiten dagegen. Und was immer drin ist, kommt dann raus.«

»Und wenn nicht?«

»Dann spülen wir noch ein Mal. Wenn es nach dem dritten Spülgang nicht raus ist, müssen wir ihn aufmachen. Er wird intramuskulär mit einer Medetomidin-Ketamin-Kombination ruhig gestellt und wir warten, bis er eingeschlafen ist.«

»Wie lange dauert das?«

»Mindestens eine Stunde, aber das variiert mit der Größe des Tieres. Es kann bis zu vier Stunden dauern.«

»Dann hoffen wir mal, dass wir nicht so weit gehen müssen.« Das Erbrochene eines Alligators zu durchwühlen, dachte Horatio, geht schon weit genug.

Der Prozess spielte sich so ab, wie Beth ihn vorhergesagt hatte. Beim zweiten Spülgang entdeckte Horatio zwischen halb verdauten Fischen und dem Wasser, das sich in den Eimer ergoss, einen kupferfarbenen Schimmer.

Er griff hinein und zog einen Gegenstand hervor. Es war eine Geocaching-Münze aus Metall mit einem signifikanten Logo: einem Hammer und einer Sichel. Auf der anderen Seite war eine Reihe von Zahlen und Buchstaben zu sehen.

»Ist das nicht ein russisches Symbol?«, fragte Beth, die Horatio über die Schulter blickte.

»Ja, ist es«, antwortete Horatio. »Beth, vielen Dank für Ihre Hilfe. Ich weiß, wie störend das gewesen sein muss.«

»Eigentlich war es irgendwie aufregend. Auf jeden Fall eine nette Abwechslung zu der üblichen Routine. Aber ich bin auch froh, dass wir nicht alle dreihundertfünfzig haben untersuchen müssen.«

»Ich nehme an, die Alligatoren wissen das auch zu schätzen«, sagte Horatio lächelnd. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss eine Botschaft in Empfang nehmen.«

*Hallo, Mr Caine. Herzlichen Glückwunsch, Sie haben die Münze gefunden. Wir waren nicht sicher, ob Sie es schaffen würden. Wie viele Tiere mussten Sie dafür umbringen?*

*Nicht, dass das etwas ausmachen würde. Ihnen bestimmt nicht. Man kann das Leben wie eine Ressource ausbeuten, nicht wahr? Ob es um Fleisch, Kleidung oder Sklavenarbeit geht, macht keinen Unterschied. Wir sind überzeugt, dass Sie, wenn Sie knietief in dem Blut und den Innereien geschlachteter Tiere stehen, keine schlimmeren Schuldgefühle erleiden, als wenn Sie in ihrem Lieblingsrestaurant ein Steak bestellen.*

*Und wozu? Um das Leben eines Mannes zu retten, nur weil sein Vater reich ist? Würden Sie auch ohne Geld und ohne Beziehungen so weit gehen?*

*Wir wissen, wie Ihre Antwort lauten würde, wenn wir diese Frage von Angesicht zu Angesicht stellen würden. Und es wäre eine Lüge.*

*Haben Sie heute auf der Alligatorenfarm irgendwelche Kinder bemerkt? Waren die Kleinen aufgeregt, als sie die großen*

*Biester gesehen haben? Haben Sie ihnen erzählt, dass jedes Tier des Profits wegen ermordet werden würde?*

*Nein. Sie haben ihnen Lügen erzählt, haben ihnen über den Kopf gestreichelt und so getan als sei dieser Ort ein Zoo.*

*Dies ist ein Land der Falschheit. Wir belohnen unsere besten Lügner, indem wir sie zu unseren Anführern machen. Und die, die nicht lügen? Was passiert mit denen, Mr Caine?*

*Das ist eine Frage, mit der Sie sich beschäftigen sollten. Das ist die Wahrheit, die Sie suchen sollten.*

*Aber das ist nicht das, was Sie wollen. Sie wollen das nächste Puzzlestück finden. Was für eine traurige Gestalt Sie doch sind, Mr Caine. Sie können immer nur einen kleinen Teil der Wahrheit auf einmal erkennen, Schnipsel und Fragmente der Wirklichkeit, und dabei bilden Sie sich ein, das würde Ihnen das Verstehen erleichtern. Aber das tut es nicht.*

*Ehe wir fertig sind, werden auch Sie die Wahrheit erkennen.*

*Wir haben Ihnen ein verlogenes Versprechen gezeigt und die Wahrheit hinter einer Lüge. Nun müssen Sie die Unschuld unter der Sünde finden, um eine Münze aus einem anderen Reich aufzuspüren. Wenn Sie das erledigt haben, werden Sie begreifen, was wir wollen.*

Dann folgte eine Liste mit GPS-Koordinaten. Horatio gab die Information an Eric weiter.

»Hast du das, Eric?« Horatio hatte die Botschaft mit dem Code freigeschaltet, der auf der Münze vermerkt war. Er wusste, das FBI tat in Khasib Pathans Villa das Gleiche.

»Ja«, sagte Delko. »Die Koordinaten liegen in South Beach, gleich an der Collins. Um genau zu sein, mitten in einem Klub namens *Afterpartylife*. Sehr beliebt bei den oberen Zehntausend. Auf die Gästeliste zu kommen ist schwerer, als die Telefonnummer des Präsidenten zu erfahren.«

»Mich werden Sie reinlassen«, wusste Horatio. »Es ist genau das, was ich nach einem langen Tag im Kampf gegen Alligatoren brauche – ein bisschen Zeit mit den Reichen und Schönen.«

»Alles in Ordnung, H.? Du hörst dich erschöpft an.«

»Mir geht es gut, Eric. Aber du musst etwas für mich überprüfen, während ich unterwegs bin.«

»Sicher. Worum geht es?«

»Versuch herauszufinden, ob Abdus Sattar Pathan je im Freedom Tower, auf der Alligatorenfarm oder in dem Klub, zu dem ich unterwegs bin, aufgetreten ist.«

»Schon dabei.«

»Und ich«, sagte Horatio, »werde mich ein bisschen unter die Leute mischen.«

*Afterpartylife* war, sogar gemessen an den Verhältnissen von Miami, unverhältnismäßig teuer.

Der Klub war ein dreistöckiges Gebäude, das auf der mittleren Etage einen Pool hatte, umgeben von weißem Sand und angestrahlt von UV-Licht. Das Wasser selbst glühte türkisblau. Die Wände des Pools waren transparent, und das Licht fiel bis in das darunterliegende Stockwerk, das als Höhle dekoriert war. Kristalline Stalaktiten wuchsen von der Decke herab und hingen über den dick gepolsterten roten Ledersofas. Ein sanftes scharlachrotes Licht ergoss sich über die Szenerie.

Die oberste Etage besaß einen Tanzboden aus Glas oder irgendeinem ultrastarken transparenten Harz, sodass diejenigen, die im Pool waren, den Leuten über sich beim Tanzen zusehen konnten. Nebelmaschinen erzeugten künstliche Wolken, um die Illusion aufkommen zu lassen, sich im Himmel zu befinden. Hier liefen die Bediensteten wie Engel gekleidet herum, während unter der Decke unsichtbare Drähte bunte Stoffpapageien durch die Luft zogen.

Horatio befand sich in der oberen Etage und blickte durch den transparenten Boden hinunter auf die Leute, die im Pool spielten. In der Mitte des Pools gab es eine Bar, eine kleine tropische Insel, bevölkert von Barkeepern in Badekleidung.

Horatio studierte die Bar und ihre Gäste. Die Unschuld unter der Sünde, dachte er. Das Obergeschoss repräsentiert den Himmel, das Untergeschoss die Hölle – womit die Unschuld über der Sünde läge, nicht unter ihr.

Andererseits, dachte er weiter, kann man den ganzen Laden als sündig betrachten, besonders, wenn man so streng urteilt wie die Entführer. Also was liegt unter dem Hades?

Horatio wusste, dass es zumindest in der griechischen Mythologie noch etwas gab. Tartaros, den Ort, an dem Zeus die Titanen eingesperrt hatte, nachdem sie besiegt waren. Das war ein Ort, der angeblich noch schlimmer war als der Hades – eine Unterwelt für Monster und abgesetzte Götter.

Tartaros war überdies der Ort, an dem die Strafe dem Verbrechen entsprach. Tantalus beispielsweise war in einem Teich mit klarem Wasser gefangen, und über ihm hingen die schönsten Früchte. Doch wenn er sich bückte, um zu trinken, zog sich das Wasser zurück, und wenn er sich nach den Früchten streckte, glitten auch diese aus seiner Reichweite. Die Bedeutung des englischen Wortes *›tantalize‹* spielte auf diese Geschichte an und hieß deshalb nichts anderes als quälen oder peinigen. Und das Verbrechen, das Tantalus verübt hatte? Er hatte die Götter zu einem Mahl eingeladen und ihnen seinen eigenen Sohn zum Essen vorgesetzt, um ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen.

Horatio studierte den Pool unter seinen Füßen, betrachtete eine Schale mit frischen Früchten auf einem kleinen Marmorpodest in der Nähe und ließ dann den Blick weiterschweifen zu

den Tänzern auf dem Tanzboden. Also schön, wer in Tartaros ist unschuldig, und wie wird er bestraft?

Sein Blick fiel auf die Barkeeper.

Der junge Mann, von dessen Körper Wasser auf den Boden perlte, war muskulös und hatte einen braunen Teint. Er trug weite Shorts mit einem Blumenmuster und hatte sich als Connor Kincaid vorgestellt. Dann führte er Horatio hinunter in die unterste Ebene, in der junge Frauen in hautengen, scharlachroten Kostümen und Teufelshörnern Getränke servierten, während die Gäste auf den vielen Sofas herumlungerten. Sanfte Elektro-Musik ertönte aus verborgenen Lautsprechern. »Hier kommen die Leute her, wenn sie sich entspannen wollen«, erklärte Connor ihm. »Trotz der ganzen infernalischen Höllen-Deko.«

Connor hatte sich unterwegs ein weißes Handtuch geschnappt und war nun lebhaft damit beschäftigt, sich abzutrocknen. »Sie heizen den Pool und drehen die Klimaanlage auf. Wenn man nass wird, kühlst man schnell aus. Und wenn man auf der Insel arbeitet, wird man ständig nass. Sie geben den Kunden diese monströsen Wasserpistolen zum Spielen. Das ist ein Riesenspaß für die Kunden.«

»Aber weniger für die Angestellten, die ständig unter Beschuss stehen.«

»Und da niemand Geld im Badeanzug mit sich herumschleppen will, verteilt der Klub Plastikkarten an Umhängebändern, mit denen man die Drinks bezahlt. Die Drinks, nicht den Barkeeper. Es gibt kein Trinkgeld. Leute, die sich nichts dabei denken würden, einen Zwanziger auf den Tisch zu knallen, rücken keine zehn Cent raus, wenn sie den Betrag über eine Tastatur eingeben müssen.«

»Also gibt es auf der Insel kein traditionelles Trinkgeldglas? Nichts, worin man Münzen aufbewahren könnte?«

Connor legte sich das Handtuch um den Hals. »Ne. Die einzigen Münzen, die ich zu sehen bekomme, sind die, die mir die Leute auf den anderen Ebenen am Ende der Schicht von ihrem Trinkgeld abgeben. Die wissen, wie hart die Arbeit auf der Insel ist.«

»Nur noch eine Frage, wenn es Ihnen nichts ausmacht: Welche Regeln gibt es in Bezug auf persönliche Beziehungen zur Kundenschaft?«

Connor verdrehte die Augen. »Absolut tabu. Einer der Läden weiter unten an der Straße hat sich eine Klage eingehandelt, weil ein Barkeeper eine Studentin während ihrer Ferien befummelt hat, und seitdem heißt es strikt: Hände weg! Sie haben sogar eine Kellnerin gefeuert, die ein bisschen zu freundlich war, nur um zu zeigen, dass sie es ernst meinen.«

Kein Verkehr mit den Göttern, dachte Horatio. Nahe genug, um Tantalusqualen zu erdulden. Gefangen zwischen Himmel und Hölle, aber nicht wegen einer bösen Tat. Ein Unschuldiger ...

Horatio bedankte sich und überließ ihn wieder seiner Arbeit. Dann saß er da, das Kinn auf die Hand gestützt, und dachte: Irgendetwas entgeht mir hier.

»Nichts entdeckt, H.?«, hörte er Delko in sein Ohr sprechen. Wie ein unsichtbarer Freund, dachte Horatio. Oder vielleicht ein griechischer Chor.

»Noch nicht«, gab Horatio zu. »Wie steht es bei dir?«

»Nichts im Freedom Tower, aber der Brillante Batin hatte vor sechs Monaten einen Auftritt bei *Gator Paradise*. Und im *Afterpartylife* auch, der Laden gehört einem Offshore-Konsortium, aber ich stoße auf Probleme, wenn ich genauere Informationen einholen will.«

»Probleme welcher Art, Eric?«

Delko zögerte. »Schwer zu sagen, H. Könnte nur ein Zufall sein, aber einige Datenbanken, auf die ich ohne Schwierigkei-

ten zugreifen sollte, scheinen Probleme machen. Ich lande ständig in irgendwelchen Sackgassen. Verstehst du?«

»Ja, das tue ich.« Delko hatte es nicht über den FBI-Kanal aussprechen wollen, aber Horatio verstand genau, was er meinte. Er meinte die Art von Problemen, die auftauchten, wenn jemand nicht wollte, dass man Nachforschungen anstellte. Jemand, der demselben Machtgefüge angehörte.

Jemand im Verwaltungsapparat.

Er nahm seinen PDA zur Hand und rief eine Webseite auf, um in einer Datenbank für griechische Mythologie zu recherchieren. Tartarus hatte, wie es schien, den Gastgeber für eine ganze Reihe berühmter Verbrecher gespielt, zu denen auch eine Figur namens Ixion gehörte. Als Horatio den Bericht über das Vergehen und über die Bestrafung des Mannes las, schüttelte er den Kopf und stand lächelnd auf.

Er kehrte zurück auf die mittlere Ebene. Die weiße Sandfläche rund um den Pool war etwa drei Meter breit. Horatio betrat den Sand und ging zum Pool. Dort ließ er sich auf ein Knie sinken und bohrte seine Hand in den Sand. Er drückte sie so tief wie möglich hinein, bis sein Handballen den Boden berührte. Fünfundzwanzig Zentimeter, ungefähr.

»Eric? Ich glaube, ich weiß, wo unsere nächste Münze ist.«

»Wo?«, fragte Sackheims barsche Stimme.

»Vergraben in einem künstlichen Strand.« Horatio beschrieb ihm, wo er war.

»Wir besorgen Ihnen einen Metalldetektor. Sie werden den Strand durchsuchen müssen«, gab Sackheim zurück. »Das dürfte nicht mehr als eine Stunde dauern ...«

»So einfach wird es uns unser Täter nicht machen«, entgegnete Horatio. »Die vorangegangene Botschaft bezog sich auf >eine Münze aus einem anderen Reich<. Wenn sie aus Holz oder Plastik besteht, werden wir jeden Kubikdezimeter durchsieben müssen.«

»Dann werden Sie das eben tun«, sagte Sackheim. »Und wenn es die ganze Nacht dauert.«

»Und das genau ist es, was unser Freund will. Er vergeudet unsere Zeit mit Absicht.«

»Zu welchem Zweck?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber ich werde Ihnen sagen, was ich weiß. Unser Entführer ist viel zu sehr von seiner eigenen Cleverness geblendet. Die letzten beiden Orte hatten einen metaphorischen Bezug zu Miami, dies hier soll das Jenseits repräsentieren, genauer gesagt die mythologische Version davon – nämlich Tartaros.«

»Und was will er uns damit sagen? Dass Pathan bereits tot ist?«

»Das glaube ich nicht. Eine der gefangenen Seelen in Tartaros ist ein Mörder namens Ixion. Er war der erste Griecher, der einen seiner eigenen Verwandten getötet hat.«

»Und?«

»Und damit ist Ixion die griechische Version von Kain. Möchten Sie wissen, auf welche Art er bestraft wurde?«

»Ich kann es kaum erwarten.«

»Er wurde auf ein Rad gespannt und verdammt, sich immer wieder im Kreis zu drehen.«

»Sie lesen da ziemlich viel hinein, Lieutenant«, sagte Sackheim. »Ich habe einige Leute dafür abgestellt, die Daten kubanischer Flüchtlinge durchzugehen und sich die Festnahmen anzuschauen, die in einer Beziehung zu dem Freedom Tower stehen. Außerdem war auf der letzten Münze ein kommunistisches Symbol eingeprägt, was noch einmal in eine ganz andere Richtung weist. Vielleicht hängt das Motiv unserer Entführer mit einem dieser Faktoren zusammen.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Horatio. »Kriminelle, die auf eine politische Wirkung aus sind, sind nicht gerade für ihre Subtilität oder ihre Geduld bekannt. Bisher wissen wir

weder, wer sie sind, noch, was sie wollen – und während der erste Punkt logisch erscheint, scheint der zweite sinnlos. Sie wollen, dass wir raten, und das ist genau das, was wir tun.«

»Das FBI rät nicht, Lieutenant. Das FBI zieht Schlüsse aus Daten, die ermittelt wurden.«

»Auf der Basis falscher Daten ist das reine Zeitverschwendungen«, erklärte Horatio. »Die einzigen Daten, die wir im Moment erhalten, sind die, die man uns häppchenweise zukommen lässt.«

»Und das schmeckt Ihnen nicht? Wie schade. Sie wollten an dem Fall beteiligt werden, und sind es auch – aber ich leite die Ermittlungen. Welche Informationen die Untersuchung auch zutage fördert, sie werden gründlich ausgewertet, und ich werde meine Entscheidungen auf der Basis dieser Ergebnisse fällen. Ist das klar?«

»Kristallklar.«

Horatio zog den Ohrhörer heraus und ließ ihn in den Pool fallen.

Später machte sich Horatio Vorwürfe für das, was dann geschah.

Er hatte den Klub verlassen. Er wusste nicht, wo und wie er Antworten finden konnte, aber sicher nicht dadurch, dass er ein paar Tausend Tonnen Sand siebte.

Sackheim erfuhr natürlich in dem Moment, in dem Horatio auf die Straße trat, dass er den Klub verlassen hatte. Er war die ganze Zeit von FBI-Agenten beschattet worden, die ihm außer Sichtweite gefolgt waren. Sackheim schickte einen Ersatzmann in den Klub, einen Agenten namens Hargood mit einer roten Perücke, die nicht einmal einen Blinden in drei Blocks Entfernung hätte täuschen können. Der FBI-Agent hatte einen Metallendetektor bei sich, um die Arbeit zu tun, die Horatio als nutzlos erachtet hatte.

Metalldetektoren konnten durch die Erzeugung eines starken elektromagnetischen Felds bei Geräten in der näheren Umgebung einen Stromfluss bewirken, worauf diese reagierten – wie beispielsweise der elektronisch gesteuerte Zünder einer Bombe, die auf halbem Wege zum Pool im Sand vergraben war.

Hargood war sofort tot. Sieben Gäste des Klubs wurden durch Splitter verletzt, zwei von ihnen schwer. Drei weitere Personen starben beim Versuch, den Club zu verlassen, sie wurden von der panischen Menge zu Tode getrampelt.

Keine Stunde später stand Horatio erneut vor dem *Afterparty-life*, diesmal jedoch im Schein des kreisenden roten Lichts der Leuchten auf dem Dach der Einsatzfahrzeuge. Das Jaulen näher kommender Sirenen klang in seinen Ohren wie der Chor der Verdammten.

Er hörte Delkos Stimme hinter sich. »Das ist nicht deine Schuld, H.«

Horatio drehte sich nicht um. »Nicht? Diese Bombe war für mich gedacht. Der einzige Grund, warum ich nicht gerade auf einer Krankentrage rausgeschleppt werde, ist, dass ich weggegangen bin.«

»Das war die richtige Entscheidung, Horatio. Das weiß du.«

»Das Einzige, was ich im Moment weiß, Eric, ist, dass vier Leute tot sind und sieben weitere im Krankenhaus.« Horatio drehte sich endlich um und blickte Delko in die Augen. »Das und die Tatsache, dass ich diesen Hurensohn festnageln werde.«

Wolfe hatte beschlossen, Weihnachten zu ignorieren. Keine Geschenke mehr, keine Weihnachtslieder und vor allem keine Weihnachtsmänner. Von nun an würde er sich gegen Ende November nur noch eine hübsche, feuchte Höhle suchen und dort bis zur ersten Januarwoche bleiben. Das verkündete er im Labor gegenüber Calleigh. Sein Tonfall verriet Entschlossenheit, gewürzt mit einer vagen Traurigkeit, die er für besonders ergreifend hielt, was ihm im Gegenzug ein gemurmeltes »Aha« einbrachte.

»Wenn du die Stirn noch krauser ziehst, kannst du dir bald einen Hut aufschrauben«, sagte Wolfe. »Was ist los?«

»Es ist dieser verdammte Villanova-Fall«, erklärte Calleigh. »Ich war noch einmal am Tatort und habe tonnenweise Fotos gemacht. Ich habe die ganze Umgebung mit einem feinzinkigen Kamm durchgekämmt. Ich war überall, nur nicht im Wasser. Und jetzt frage ich mich, warum ich mir überhaupt die Mühe gemacht habe. Da gibt es einfach nichts Neues – zumindest nichts, das ich sehen könnte.«

»Vielleicht bist du die Sorgen bald los.«

»Warum? Willst du sie mir etwa abnehmen?«

Wolfe schüttelte den Kopf. »Nein, aber H. vielleicht. Er hat Delko beauftragt, sich um den Bombenanschlag in dem Nachtclub zu kümmern, deshalb fehlt ihm jetzt jemand in dem Entführungsfall. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er unter diesen Umständen eine seiner Spitzenträger auf der Bank sitzen lässt.«

Calleigh legte erneut die Stirn in Falten. »Dann kennst du Horatio nicht sehr gut.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, ich sitze nicht auf der Bank, Ryan. Ich untersuche einen Fall. Und dieser Fall ist genauso wichtig wie jeder andere. Ein Mann hat sein Leben verloren, und es ist unser Job, herauszufinden, wie und warum. Horatio wird das nicht plötzlich vergessen. Der Bombenanschlag ist nur eine weitere Facette des Entführungsfalles, und wenn sich die Dinge nicht drastisch ändern, wird Eric beides bearbeiten müssen.«

»Ich schätze, ich sollte mich lieber auf meinen eigenen Fall konzentrieren.«

»Gute Idee.«

»Habe ich das schon erwähnt, dass ich diesen Fall hasse?«

»Einige Male.«

»Ich meine, da ist wirklich alles drin, mit Ausnahme explodierender Weihnachtsbäume. Besoffene, sexgierige Weihnachtsmänner, Verdächtige, die nach Rentieren benannt wurden, vergiftete marinierter Heringe, mörderische Schneemänner ...«

»Mörderische Schneemänner?«

Wolfe ließ einen tiefen, theatralischen Seufzer erklingen. »Na schön, die habe ich gerade erfunden. Aber die lauern bestimmt im Hintergrund, bewaffnet mit Yttrium betriebenen Laserwaffen und rasiermesserscharfen Eiszapfen, du wirst schon sehen.«

Calleigh lächelte. »Ich sehe im Moment nur jemanden, der beinahe genauso ratlos ist wie ich. Deine Spur hat nichts ergeben?«

»Nein. Wir haben gefunden, was wir gesucht haben, aber wir können es nicht mit dem Opfer in Verbindung bringen.«

Sein Mobiltelefon klingelte. »Wolfe, CSI.«

»Mr Wolfe? Hier ist Valerie Blitzen. Mir ist gerade etwas eingefallen, das Santa Shaky zu mir gesagt hat, und ich dachte, Sie sollten das vielleicht wissen.«

»Was denn?«

»Der Name des Hotels, in dem er diese große Weihnachtsfeier besuchen wollte. Es war das *Byzantia*.«

Er bedankte sich und legte auf. »Da schau an«, sagte er.  
»Das Rentier hat mir gerade einen Tipp gegeben.«

»Dann solltest du ihr raten, vorsichtig zu sein.«

»Warum?«

»Weil«, entgegnete Calleigh in süßem Ton, »Killerschneemänner Informanten hassen.«

»Es war eine Landmine«, erklärte Delko seinem Boss. Er hatte die geborgenen Fragmente des Sprengkörpers vor sich auf dem Leuchttisch ausgebreitet. »Auch *Bouncing Betty* genannt.«

Horatio nickte. »Springmine. Wird durch eine kleine Treibladung in die Luft geschleudert, wo dann die eigentliche Ladung explodiert und so den Feind tötet.«

»Ja. Diese hier ist etwa auf Hüfthöhe explodiert und hat Hargood in zwei Teile gerissen.«

»Kannst du den Hersteller identifizieren?«

»Ich dachte erst, es wäre ein italienisches Modell, das *Val-sella Vlamara 69*. Aber bei näherem Hinsehen kann ich eindeutig sagen, dass sie es nicht ist, sondern eine Kopie davon. Eine Menge Staaten imitieren einfach erfolgreiche Entwürfe anderer Länder, so auch hier. Ich kann dir sogar sagen, wo sie herkam.«

»Lass mich raten, irgendwo aus dem Nahen Osten?«

»Irak.«

»Was ein Hinweis auf einen politischen Hintergrund wäre«, erwiderte Horatio. »Das Problem ist, dass es schon viel zu viele Hinweise gegeben hat ... Eric, wir müssen aufhören, das Spiel dieses Verbrechers mitzuspielen und anfangen, eigene Spielregeln aufzustellen. Ich bin die Schnitzeljagd allmählich leid.«

»Was schwebt dir vor, H.?«

»Etwas, worin wir richtig gut sind, Eric. Ein bisschen altmodisches Dosenkicken ... und es wird seine Dose sein, die wir kicken.«

»Vorbildlich«, bemerkte Agent Sackheim, der soeben mit vier weiteren Agenten im Schlepptau zur Tür hereinkam. »Einer meiner Männer ist tot, und Sie vergleichen das alles mit einem kindischen Zeitvertreib.«

»Agent Sackheim, ich bedauere zutiefst ...«, setzte Horatio an, aber Sackheim unterbrach ihn sogleich.

»Sparen Sie sich das, Caine. Ich habe den Fehler begangen, Sie und Ihre Leute an den Ermittlungen zu beteiligen, und das hat mich nun einen meiner Leute gekostet. Das war's.« Er nickte seinen Mitarbeitern zu, woraufhin diese anfingen, die Fragmente auf dem Tisch in Beweismittelkartons zu verstauen.

»Moment mal!«, rief Delko. »Sie können nicht einfach die ...«

»Ich kann und ich werde«, antwortete Sackheim. »Alles, was Sie haben, wird nach Quantico gebracht, wo sich kompetente Techniker damit befassen können. Da Lieutenant Caine offenbar das Interesse daran verloren hat, als Mittelsmann zu agieren, werden Ihre Dienste nicht länger benötigt. Schicken Sie mir innerhalb der nächsten Stunde sämtliche Akten zu dem Fall, oder ich schwöre Ihnen, ich werde Sie wegen Behinderung einer Bundesbehörde belangen.«

Delko wechselte einen raschen Blick mit Caldwell, dem FBI-Agenten, mit dem er sich in Pathans Haus unterhalten hatte. Caldwell zuckte kaum wahrnehmbar mit den Schultern und riss die Augen etwas weiter auf, als wollte er sagen: Was haben Sie erwartet?

»Ja«, sagte Delko. »Sicher. Wir erledigen das.«

»Und wenn Sie haben, weshalb Sie gekommen sind«, sagte Horatio und stemmte die Hände in die Hüften, »dann möchte ich, dass Sie und Ihre Leute mein Labor wieder verlassen.«

Wolfe kannte das *Byzantia Hotel* nicht. Er wusste, dass es schon eine Weile im Geschäft war, dass es eines der Art-déco-Bauwerke war, das als kostspielig galt, aber nicht in der gleichen Liga spielte wie die Megahotels am Ocean Drive. Der weihnachtliche Schmuck war keinesfalls übertrieben und bestand vorwiegend aus Lichterketten, die außerhalb des Gebäudes um die Palmstämme hingen.

Die Lobby erinnerte an eine Höhle mit einer weißen Gewölbedecke und einem altmodischen Kristalllüster. Wolfe sah sich um und bemerkte einen kleinen Weihnachtsbaum neben dem Empfangstresen, was in ihm ein unerklärliches Gefühl der Erleichterung auslöste.

Er studierte die verglaste Tafel an der Wand, auf der die bevorstehenden Veranstaltungen des Hotels angekündigt wurden. Am Weihnachtsabend wurde der Alexander-Ballsaal von etwas belegt, das sich Weihnachtsrummel schimpfte.

Er folgte den gravierten Messingschildern durch Gänge, bis er vor einer großen Doppelflügeltür angelangt war. Sie war drei Meter fünfzig hoch und aus mit Schnitzereien verzierter Eiche, daneben hing eine große, goldene Plakette mit der Aufschrift ALEXANDER-BALLSAAL.

Die Tür war nicht verschlossen. Er öffnete einen Flügel und trat ein.

»Ohhhh ... Mann«, keuchte er ermattet.

Wer immer den Begriff des Winter-Wunderlands geprägt hatte, musste an diesen Ort gedacht haben. Und wer immer an diesen Ort gedacht hatte, hatte mehr als nur kandierte Früchte im Kopf gehabt.

Blendend weiße Schneeflocken, hergestellt aus etwas, das die Konsistenz von Styropor hatte, bedeckten den Boden und waren seitlich an den Wänden zu Schneebergen von annähernd zwei Meter Höhe aufgeschichtet worden. Es schien ihm, als befände er sich in einem verwunschenen Tal in der Arktis.

Kleine Pfade waren in den Schnee gegraben worden, die zu den weihnachtlichen Freuden führten: Dutzenden von Ständen, aufgebaut aus Spielzeug, Weihnachtsbäumen oder Lebkuchen. Lebensgroße elektronische Rentiere schwenkten in einem Pferch aus Zuckerstangen die Köpfe hin und her, während Dutzende von aufblasbaren Schneemännern gemächlich durch die Luft schwebten, angetrieben von kleinen Elektromotoren. Dann und wann prallte einer gegen die Wand oder gegen einen anderen seiner Art und machte kehrt, bis er gegen das nächste Hindernis stieß.

Und in der Mitte des Saals war Santas Werkstatt.

Oder, wie Wolfe dachte, Santas Kolosseum. Es war aus etwas erbaut, das aussah wie weißer Marmor, aber vermutlich aus Styropor bestand, und wies mehr silberfarbenen Zierrat auf als ein alter Chevy. Vier dicke Säulen stützten ein kunstvolles Kreuzgiebeldach, das bis zur Decke des Ballsaals reichte. Darunter war eine mit rotem Samt ausgeschlagene Terrasse errichtet, auf der ein prachtvoller Plüschthron stand. Aus dem gewaltigen Neon-S, das in das Gewebe eingearbeitet war, schloss Wolfe, dass er für Santa gedacht sein musste – oder für Superman.

Keine der Ballsaallampen brannte, dennoch gab es mehr als genug Licht: bunte Lichterketten schlängelten sich um die Säulen, den Thron, die Stände und belegten praktisch jede verfügbare Fläche.

Plötzlich stieß einer der Schneemänner mit der Spitze zusammen, die Santas Heim krönte. Mit einem entmutigenden Zischen entwich die Luft, und eine Stimme rief: »Halt! Sofort alles anhalten! Licht an!«

Die Deckenbeleuchtung wurde eingeschaltet, und das prächtige, mehrfarbige Licht wechselte in die gleißende Helligkeit eines Supermarkts. Wolfe fiel zum ersten Mal der große, weiße Bildschirm am anderen Ende des Ballsaals auf, der hinter einer

podestartigen Bühne den größten Teil der Wand einnahm. Zwei schwarze, deckenhohe Vorhänge flankierten den Bildschirm, und hinter jedem trat ein Mann und eine Frau hervor, um sich in der Mitte der Bühne zu treffen.

Die Worte des Mannes waren laut genug, um bis an Wolfes Ohren zu dringen, als er sich den beiden näherte.

»Mein Gott, mein Gott, mein Gott!«, stieß der Mann aus. Er hatte ein schmales Gesicht, das von dem dünnen schwarzen Schnurrbart und dem glatt zurückgekämmten dunklen Haar noch mehr betont wurde. Während er ruhelos auf und ab ging, zupfte er nervös am Ärmel seines limonengrünen Hemds. »Chandra, warum haben wir das nicht kommen sehen? Ich meine, das hätte doch offensichtlich sein müssen, oder? Ich meine, hallo, die Hindenburg?«

Chandra war eine attraktive Frau mit brauner Haut, die über ihrer Jeans ein knappes, gelbes T-Shirt trug. In ihrem Nabel funkelte etwas Grünes, ebenso wie über ihrer Oberlippe. Sie hielt eine große Fernbedienung mit zwei Joysticks in der Hand.

»Ganz ruhig, Wiggy«, sagte sie. »Die Schneemänner sind mit Helium gefüllt, nicht mit Wasserstoff. Sie werden nicht explodieren. Wir werden einfach irgendein Schmuckstück an der Spitze anbringen, und alles ist wieder gut.«

»Entschuldigung«, unterbrach Wolfe. »Ich würde gern mit der Person sprechen, die für das alles hier verantwortlich ist.«

Der Mann drehte sich um und taxierte ihn. Offenbar gefiel ihm nicht, was er sah, denn er stöhnte sogleich auf. »Ohhh, nein. Es geht um die Blumen, richtig? Ich wusste, dass es ein Fehler war, so viele Schneeglöckchen zu dieser Jahreszeit zu ordern. Wir hätten uns einfach mit Weihnachtssternen zufriedengeben sollen ...«

»Es geht nicht um Blumen. Mein Name ist Ryan Wolfe. Ich bin Ermittler beim kriminaltechnischen Labor von Miami-Dade.«

»Das kriminaltechnische Labor?«, fragte der Mann nach.  
»Dazu fällt mir gar nichts ein.«

»Was können wir für Sie tun, Mr Wolfe?«, erkundigte sich Chandra. »Gibt es irgendein Problem?«

»Das ist keine einfache Frage. Ich meine, es gibt ein Problem, aber es ist mein Problem, nicht Ihres. Ich hatte gehofft, Sie könnten mir helfen.«

Der Mann verdrehte die Augen so weit nach oben, dass Wolfe fürchtete, er würde gleich in Ohnmacht fallen. »Also hören Sie, ich bin ja wirklich sehr dafür, dass ein jeder seine Bürgerpflichten erfüllt, aber haben Sie eine Ahnung, wie beschäftigt wir gerade sind? Haben Sie die?«

»Es wird nur eine Minute dauern.«

»Eine Minute, eine Minute. Es hat bereits eine Minute gedauert, sechzig kostbare Sekunden, die ich nie, nie, zurückbekommen werde, sechzig Sekunden, die ich dazu hätte verwenden müssen, Millionen Probleme zu lösen, die gelöst werden müssen, ehe mir dieses ganze abscheuliche Durcheinander um die Ohren fliegt ...« Er hielt inne und fiel plötzlich genauso schnell in sich zusammen wie zuvor der Schneemann. »Ach, zum Teufel auch«, seufzte er. »Machen Sie schon. Aber Sie müssen mir versprechen, dass Sie mich hinterher erschießen.«

»Mach Pause, Ludwig, ja?«, sagte Chandra freundlich, aber bestimmt. »Geh und trink eine Tasse Kamillentee, während ich mit Mr Wolfe rede, und danach machen wir uns wieder an die Arbeit, in Ordnung?«

Er bedachte sie mit einem langen, leidenden Blick. »Du willst mich aufmuntern. Ich hasse es, wenn du mich aufmuntern willst.«

»Ich weiß. Darum tue ich es ja.«

»Ich werde dir auch eine Tasse kochen. Lass dir aber bloß nicht zu viel Zeit.« Er verschwand hinter dem schwarzen Vorhang.

Chandra hüpfte von der Bühne herunter, die Fernbedienung unter den Arm geklemmt, und landete direkt vor Wolfe. »Also – was haben Sie für ein Problem?«

»Mein Problem ist mörderisch«, sagte er. »Im Sinne des Wortes. Ich habe eine Leiche und einen Fall, der mit jeder Minute kälter wird, und die beste Spur, die ich bis jetzt habe, führt genau hierher.«

Fasziniert sah sie ihn an. »Wie das?«

»Der Weihnachtsrummel. Ist es die einzige große Veranstaltung am Weihnachtsabend in diesem Hotel?«

»Ja. Wir haben sämtliche Veranstaltungsräume und die meisten Zimmer gebucht. Die Leute, die kommen werden, haben auf die eine oder andere Art mit der Weihnachtsindustrie zu tun.«

»Weihnachtsindustrie? Ich weiß ja, dass Weihnachten schrecklich kommerziell geworden ist, aber ich habe noch nie gehört, dass jemand so darüber gesprochen hat.«

Sie setzte sich in Bewegung, und Wolfe folgte ihr. »Das Ganze ist eher fachspezifisch – Weihnachtsschmuckhersteller so was in der Art. Und dieses Jahr gibt es außerdem eine Fernsehshow.«

»Was für eine Fernsehshow?«

Sie blieb vor einem Stand stehen, der mit verschiedenen Arten von Lametta dekoriert war, und stopfte einen herunterhängenden, roten Glitzerstrang hinter einen Pfosten. »Sie heißt *Sudden Success*, eine Reality-Show, bei der nach dem Zufallsprinzip ein Durchschnittsbürger ausgewählt wird. Der glückliche Gewinner darf eine Zeit lang wie ein Milliardär leben: Privatjets, mit Promis feiern oder in einer Villa in Beverly Hills wohnen. Einen Teil der Show wollen sie hier aufzeichnen. Das ist der Hintergrund für diese wirklich aufwendige Weihnachts-party. Ich habe sogar Gerüchte gehört, dass U2 vorbeikommen sollen, aber was weiß ich schon? Ich bin nur Partyplanerin.«

»Sagt Ihnen der Name Kingsley Patrick etwas?«

Sie dachte eine Sekunde nach und schüttelte dann den Kopf.

»Nein. Sollte er?«

»Er hat behauptet, er wolle diese Party besuchen.«

Sie ging zu dem Rentierpferch und musterte die Figuren mit kritischem Blick. »Das ist schon möglich. Der Name kommt mir nicht bekannt vor, aber er könnte auf der Gästeliste stehen.«

»Kann ich eine Kopie der Liste bekommen? Außerdem würde ich mir auch gern die Liste der Leute ansehen, die während der Veranstaltung hier arbeiten werden.«

»Soweit es um unsere Leute geht, kann ich die besorgen. In Bezug auf die Hotelangestellten werden Sie sich aber an die zuständigen Leute im Hotel wenden müssen. Wonach genau suchen Sie?«

»Ich ... weiß es nicht«, gestand er. »Aber im Zweifelsfall ist es gut, dem Geld zu folgen. Das hier scheint die einzige größere Sache zu sein, mit der unser Opfer irgendwie in Verbindung gestanden hat, auch wenn ich nicht genau sagen kann, in welcher Form. Es kann auch einfach eine Party sein, die er besuchen wollte.«

»Dann müsste er ziemlich eindrucksvolle Beziehungen haben.« Behände sprang sie über den Zuckerstangenzaun und nahm eines der Rentiere, das sich nicht bewegte, genauer in Augenschein. Sie öffnete eine Klappe an der Seite des Tieres – was Wolfe sonderbar befreindlich fand – und fummelte im Inneren der Figur herum. »Diese Party wird extrem exklusiv, sogar für Miami.« Eine Sekunde später leuchtete die Nase des Rentiers auf, und der Kopf fing an, auf und ab zu wippen. Mit einem zufriedenen Lächeln schloss sie die Klappe wieder.

»Naja, er war Schauspieler, also nehme ich an, er könnte die richtigen Beziehungen dafür gehabt haben«, sinnierte Wolfe.

»Aber das verrät mir immer noch nicht, warum ihn jemand umbringen wollte.«

»Wenn Wiggy jetzt hier wäre, würde er wahrscheinlich sagen: Um ihn von seinem Elend zu erlösen. Und dann würde er so tun, als wollte er sich mit einem Plastikeiszapfen selbst entleiben.«

»Ja, er wirkt ein bisschen ... neurotisch«, gab Wolfe zu. »Lampenfieber vor dem Veranstaltungsbeginn?«

»Mehr oder weniger. Vor einer Show ist er immer ziemlich überdreht, aber er ist der Beste in ganz Miami, wenn es um die Deko geht. Und in den fünf Jahren, in denen ich mit ihm zusammenarbeite, habe ich es nie noch erlebt, dass er die kritische Grenze überschritten hätte. Er gerät einfach in einen Zustand brodelnden Ärgers, und in dem bleibt er, bis er irgendwann keinen Dampf mehr hat. Dann fängt er an, Wein zu trinken, und plötzlich ist jeder sein bester Freund.«

»Hört sich nach einer interessanten Beziehung an.«

»Tja, wenn man mit einem Genie arbeitet, muss man sich auch mit seinen persönlichen Marotten anfreunden.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Wolfe.

»Nicht zu fassen, dass die einfach unsere Untersuchung an sich gerissen haben«, schimpfte Delko, während er sich mit beiden Händen auf den Tisch im Pausenraum aufstützte und die Tischkante so umfasste, als wäre er drauf und dran, den ganzen Tisch umzuwerfen.

Horatio beugte sich auf seinem Stuhl vor und sagte mit ruhiger Stimme: »Das ist nicht wichtig, Eric. Wir haben Kopien von allen Dokumenten und von allen Fotos. Das Einzige, was wir nicht mehr haben, sind die tatsächlichen Beweise, aber ich denke, wir haben bereits alles erfahren, was sie uns sagen konnten. Wenn nicht – naja, die Jungs in Quantico sind herzlich eingeladen, es selbst zu versuchen. Die wissen schon, was sie tun.«

»Und wir nicht?«

»Was wir wissen, Eric, ist bis jetzt auf das beschränkt, was man für uns bereithielt. Aber das«, sagte Horatio und erhob sich, »wird sich ändern.«

Tripp überflog die Gästeliste und stieß einen Pfiff aus. »Eine Menge einflussreicher Leute. Models, Rockstars, Schauspieler, jede Menge hiesiger Größen aus dem Hotelgewerbe ... hört sich nicht nach der Art von Leuten an, mit denen Kingsley sich herumgetrieben haben dürfte. Nicht so ganz seine Liga, meinst du nicht?« Er reichte Wolfe die Liste durch das Wagenfenster wieder zurück.

Wolfe nahm sie und lehnte sich an Tripps Wagen. »Doch. Das würde auch erklären, warum er nicht auf der Liste steht. Aber das ist eine Liga, in der er gern gespielt hätte.«

»Du meinst, er hat vorgehabt, die Party platzen zu lassen?«

»Das glaube ich nicht. Die Partyplanerin hat gesagt, die Sicherheitsmaßnahmen wären ziemlich umfassend. Ohne eine Einladung, die mit einem Strichcode versehen ist, kommt niemand rein, und so eine Einladung haben wir in Kingsleys Wohnung nicht gefunden.«

»Vielleicht ist das der Gegenstand, der gestohlen wurde«, überlegte Tripp. »Immerhin wurde eingebrochen.«

»Möglich, aber das bringt uns nicht weiter. Wenn der Mörder eine der Einladungen hat, ist sie nicht auf Patricks Namen ausgestellt. Wir wissen nicht, welcher Name auf der Einladung steht oder ob Patrick überhaupt eine besessen hat. Und wir können auch nicht vor Veranstaltungsbeginn morgen Abend jeden auf der Liste überprüfen.«

»Da hast du recht. Es würde schon den größten Teil des Tages erfordern, auch nur zu einem Teil der Leute auf der Liste vorzustoßen. Vielleicht hat sich ja irgendein Handlanger unterwegs eine der Karten geschnappt und sie verkauft. Dann würden wir den Namen nie herausfinden.«

Wolfe faltete die Liste zusammen und steckte sie in seine Jackentasche. »Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Es wäre doch denkbar, dass Patrick einen anderen Weg gefunden hat, sich einzuschleichen. Vielleicht nicht so ehrenvoll, aber doch so, dass er sicher zur Tür reingekommen wäre und sich vielleicht sogar ein Zubrot hätte verdienen können.«

»Als Hotelmitarbeiter, meinst du? Tja, er wäre nicht der erste Schauspieler, in dessen Lebenslauf das Wort Kellner auftaucht.«

»Und deshalb habe ich dich gebeten, dich hier mit mir zu treffen, Frank. Das Hotelmanagement versucht, mich an der Nase herumzuführen, und ich dachte, du könntest mir ein bisschen helfen.«

Tripp grinste. »Verstehe. Der große Hund soll ein kleines bisschen bellen, was?«

»Eigentlich hatte ich gehofft, du könntest mir helfen, den Hotelmanager einzukreisen. Jedes Mal, wenn ich den Hotelmanager aufgespürt habe, ist er gleich wieder verschwunden – ich bekomme langsam das Gefühl, dass er wirklich nicht mit mir reden will.«

»Darum kümmern wir uns schon«, sagte Tripp bestimmt und öffnete die Wagentür.

Die Empfangsdame im Foyer, eine zierliche Blondine mit einem Pferdeschwanz, schenkte Wolfe ein offenes, sonniges Lächeln, als sie näher kamen, ein Lächeln, dessen Bedeutung Wolfe inzwischen mit den Worten ›Ich kann Ihnen nicht helfen, aber das wird meiner fröhlichen Stimmung keinen Abbruch tun‹ zu übersetzen gelernt hatte.

»Haben Sie ihn gefunden?«, erkundigte sie sich fröhlich.

»Nein, ich fürchte nicht«, sagte Wolfe.

»Ich kann ihn anpiepsen ...«

»Ich befürchte, das reicht nicht, Herzchen«, unterbrach Tripp. Seine Marke hatte er bereits in der Hand. »Wir müssen

mit Ihrem Boss sprechen, und wir müssen *jetzt* mit ihm sprechen.«

Die fröhliche Stimmung fing an abzuflauen, dann aber setzte die eingebaute Fehlerbereinigung ein, und es ging weiter. »Es tut mir leid, aber es gibt wirklich nichts, was ich tun könnte ...«

»Passen Sie mal auf«, sagte Tripp mit leiser Stimme. »Mir ist klar, dass es zu Ihrem Job gehört, Unannehmlichkeiten abzuwenden, aber er kann Ihnen nichts vorwerfen, wenn er nicht weiß, dass Sie verantwortlich dafür waren. Ich erkläre Ihnen jetzt, wie das läuft: Sie können mir erzählen, wo er ist und wie ich dort hinkomme, und ich werde ihm nicht erzählen, wie ich es herausgefunden habe – oder ich sorge dafür, dass es hier unten verdammt ungemütlich wird und er persönlich erscheinen muss. Ich glaube nicht, dass ihn das freuen wird, und Sie?«

Sie blinzelte Tripp hektisch an, das visuelle Äquivalent eines Stotterns.

»Ist das eine ... eine Drohung?«

»Ich kann in weniger als einer Minute sechs Streifenwagen mit blinkenden Warnleuchten und heulenden Sirenen herholen. Und ich kann dafür sorgen, dass sie genau in dem Wendekreis vor der Tür parken und dort bleiben. Wie viele Gäste sollten Ihrer Meinung nach ihre Reisepläne noch einmal überdenken, weil es in diesem Teil von Miami doch nicht ganz so sicher ist, wie sie gedacht haben?«

Sie zögerte nur eine Sekunde, ehe sie mit einer weitaus weniger fröhlich klingenden Stimme antwortete: »Er ist im Cäsa-rensaal. Zweiter Stock, erste Tür links, wenn Sie aus dem Fahrstuhl kommen.«

»Und er wird nicht verschwinden, ehe ich dort oben bin, richtig?«

»Nein. Er ist in einer Besprechung.«

»Gut. Danke. Ich wünsche Ihnen einen wirklich schönen Tag.«

Als sie zum Fahrstuhl gingen, sagte Wolfe: »Ich bin beeindruckt, Frank. Mir ist nie in den Sinn gekommen, sie einfach so lange einzuschüchtern, bis sie es ausspuckt.«

»Junge, manchmal ist es einfach besser, direkt durch den Zaun zu brechen, statt erst nach einem Tor zu suchen. Abgesehen davon ist das weitaus befriedigender.«

Wolfe pochte an die dunkle, polierte Holztür zum Cäsarsaal, die gleich darauf von einer Hispanierin in den Fünfzigern geöffnet wurde. »Ja?«

»Wir möchten bitte mit Mr Fergusson sprechen«, erklärte Wolfe.

»Er ist im Moment beschäftigt. Können Sie in einer halben Stunde wiederkommen?«

»Nein, Ma'am, das können wir nicht«, erwiderte Wolfe mit fester Stimme. »Sagen Sie ihm, das Police Department von Miami möchte ein paar Worte mit ihm wechseln, und wir wollen sofort mit ihm sprechen.«

Die Frau wirkte keineswegs beunruhigt. »Eine Sekunde, bitte«, sagte sie und schloss die Tür.

»Netter Versuch«, sagte Tripp. »Allerdings sieht die nicht so aus, als würde sie sich so leicht einschüchtern lassen.«

Ehe Wolfe antworten konnte, wurde die Tür schon wieder geöffnet. Der Mann, der hinter ihr zum Vorschein kam, war klein und pummelig, hatte ein breites, sommersprossiges Gesicht und dünnes, aschblondes Haar. Er schenkte ihnen das professionelle Lächeln eines Angehörigen des Dienstleistungsgewerbes, das keine Spur jenes Grolls erkennen ließ, der üblicherweise direkt unter der Oberfläche brodelte.

»Meine Herren«, sagte er. »Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung. Ist Ihnen mein Büro recht?«

»Das wäre nett«, antwortete Wolfe. Fergusson trat hinaus auf den Korridor und schloss die Tür hinter sich zu, ehe er den Gang hinunterschritt. Wolfe und Tripp folgten ihm durch eine Tür, die zu einem erheblich weniger glamourösen Personalkorridor führte.

Wolfe war von jeher fasziniert von den geheimen Einrichtungen jenseits der öffentlichen Bereiche. Er erinnerte sich, dass man ihn als Kind in einem Einkaufszentrum zur Toilette gebracht hatte und es ihm irgendwie gelungen war, seinen Eltern zu entwischen. Danach war er einen scheinbar endlos langen Gang hinunterspaziert, von dem Türen abzweigten, an denen die Namen der Geschäfte standen. Es war wie eine ganz andere, verborgene Welt, die hinter den Kulissen des Einkaufszentrums existierte. Das hatte seine Art zu denken verändert. Danach war er stets auf der Suche nach den Dingen, die sich unter der Oberfläche versteckten.

Und er nahm an, dass sich daran nichts geändert hatte.

Das, was jenseits der polierten, schillernden Fassade des *Byzantia* lag, erinnerte ihn zuallererst an den Backstagebereich eines Theaters. Die gleiche Lieblosigkeit prägte auch hier das Erscheinungsbild, roher Putz, abgewetzte Böden, hartes, fluoreszierendes Licht und aufgestapelte Stühle. Hausangestellte schoben Wagen mit Wäsche vor sich her, Kellner eilten mit Tabletts umher, Küchenpersonal kämpfte mit großen Servierwagen voller Speisen, und alles verlief in dem stets gleichen, konstanten, zweckgerichteten Tempo der Angestellten.

Doch dies war eine Abkürzung gewesen. Mit einem Personalfahrstuhl kehrten sie in das Erdgeschoss zurück, wo sich herausstellte, dass Fergussons Büro gleich neben der Lobby lag. Wolfe verstand die Botschaft durchaus: Das ist ein Geschäftsbetrieb, und wir sind beschäftigt. Beansprucht nicht zu viel von meiner Zeit.

Das Büro gehörte zum offiziellen Image des Hotels und war der Position des Managers entsprechend eingerichtet. Ein dekkenhohes Fenster ermöglichte den Blick auf South Beach. Der

Schreibtisch hatte riesige Ausmaße und bestand aus gebürstetem Aluminium, Glas und einigen Teilen Mahagoni. Der Hotelmanager setzte sich hinter den Tisch und winkte Wolfe und Tripp zu, ihrerseits Platz zu nehmen.

»Also, was kann das *Byzantia* für Sie tun?«, erkundigte er sich liebenswürdig.

»Es kann uns mit einer Liste der Angestellten versorgen«, sagte Wolfe. »Und ich muss wissen, welche von ihnen morgen Abend arbeiten werden.«

»Darf ich fragen, warum?«

Wolfe zögerte. Als er einige Sekunden lang geschwiegen hatte, sagte Tripp: »Das ist Teil einer laufenden Ermittlung.«

»Die wohin führen soll?«

»Wir ... wir wissen es nicht genau«, erklärte Wolfe. Tripps Seufzer verriet ihm klar und deutlich, dass er das Falsche gesagt hatte, aber er fuhr dennoch fort. »Unseren Ermittlungsergebnissen zufolge ist anzunehmen, dass jemand einen Mord begangen hat, um sich Zutritt zu der Weihnachtsparty zu verschaffen. Wir fürchten, dass es dabei um die Vorbereitung eines Verbrechens geht.«

»Was für ein Verbrechen?«

»Das wissen wir nicht. Noch nicht.«

Fergusson breitete in einer Geste sichtlicher Verwirrung die Hände aus. »Sie sprechen also von der Annahme, ein nicht definiertes Verbrechen könnte sich eventuell hier ereignen. Ist das richtig?«

»Hören Sie, wir verlangen nicht viel von Ihnen«, sagte Tripp. »Nur eine kleine Information. Wir überprüfen Sie – diskret – und alarmieren Sie, sollte sich ein Problem ergeben. Wir haben alle nur Vorteile davon.«

Fergusson dachte ein paar Sekunden über seine Worte nach. »Sagen wir, ich wäre einverstanden, und Sie finden heraus, dass einer oder mehrere meiner Angestellten, ich weiß nicht,

vielleicht vorbestraft ist. Können Sie dafür garantieren, dass das nicht in den Nachrichten auftaucht?« Während er sprach, ruhte sein Blick gezielt auf Wolfe.

Erica Sikes, dachte Wolfe bestürzt. Die Reporterin, die mich aufs Glatteis geführt hat. Er hat mich im Fernsehen gesehen, im Gespräch mit ihr. »Ich kann Ihnen versichern«, sagte Wolfe, »dass die Zeiten, in denen ich mit Reportern gesprochen habe, vorbei sind. Wir werden diskret vorgehen.«

Fergusson schüttelte den Kopf. »Wenn es irgendeine konkrete Bedrohung für mein Hotel oder meine Gäste gäbe, würde ich nur zu gern mit Ihnen kooperieren. Aber das ... für mich hört es sich an, als wollten sie Gespenster jagen.«

»Vielleicht«, erwiderte Wolfe, »aber dieses Gespenst hat bereits jemanden umgebracht.«

»Es tut mir leid, aber ich muss die Rechte meiner Mitarbeiter ebenso im Auge behalten wie das Wohlergehen der Leute, die in diesem Hotel absteigen.«

»Natürlich müssen Sie das«, sagte Tripp. »Viele Ihrer Angestellten sind Latinos, richtig? Es lässt sich vom Aussehen her nur schwer erraten, woher sie kommen – könnten Kubaner sein, Kubano-Amerikaner, Guatimalteken, Kolumbianer, Argentinier. Ein paar von ihnen sind vermutlich aus Ländern hergekommen, in denen die Polizei nicht so höflich auftritt. Können sie nervös machen, wenn Cops im Haus sind, was?«

»Ungeachtet ihrer Herkunft«, sagte Fergusson, »haben sie immer noch ein Recht auf ihre Privatsphäre.«

»Kommt darauf an, mit wem man redet«, sagte Tripp. »Wolfe und ich wollen nur einen speziellen Straftäter fangen. Wir fischen vielleicht im Trüben, aber wir sind nicht an kleinen Fischen interessiert. Eine Bundesbehörde andererseits, beispielsweise die Einwanderungsbehörde, würde die Sache anders behandeln. Diese Leute würden einfach ihre Netze auswerfen und schauen, was darin hängen bleibt.«

Fergussons Augen waren schmal geworden, aber er sagte nichts.

»Daher«, fuhr Tripp fort, »rate ich Ihnen im Interesse aller Beteiligten, uns diese Mitarbeiterliste zu geben. Wir können natürlich auch zu einem Richter gehen und uns eine richterliche Anordnung holen, aber das wird uns nur Kummer bereiten. Das wollen Sie doch nicht, oder, Mr Fergusson?«

Fergusson starre Tripp einen Moment lang schweigend an. Dann lächelte er. »Nein«, sagte er, »ich glaube, daran kann niemandem gelegen sein.«

## 16

Horatio und Delko trafen sich im Konferenzraum.

»Okay«, sagte Horatio, der bereits Platz genommen hatte und darauf wartete, dass sich Delko ebenfalls setzte. »Sehen wir mal, was wir haben.«

Delko schlug den Aktendeckel auf, den er bei sich hatte. »Khasib Pathan, der Vater unseres Entführungsopfers. Saudiarabischer Staatsbürger und Angehöriger der königlichen Familie, dreiundsiebziger in der Thronfolge, reich geboren und reicher geworden durch einige geschickte Wertpapiergeschäfte, Milliardär, und zählt zu den hundert reichsten Männern der Welt. Er hat vier Frauen und neun Kinder – sieben Söhne, zwei Töchter. Abdus ist das erste Kind seiner vierten Frau.«

»Wo sind die anderen Kinder?«

»Die sind alle zu Hause und arbeiten im Familienunternehmen. Die Söhne sind hier zur Schule gegangen, während die Töchter Saudi-Arabien nie verlassen haben. Abdus war der Einzige, der nach Amerika gekommen ist und sich entschlossen hat zu bleiben.«

»Zum Bedauern seiner Eltern«, sinnierte Horatio. »Oder zumindest seines Vaters. Was ist mit der Mutter?«

Delko zog eine Fotokopie eines Fotos aus der Akte und reichte sie Horatio. »Bridgette Pathan.«

Das Bild zeigte eine attraktive, lächelnde Blondine in den Vierzigern. »Ursprünglich aus Stockholm. Seine anderen Frauen sind alle Saudis.«

»Ich versteh ... das könnte erklären, warum Abdus einen anderen Weg eingeschlagen hat als seine Brüder. Hatte sie noch andere Kinder?«

»Keine, über die ich irgendwelche Aufzeichnungen finden konnte.«

Horatio nickte. »Wo steht er politisch?«

»Da wird es interessant, H. Khasib Pathan wird mit mehreren fundamentalistisch-islamistischen Gruppen in Verbindung gebracht, darunter auch eine, von der bekannt ist, dass sie Terrorakte verübt.«

»Das ist interessant. Es könnte auch erklären, warum in einem Nachtklub in Miami eine irakische Mine explodiert ist.«

Delko schüttelte den Kopf. »Ich begreife das nicht. Wenn dieser Typ Terroristen finanziert, warum überschlägt sich dann das FBI, um ihm zu helfen?«

»Politik führt bisweilen zu sonderbaren Freundschaften, Eric. Und manchmal auch zu einer Erpressung.«

»Du denkst, es geht um einen internen Machtkampf? So, als würde eine Mafiafamilie ein Mitglied einer anderen entführen?«

»Möglich. Und sollte es so sein, dann hat das Auswärtige Amt bestimmt ein rechtmäßiges Interesse daran, wer am Ende gewinnt.«

Delko warf die Akte auf den Tisch. »Weißt du, ich habe langsam das Gefühl, ich bin überfordert. Königliche Milliardärsfamilie, internationaler Terrorismus ... hat die ganze Geschichte nicht in einem Mini-Markt angefangen?«

»Das ist egal, Eric«, sagte Horatio und erhob sich von seinem Stuhl. »Wir folgen den Beweisen, wohin sie uns auch führen. Wir haben es schon früher mit fremden Nationalitäten und Milliardären zu tun gehabt. Drogengeld oder Ölgeld, das macht keinen Unterschied. Die Person, die wir im Gedächtnis behalten sollten, ist aber nicht Khasib Pathan – das ist Talwinder Jhohal.«

»Der Eigentümer des Mini-Markts?«, fragte Delko. »Der Mann, der angegriffen wurde.«

»Ja. Ein hart arbeitender Bürger Miamis, der genauso Gerechtigkeit verdient wie jemand, der in einer Villa auf Fisher Island wohnt. Wir sollten ihn nicht vergessen – so wenig wie die Opfer dieses Bombenanschlags.«

»Ich habe nicht vor aufzugeben, H. ich weiß nur nicht, wie es jetzt weitergehen soll.«

»Wir gehen zurück zum Anfang, Eric. Zu der ersten Straftat, die diese Ereigniskette in Gang gesetzt hat. Eigentlich einem anderen Fall ...«

»Was bedeutet, dass wir immer noch dafür zuständig sind«, führte Delko den Gedanken zu Ende, und ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Und wir haben noch alle Beweise, die wir in diesem Fall gesichert haben. Und die werden wir noch einmal durchgehen, zusammen mit den Informationen, die wir über die Entführung haben, und dann suchen wir nach einem Zusammenhang.«

Delko schnappte sich die Akte und stand auf. »Worauf warten wir noch?«

Die Realityshow *Sudden Success* hatte das ganze oberste Stockwerk des *Byzantia* mit Beschlag belegt. Wolfe und Tripp mussten einem stämmigen Kerl mit Baseballkappe ausweichen, der einen Handwagen mit Beleuchtungseinrichtungen hinter sich herzog, und einer Frau, die einen vollen Kleiderständer auf Rollen schob, ehe sie die Tür zur Penthousesuite erreicht hatten.

Geöffnet wurde die Tür von einer gehetzten aussehenden Frau mit einer roten Baseballkappe, die eine schlabbrige Shorts und ein weites T-Shirt mit einem Bild von Marilyn Monroe trug. Sie hatte ein Headset auf dem Kopf und war gerade mitten im Gespräch.

»Nein, nein, sie haben gesagt, sie würden es später bearbeiten – Hi, kommen Sie rein – ja, genau das schwebt mir vor –

setzen Sie sich einfach, es wird gleich jemand bei Ihnen sein – mir ist egal, ob der Garderobentyp dich hasst, wir brauchen es für Abschnitt sieben – nehmen Sie sich Obst oder Kaffee, wir haben genug davon – nein, nicht du, ich rede mit jemandem anderen – was, du denkst, so würde ich mit dir reden? Schätzchen, wenn ich dich beleidigen wollte, wäre ich ganz sicher origineller ...«

Die Suite war groß, der Ausblick beeindruckend, die Ausstattung extrem kostspielig. Außerdem war sie zur Hälfte ausgefüllt von Scheinwerfern auf Stativen, Kameraausrüstung, leeren, mit Schaumstoff ausgelegten Kisten und Kabelschlingen. Produktionsassistenten kamen und gingen, trugen Kaffee, Klebeband oder Klemmbretter umher, und mittendrin stand eine junge Frau in einem Cocktaillkleid. Sie war groß und schön und hatte langes dunkles Haar, das in sanften Wellen über ihren halben Rücken fiel. Das Kleid bestand aus einem durchscheinenden, leicht changierenden Gewebe in einem tiefen Blau. Es war vorn tief ausgeschnitten und hinten noch tiefer, und es hatte einen Schlitz, der vom Fuß bis zur Hüfte reichte. Die Frau hielt absolut still, während eine andere Frau, gekleidet in Jeans und ein karieretes Hemd, ihr die Wangenknochen sorgfältig mit einem Make-up-Pinsel puderte.

Die Frau, die sie hereingelassen hatte, schlenderte davon und sprach dabei unentwegt in ihr Mobiltelefon. Wolfe fragte sich, mit wem er reden sollte. Er konnte niemanden erkennen, der sich für das Ganze hier verantwortlich fühlte.

»Wo fangen wir an?«, fragte Tripp.

»Wir suchen uns das größte sichtbare Ziel und machen von da aus weiter.« Wolfe ging geradewegs auf die Frau in dem Cocktaillkleid zu.

Aus der Nähe war sie sogar noch schöner. Ihre Augen waren dunkel, die Lippen rot und voll, die Zähne funkelnnd weiß.

Wolfe stellte Augenkontakt her und lächelte. »Hi. Sie müssen wohl der Star der Show sein.«

Sie erwiderte sein Lächeln mit erkennbarem Interesse. »Ich denke schon. Sind Sie vom Sender? Madeline hat gesagt, sie würden heute jemanden rüberschicken.«

»Nein, ich bin ...«

» ... niemand, um den du dir Sorgen machen müsstest«, sagte eine forschere Stimme hinter Wolfe.

Er drehte sich um. Der Mann, der gesprochen hatte, war breitschultrig, und sein grau meliertes, dunkles Haar war lang und zerzaust. Er trug eine Kakiweste mit zu vielen Taschen am Körper und einen strengen Ausdruck im Gesicht.

»Anitra hat jetzt schon zu viel um die Ohren. Ich bin Jeff Walderson, der Regisseur. Gehen wir nach nebenan, da können wir reden, dann kann sich Anitra in Ruhe auf ihre Portraitaufnahmen konzentrieren, einverstanden?«

»Gern.« Wolfe nickte Anitra zu. »Hals- und Beinbruch, nehme ich an.«

»Danke«, erwiderte sie.

Wolfe und Tripp folgten dem Regisseur in das Nebenzimmer, ein gewaltiges Schlafzimmer mit einem Whirlpool in einer Ecke und einem Bett, das aussah, als gehöre es einem König. Walderson schloss die Tür hinter ihnen und sagte: »Also, der Manager hat gesagt, das Miami PD ist wegen der Party morgen Abend besorgt?«

»Das ist richtig«, erwiderte Tripp. »Wir überprüfen derzeit jeden, der während der Veranstaltung hier arbeitet, und wir haben bereits eine Liste der Angestellten des Hotels und der Partyplaner. Nun hätten wir auch gern eine von Ihnen.«

»Das verstehe ich nicht. Was suchen Sie denn?« Walderson hörte sich ehrlich verwundert an.

»Wir sind nicht befugt, über diesen Fall im Einzelnen zu reden«, sagte Wolfe. »Aber wir versuchen, Probleme zu verhin-

dern, nicht sie zu schaffen. Es sollte nicht schwer sein, uns eine solche Liste zur Verfügung zu stellen, richtig?«

»Äh ... nein. Ich denke, das geht in Ordnung. Wenn das nicht dazu führt, dass wir bei der Aufzeichnung der Show gestört werden.«

»Ich wüsste nicht, warum das passieren sollte«, sagte Tripp. Walderson seufzte.

»Okay, dann sollte ich mit Chuck reden. Er ist der Leiter unserer Sicherheitsmannschaft hier vor Ort. Er wird Ihnen eine Liste geben, und sollten irgendwelche Probleme auftreten, können Sie das jederzeit mit ihm besprechen, einverstanden?«

»Klingt gut«, sagte Wolfe.

Walderson zog sein Mobiltelefon hervor und tätigte einen Anruf. Eine Minute später öffnete ein stämmiger, kräftig gebauter Mann mit einem buschigen, orangefarbenen Schnurrbart die Tür. Er trug ein dunkelblaues Jackett mit der Aufschrift CELEBRUS SECURITY auf der Brust.

»Wie läuft's?«, sagte der Mann und nickte. »Ich bin Chuck Keppler.«

Walderson stellte ihm Wolfe und Tripp vor. »Sorgen Sie dafür, dass die Jungs volle Einsicht erhalten, okay?«, sagte Walderson. »Sollten irgendwelche ernsten Probleme auftauchen, dann lassen Sie es mich wissen. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss wieder an die Arbeit.«

Keppler war selbst ein Ex-Cop – nichts Ungewöhnliches im Sicherheitsgewerbe. Er hatte sowohl im Police Department von Atlanta als auch in dem von Miami gearbeitet, ehe er sich entschlossen hatte, eine Laufbahn in der Privatwirtschaft einzuschlagen. Er verdiente seinen Lebensunterhalt damit, Sicherheitsmaßnahmen für alle möglichen Leute durchzuführen, ob Supermodels oder Firmenbosse. Er hatte keine Bedenken, mit Wolfe und Tripp über seinen derzeitigen Auftrag zu sprechen, und er überließ ihnen eine vollständige Liste des Personals, das an der Show mitarbeitete.

Keppler führte sie in ein anderes, viel ruhigeres Hotelzimmer, und sie setzten sich gemeinsam unter den Sonnenschirm auf dem Balkon.

»So, Ihre Spur führt also hierher, was?« Keppler öffnete mit einem Daumen eine Dose Limonade und schüttete den Inhalt in ein Glas voller Eis. »Ja, so geht das manchmal. Was sagen die Instinkte?«

»Im Augenblick«, antwortete Tripp, »sagen meine, dass ich den falschen Beruf ergriffen habe.«

Keppler grinste. »Das hier ist auch kein reines Vergnügen. Die Bezahlung ist gut, aber eigentlich bin ich nur ein Babysitter. Abgesehen von gelegentlichen Auseinandersetzungen mit irgendwelchen Spinnern ist das in etwa so aufregend, als würde man Farbe beim Trocknen zusehen.«

»Wirklich?«, fragte Wolfe. »Passiert so etwas oft?«

»Nicht bei diesem Gig. Wissen Sie, die ganze Idee hinter *Sudden Success* ist ja, einen gewöhnlichen Bürger auszuwählen und ihm zu zeigen, wie es ist, reich zu sein. Nicht gerade original, aber die Formel scheint gut zu funktionieren. Die Sache ist, dass im Zentrum der Show – per Definition – ein Niemand steht. Darum kommen die ganzen Promis gar nicht erst ins Spiel.«

»Normalerweise«, sagte Tripp. »Aber diese Party wird einen ganzen Haufen Prominenter anlocken, nicht wahr?«

»Ja. Darum sind die Sicherheitsmaßnahmen auch sehr streng. Ich habe zwanzig Mann abgestellt, die sich nur um den Saal kümmern. Ich habe jede einzelne Person, die während der Veranstaltung hier arbeitet, überprüft, und es gibt überall Kameras. Sorry, aber für mich hört es sich an, als wäre ihr Junge nur ein Möchtegernschauspieler gewesen, der sich uneingeladen reinschleichen wollte, weil er hoffte, ein paar Beziehungen zu knüpfen.«

»Mag sein«, antwortete Tripp, »trotzdem hat sich jemand eine Menge Mühe gegeben, um ihn umzubringen.«

»Ich würde gern mit dieser Frau sprechen – Anitra? Ist das die Hauptperson in der Show?«, fragte Wolfe. »Ich habe sie kurz kennen gelernt, aber ehe ich Gelegenheit hatte, ihr Fragen zu stellen, ist der Regisseur dazwischen gegangen.«

»Tja, die halten sie ziemlich auf Trab«, erklärte Keppler. »Gourmetdinners, Termine mit Prominenten, Hollywoodpremieren ... im Grunde versuchen sie, sie permanent in einem Zustand der Überlastung zu halten. Das ist der amerikanische Traum, nicht wahr? Alles zu bekommen, was man will, und zwar im Überfluss und auf einem Silbertablett.«

»Jedenfalls für eine Weile«, sagte Tripp. »Möchte nicht in ihrer Haut stecken, wenn die Show zu Ende ist. Kommt mir ziemlich herzlos vor, jemandem erst so viel zu geben und es ihm dann einfach wieder wegzunehmen.«

Keppler zuckte mit den gewaltigen Schultern.

»Meinen Sie? Ich persönlich würde lieber das gute Leben kosten, als weiter zu hungern. Außerdem, wer weiß, was alles passieren kann? Vielleicht verliebt sich einer dieser Filmstars in sie oder einer der Millionäre, die sie auf einer Cocktailparty kennen lernt und bietet ihr einen Job an. Das ist auch ein Teil des amerikanischen Traums – die unendlichen Möglichkeiten.«

»Im Moment wäre ich schon mit ein paar Möglichkeiten zufrieden«, sagte Wolfe. »Können Sie mir etwas Zeit verschaffen, um mit ihr zu reden?«

»Schätze, ich kann da was schaukeln. Sie lassen ihr jeden Tag ein bisschen Zeit, die sie mit ihrer Tochter verbringen darf. Sie ist nämlich alleinerziehende Mutter. Dann können Sie ihr vielleicht ein paar Fragen stellen.«

Wolfe sah hinaus auf den stetig vorbeikriechenden Verkehr auf dem Ocean Drive, den weißen Strands dahinter, und auf das stahlblaue Glitzern des Atlantiks, das sich bis zum Horizont dahinzog. Der Weg nach unten ist weit, dachte er, sehr, sehr weit ...

Basierend auf der Überlegung, dass ein frisches Paar Augen vielleicht etwas Neues entdecken konnte, hatte Horatio Delko angewiesen, die Beweismittel im Fall des tödlichen Angriffs im Mini-Markt noch einmal durchzugehen, während er selbst die Informationen in dem Entführungsfall überprüfte.

Horatio brachte eine Menge Zeit damit zu, die Fotos vom Tatort zu studieren. Etwas an dem Muster der Blutspritzer bereitete ihm Kopfzerbrechen ... und plötzlich wusste er, was es war.

»Eric, sieh dir das an«, sagte Horatio und deutete auf ein Foto.

Delko nahm es und musterte es. »Blutspritzer an der Wand. Siehst du etwas, das ich nicht sehe?«

»Das was ich nicht sehe, ist das, was mir Sorgen macht. Wir haben die Hypothese aufgestellt, dass der Angreifer Pathan dort die Kehle aufgeschnitten hat, wo er gerade stand. Pathan hat sich ruckartig herumgedreht, und sein hervorströmendes Blut spritzte in einem weiten Bogen auf die Wand. Aber was sehen wir auf der Fläche hinter dem Angreifer, der die ganze Zeit über an dieser Stelle stehen geblieben war?«

»Blutspritzer«, sagte Delko. »Genau, wo eigentlich der Körperumriss des Angreifers wie ein Schattenbild erscheinen müsste.«

»Genau. Was bedeutet, dass unser Angreifer selbst gar nicht dort war.«

»Willst du damit sagen, er existiert nicht?« Delko schaute überrascht. »Pathan hat sich selbst die Kehle aufgeschnitten?«

»Pathan ist ein professioneller Illusionist, Eric. Wenn er Fingerabdrücke so perfekt fälschen kann, dass uns der Unterschied nicht auffällt, dann kann er auch diese Szenerie entwerfen.«

»Aber wie sollen wir das beweisen?«

»Wir werden es ihm nachmachen, Eric. Wir mögen keinen

Zugang mehr zu Pathans Werkstatt haben, aber wir haben hau-  
fenweise Fotos. Wir können seine Werkzeuge und Arbeitsmit-  
tel kopieren ... und dann zaubern wir selbst ein bisschen.«

»Eine Rekonstruktion?«, fragte Delko. »Wenn wir beweisen  
können, wie Pathan uns hinters Licht geführt hat, werden wir  
das FBI vielleicht dazu kriegen, sich die aktuellen Beweise  
etwas genauer anzusehen.«

»Und Pathan selbst auch ...«

Wenn man Anitra Farnsworth vor sich sah, würde man, wie Wolfe dachte, nie auf den Gedanken kommen, dass sie eine Kellnerin bei *Denny's* in Sparrow Falls, Michigan war. Sie hatte das blaue Cocktaillkleid gegen ein noch eleganteres in schwarz ausgetauscht, offensichtlich ein Original von Verwa Wang, das mehr gekostet haben dürfte, als Wolfe in einem Jahr verdiente. Ihr Haar war frisiert und gab den Blick auf einen langen, eleganten Hals frei, um den eine mütterliche Assisten-  
tin gerade eine Perlenkette drapierte. Der Regisseur, Walderson, musterte sie mit einem kritischen Blick.

»Was meinen Sie?«, fragte die Assistentin mit einem stolzen  
Lächeln auf den Lippen.

»Ich weiß nicht«, sagte Walderson, »ich glaube, wir sollten  
bei dem anderen bleiben. Das Blau kontrastiert so schön mit  
ihren Augen.«

Anitra drehte sich langsam im Kreis, die Hände an der Tail-  
le. »Oh Mann. Ich fühle mich wie ... eine Prinzessin. Oder wie  
ein Filmstar. Oder wie ein Filmstar, der gerade eine Prinzessin  
spielt.«

Walderson lachte. »Tja, Süße, genau so siehst du ja auch  
aus.«

In diesem Moment wurde die Tür geöffnet, und ein Mäd-  
chen von sechs oder sieben Jahren, gekleidet in einen Jeans-  
overall, trat ein. Sie sah sich verlegen um, sichtlich verunsi-

chert von all dem Trubel, bis sie Anitra entdeckte.

»Mommy! Du siehst schön so aus.« Sie betonte die Worte mit Bedacht.

Anitra strahlte ihre Tochter an. »Nicht wahr, Süße? Mommy wird für die Party morgen Abend eingekleidet.«

»Darf ich auch mitgehen, Mommy?«

»Vielleicht für eine kleine Weile. Aber ich glaube, das wird ein bisschen spät für dich. Sind wir jetzt erst einmal fertig, Jeff?«

»Klar.« Walderson winkte der Assistentin zu, und die trat vor und löste die Kette von Anitras Hals. Sie brachte sie zu einem mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Etui auf einem Tisch, legte sie hinein und reichte das Etui weiter an Chuck Keppler. Der sprach sogleich ein paar Worte in das Kehlkopfmikro seines Headsets, worauf zwei Männer in identischen Wachdienstjacketts den Raum betraten. Gleich darauf ging Keppler, flankiert von den beiden Männern, hinaus.

»Okay, Coral«, sagte Anitra. »Mommy hat jetzt ein bisschen Zeit. Hast du zu Mittag gegessen?«

»Jaaa ...«

Wolfe nutzte die Gelegenheit, um vorzutreten. »Äh, entschuldigen Sie, Ms Farnsworth. Ich hatte mich gefragt, ob wir uns für einen Moment unterhalten könnten.«

»Sind Sie Reporter? Weil ich nämlich nur mit Reportern sprechen soll, die das Okay von Jeff haben. Hat irgendwas mit Vertraulichkeit zu tun ...«

»Nein, ich bin Tatortermittler bei der Polizei von Miami. Wir verfolgen einige Spuren, die möglicherweise zu der Party morgen Abend führen.«

Sie seufzte. »Tja, ich wusste ja, es würde nicht ewig so bleiben ... letzte Woche war ich mit einer Boygroup zum Heli-skiing, und dann habe ich mit dem elfstreichsten Mann des ganzen Landes zu Mittag gegessen, aber ich schätze, das Glück hat mich verlassen. Verhafteten Sie mich.« Sie streckte die Hände

aus, als warte sie auf Handschellen.

»Nein!«, rief Coral lauthals, rannte zu ihrer Mutter, stellte sich vor ihr auf und starrte Wolfe wütend entgegen. »Sie nehmen mir meine Mommy nicht weg!«

Erschrocken wich Wolfe einen Schritt zurück, doch dann lachte er und kniete sich vor dem Kind hin. »Schon in Ordnung. Ich bin nicht hier, um dir deine Mom wegzunehmen – sie hat nur einen Scherz gemacht. Wir werden uns nur unterhalten, einverstanden?«

Coral sah sich auf der Suche nach einer Bestätigung zu ihrer Mutter um.

»Alles in Ordnung, Coral«, sagte Anitra grinsend. »Ich habe nur Spaß gemacht. Geh und spiel ein bisschen im Schlafzimmer, ja?«

»Aaaalso gut.« Das Mädchen marschierte nach nebenan, jedoch nicht, ohne über die Schulter einen misstrauischen Blick zurückzuwerfen. Wolfe fiel es schwer, eine neutrale Mimik zu wahren.

»Also – worum geht es?«, fragte Anitra.

»Das ist nicht ganz einfach zu erklären«, gestand Wolfe. »Meine erste Frage lautet, haben die Produzenten Ihnen irgendwelche Freikarten für die Party morgen Abend gegeben? Für Ihre Familie oder so?«

»Nein. Sie sind ziemlich pingelig, wenn es darum geht, mit wem ich vor die Kamera trete. Die wollen nicht, dass ich mich zu wohl fühle, nehme ich an. Und wenn ich mit alten Freunden oder irgendwelchen Verwandten rumhänge, dann macht sich das wohl nicht so gut im Fernsehen.«

»Wie empfinden Sie diese ganze Geschichte?« Die Frage war für die Ermittlungen sicher nicht relevant, aber Wolfe war neugierig.

»Ganz ehrlich? Anstrengend. Es ist ... naja, als wäre jeden Tag Weihnachten und jede Nacht Silvester. Nach einer Weile

bekommt man das Gefühl, man hätte die ganze Zeit ein großes, festgefrorenes Grinsen im Gesicht. Das geht so weit, dass ich mich eigentlich am liebsten irgendwo mit etwas Fastfood hinsetzen würde und Zeitung lesen möchte – am besten Artikel mit einer großen, hässlichen Schlagzeile über irgendeine Katastrophe. Ist das nicht furchtbar?«

»Tja, zu viel ist nie gut, egal, was es ist. Wie kommt Ihre Tochter damit zurecht?«

»Sie hält sich tapfer, aber leicht ist das auch für sie nicht. Ganz zu schweigen von den Betten. Ich kann nur raten, wie sie darüber denken wird, wenn sie älter ist.«

»Eine letzte Frage, dann werde ich aufhören, ihr ihre Mutter vorzuenthalten. Sagt Ihnen der Name Kingsley Patrick irgendetwas?«

»Wie?«

Wolfe wiederholte den Namen. Sie legte die Stirn in Falten und schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir leid. Für einen Augenblick dachte ich, da würde etwas klingeln, aber das war wohl falscher Alarm.«

Wolfe zog eine Karte hervor und gab sie ihr. »Tja, falls Ihnen doch noch irgendetwas einfällt, rufen Sie mich bitte an, einverstanden?«

»Sicher.«

»Okay«, sagte Delko. »Das meiste von dem Zeug in Pathans Werkstatt – Verzeihung, ich meine natürlich in der Werkstatt des Brillanten Batin – ließ sich ziemlich leicht nachbauen. Er hatte einen Haufen der üblichen Zaubererrequisiten und ein paar andere Dinge wie Schläuche, Balsaholz, Monofilgarn, Kleber und Farbe.

Die Werkzeuge waren auch nicht besonders geheimnisvoll – Bohrmaschine, Stichsäge, ein paar Schraubzwingen und eine Reihe anderer Werkzeuge zum Holzbearbeiten. Außerdem besaß er Instrumente eines Goldschmieds für Arbeiten, die Präzi-

sion erfordern.«

Horatio, die Hände auf die Hüften gestützt, nickte. »Wie ich sehe, hast du selbst auch etwas gebastelt.«

»Ja. Ich nenne es eine Frankensteinpumpe.« Delko hielt ein kleines Gerät hoch, das eine Öffnung an einem Ende besaß und ein herabhängendes Stück eines Silikonschlauchs am anderen. »Das menschliche Herz schlägt im Schnitt fünfsiebzigmal in der Minute. Das reicht, um fünf oder sechs Liter Blut in den Körpern der meisten Menschen zirkulieren zu lassen. Technisch gesprochen erzeugt es eins Komma drei Watt Energie, aber es braucht dreizehn Watt, um weiterzuarbeiten. Die Energieeffizienz beträgt also nur ungefähr zehn Prozent.

Das gilt unter normalen Bedingungen. Bei Stress kann das Herz fünfmal so viel Blut pumpen. Ich nehme an, dass Pathan versucht hat, so eine Situation zu simulieren, und habe diesen Punkt beim Bau der Pumpe berücksichtigt.

Der elektrische Impuls, der das Herz zur Kontraktion veranlasst, kommt aus dem rechten Vorhof von einer Zellgruppe, die man als Sinusknoten bezeichnet. Ich habe eine gewöhnliche Neun-Volt-Batterie benutzt.«

Delko ließ den herabbaumelnden Schlauch in ein Becherglas mit roter Flüssigkeit fallen. »Die Pumpe, die ich benutze, stammt aus einem Bausatz zu einem Gerät, das sich *Mystical Fountain* nennt. Es hilft dabei, an ungewöhnlichen Orten Flüssigkeiten herausströmen lassen – aus dem Ohr eines Freiwilligen beispielsweise. Es kostet nicht viel Arbeit, ihn für andere Zwecke umzubauen. Pathan hatte keinen davon in seiner Werkstatt, aber er gehört zum Sortiment des Zaubererladens, den Pathan regelmäßig besucht.«

»Und wenn er einen davon benutzt hat, dann würde er ihn wohl hinterher verschwinden lassen«, stellte Horatio klar. »Also, wie funktioniert es?«

»Ganz einfach.« Delko hatte rollbare Trennwände mit wei-

ßem Papier abgedeckt, um die Situation in Pathans Wohnzimmer nachzustellen. Er griff nun die Pumpe und das Becherglas und ging zu einer auf dem Boden markierten Stelle.

»Das ist die Stelle, an der Pathan gestanden haben müsste.« Delko hielt das Gerät auf Kinnhöhe, legte einen Schalter um und drehte sich gleichmäßig im Kreis, während die scharlachrote Flüssigkeit hervorströmte und in weitem Bogen durch die Luft flog, um schließlich auf die weiße Oberfläche der Papierwände zu klatschen.

Horatio hielt ein Foto vom Tatort in Pathans Haus hoch und verglich es mit dem, was nach Erics Demonstration auf den Rollwänden zu sehen war. »Eric, ich glaube, wir haben einen Treffer. Aber eine Sache stört mich immer noch ...«

»Die Menge des Bluts? Ja, das war ziemlich viel. Mithilfe der Frankensteinpumpe habe ich herausgefunden, dass an den Wänden ungefähr ein Liter von Pathans Blut geklebt haben muss.«

»Ein Liter seines eigenen Bluts.« Horatio rieb sich nachdenklich das Kinn. »Der Schock, der durch den Mangel des Blutvolumens ausgelöst wird, tritt bereits bei einem Mengenverlust von zehn bis fünfzehn Prozent ein, was grob geschätzt einer Blutmenge zwischen null Komma fünf und null Komma neun Litern entspricht.«

»Aber es gibt Möglichkeiten, das zu vermeiden«, wandte Delko ein. »Rettungssanitäter geben Leuten, die unter Blutverlust leiden, Sauerstoff, um den Blutmengenverlust vorübergehend auszugleichen.«

»Richtig. Er könnte sogar schon im Vorfeld eigenes Blut eingelagert haben, um das zu ersetzen, was er für die Inszenierung gebraucht hat. Eine schnelle Transfusion und ein paar Züge reiner Sauerstoff sollten gereicht haben, ihn wieder auf die Beine zu bringen.«

»Also wissen wir jetzt, wie er es angestellt hat«, sagte Del-

ko, »aber wir können es immer noch nicht beweisen. Wir haben am Tatort keinen Sauerstoff gefunden, keine Ausrüstung für Bluttransfusionen und keine Pumpe.«

»Das liegt daran, dass der Brillante Batin viel zu schlau ist, um etwas von diesen Dingen zurückzulassen. Aber zu wissen, dass diese Gegenstände existieren, ist der erste Schritt sie zu finden.«

»Also hat das schwarze Schaf der Familie sich entschlossen, seinem Vater ein bisschen Sand in die Augen zu streuen – den Teil verstehe ich«, sagte Delko. »Aber warum hat er dich als Mittelsmann verlangt und dann an der Nase herumgeführt? Wenn er Geld will, warum sagt er das dann nicht?«

»Das weiß ich auch nicht so genau. Vielleicht ist es einfach sein Ego. Pathan ist davon überzeugt, mich bereits ein Mal geschlagen zu haben. Das Ganze kommt mir beinahe vor wie eine persönliche Vendetta. Aber ich weiß nicht, warum er ausgerechnet mich ausgewählt hat. Bei dieser Art des Zorns hätte ich damit gerechnet, dass er sich an den Vater richten würde.«

»Klar«, sagte Delko und nickte. »Es reichte ihm nicht, den Glauben seines Vaters abzulehnen. Er musste auch noch beweisen, dass er im Recht war. Aber das ist bei religiösen Glaubensbekenntnissen ziemlich unmöglich.«

»Ja, das ist es«, stimmte Horatio zu. »Also begnügt er sich mit einer emotionalen Bestrafung und einer Kompensation. Je länger es dauert, desto schlimmer ist es für Khasib ... und Abdus kann die Sache so lange hinziehen, wie es ihm gefällt. Er hält die Fäden in der Hand.«

»Aber wenn Abdus hinter all dem steckt, dann ist er auch derjenige, der versucht hat, dich umzubringen. Warum? Einen Polizisten mitten in einer Bundesermittlung zu ermorden, ist verrückt.«

»Da bin ich anderer Meinung. Was immer Abdus Sattar

Pathan auch sein mag, irrational ist sein Handeln nicht. Er hat sich viele Gedanken gemacht und sein Vorgehen ganz genau geplant. Und angefangen hat es in diesem Mini-Markt.«

»Ja. Aber das ergibt auch keinen Sinn. Warum sollte Abdus plötzlich wegen des offenherzigen Fotos einer Frau ausrasten, die er gar nicht kennt. Es sei denn ...«

»Es sei denn, das war von Anfang ein abgekartetes Spiel«, sagte Horatio. »Etwas, das gezielt darauf ausgelegt war, mich in die Sache zu verwickeln.«

»Denkst du, Pathan steht mit einem deiner alten Fälle in Verbindung?«

»Wenn ja, dann weiß ich nicht, mit welchem. Aber vielleicht wird es Zeit, dass ich ein wenig zurückblicke.«

Jeder Cop machte sich Feinde. Je besser er in seinem Job war, desto mehr Feinde hatte er ... und Horatio war extrem gut in seinem Job.

Es war nicht das erste Mal, dass jemand hinter ihm her war. Er war zum Zielobjekt einer blutrünstigen Gang namens Mala Noche geworden, war von einem korrupten Richter und von Serienmördern verfolgt worden und sogar von seinem eigenen Mentor im Bombenentschärfungskommando.

Aber nur wenige dieser Leute liefen noch frei herum. Manche waren tot, manche hinter Gittern, und er konnte keine Verbindung zwischen ihnen und Abdus Sattar Pathan entdecken. Außerdem sagten Horatios Instinkte ihm ständig, dass mehr dahintersteckte, als er sehen konnte. Welche Illusion wurde ihm hier vorgegaukelt?

Pathan verdiente seinen Lebensunterhalt mit dem Erzeugen von Illusionen, und genau das hatte er auch hier getan: Er hatte die Illusion geschaffen, er wäre entführt worden. Das Motiv sollte offensichtlich sein: Er wollte irgendetwas. Aber was immer das war, bisher hatte er es noch nicht einge-

fordert.

Horatio war überzeugt, dass sich kriminaltechnische Überlegungen auf alle Aspekte des Lebens anwenden ließen. Da gab es etwas, das er für sich als mentale DNS bezeichnete – charakteristische Denkstrukturen, die sich hinter dem Verhalten jedes Individuums verbargen. Je stärker die Gefühle einer Person in einem bestimmten Kontext standen, desto deutlicher wurde das Verhalten dadurch beeinflusst. Es zeigte sich im Mordverhalten eines Serienmörders oder in der Auswahl eines speziellen Zünders von einem Bombenleger. Profiler erkannten darin eine Handschrift, aber Horatio wusste, dass es mehr war als nur eine Signatur. Es war der Schlüssel zu der Methode eines Kriminellen, zu seiner Sicht der Dinge, ein vollständiges Muster seiner Denkweise.

Und wie sah dieses bezeichnende Charakteristikum im Falle des Brillanten Batin aus? Das zugrunde liegende Bild, nach dem er sein Leben führte, das sich, wie subtil auch immer, in jedem Wort und jeder Tat mitteilte?

Die offenkundige Antwort lautete ›Magie‹. Aber Horatio war im Haus des Mannes gewesen, und das war kein Schrein der Zauberei. Seine Werkstatt war das Zeugnis seiner Handwerkskunst.

Bei Abdus Sattar Pathan war nichts offensichtlich.

Also. Grab tiefer, sagte sich Horatio, meine Wohnung ist auch nicht vollgestopft mit alten Mikroskopen und Postern von Quincy, aber das heißt nicht, dass mein Job keine Auswirkung auf mein Denken hätte. Er bestimmt in vielfacher Hinsicht, wie ich denke. Wodurch werden dann die Gedanken eines Zauberkünstlers geleitet?

Nein. Nicht geleitet.

Irregeleitet.

Eines der Grundprinzipien der Bühnenzauberei lautet, man muss die Aufmerksamkeit des Publikums auf die linke Hand

lenken, damit es nicht sieht, was die rechte tut.

Horatio hatte sich geirrt, als er angenommen hatte, Abdus hätte nichts gefordert. Er hatte nicht nur seine Forderungen gestellt, sie waren sogar bereits erfüllt worden. Was er gewollt hatte, war Horatios Aufmerksamkeit, seine volle Aufmerksamkeit – nicht, weil das, was Pathan tat, so wichtig gewesen wäre, sondern weil er garantieren wollte, dass etwas anderes Horatios Aufmerksamkeit entging. Und wieder kehrte er zu dem ursprünglichen Fall zurück, dem Angriff in dem Mini-Markt. Pathan war in den Laden gegangen, hatte das Nacktbild einer Frau aus dem Nahen Osten gesehen und war in Zorn geraten. Während er im Krankenhaus war, hatte er Kontakt zu jemandem aufgenommen, der sich als sein Anwalt ausgegeben hatte und alles, was für die Fälschung der Fingerabdrücke benötigt wurde, eingeschmuggelt. Jemandem, der später vermutlich Talwinder Jhohal mit Drohungen zum Schweigen brachte.

Jemandem, den Pathan vor Horatio schützen wollte.

Jemandem, der gerade ganz oben auf der Liste seiner FAVORiten gelandet war ...

Weihnachtsabend.

Auch in Miami schlossen die Geschäfte, manche frühzeitig, manche noch lange nicht, um den Kunden die Gelegenheit zu bieten, noch in letzter Minute etwas zu kaufen. Manche Leute hasteten nach Hause, um bei ihren Familien zu sein, während andere, die aus kälteren Gegenden geflüchtet waren, um schneefreie Feiertage zu verbringen, in Restaurants und Bars feierten, sich auf Kreuzfahrtschiffen aufhielten und an den Stränden lagen. Radiosender kramten wirklich jeden Künstler hervor, der je ein Weihnachtsalbum oder wenigstens ein entsprechendes Stück aufgenommen hatte, und sendeten Lieder über den Äther über geröstete Haselnüsse, Reggaeweihnachtsgrüße und mörderische Rentiere.

Horatio rief seine Leute zu einer dringenden Sitzung zusammen.

Alexx, Wolfe, Delko und Calleigh saßen bereits am Konferenztisch, als Natalia den Raum betrat. Horatio saß am Kopf der Tafel und wartete geduldig, bis auch sie Platz genommen hatte.

»Sind alle da?«, fragte Horatio in die Runde. »Gut. Dann kommen wir gleich zur Sache. Calleigh, macht es dir etwas aus anzufangen?«

»Ganz und gar nicht, H.« Calleigh griff zu dem großen Umschlag, der vor ihr auf dem Tisch lag, und schüttete den Inhalt auf die Tischplatte.

Ein kleines, hübsch verpacktes Weihnachtsgeschenk.

»Ich habe Delko gezogen«, sagte Calleigh lächelnd. »Ich konnte zwar kein South-Beach-Supermodel finden, das in ei-

nen Beweismittelumschlag gepasst hätte, aber er hat es mir trotzdem ziemlich leicht gemacht – ihm etwas zu kaufen, meine ich.«

Delko beugte sich vor und nahm sich sein Geschenk. Er öffnete es, und zum Vorschein kam eine Baseballkarte in einem Acrylrahmen.

»Orestes Destrade«, sagte er. »Woher wusstest du, dass ich die nicht habe?«

»Das hat etwas mit dem I in CSI zu tun«, antwortete Calleigh.

»Danke«, sagte Delko grinsend. »Schätze, das bedeutet, dass ich jetzt an der Reihe bin.«

Er nahm seinen eigenen Beweismittelumschlag zur Hand, zog eine kleine Schachtel hervor und reichte sie Wolfe. »Frohe Weihnachten.«

»Das wird sicher was Gutes.« Wolfe riss das Papier ab und wickelte ein Plastikteil aus, das etwa die Größe und Form der Spritzdüse eines Gartenschlauchs hatte.

»Berührungsreiches Thermometer«, erklärte Delko. »Misst auf Infrarotbasis die Temperatur aus mehreren Zentimetern Abstand. Gutes Instrument, wenn man einen Tatort nicht kontaminieren will.«

»So?«, fragte Wolfe und musterte dabei kritisch sein Geschenk. »Wenn es so toll ist, warum hast du dann keins davon?«

»Hey, jemand muss doch als Testperson herhalten«, sagte Delko.

»Warte nur ab«, meinte Calleigh. »In spätestens zwei Wochen wird er dich bitten, es ihm zu leihen.«

»Und in drei Wochen«, fügte Alexx hinzu, »bestellt er sich das neueste Modell mit allen denkbaren Sonderausstattungen.«

»Schon gut, schon gut«, sagte Delko lachend. »Wer ist dran?«

»Das bin dann wohl ich«, verkündete Wolfe und legte sein neues Spielzeug weg. Dann öffnete auch er einen Plastikbeutel und zog eine kleine, in Geschenkpapier gewickelte Schachtel hervor, die er Calleigh gab. »Frohe Weihnachten.«

»Danke, Ryan«, sagte Calleigh. »Ich bin gespannt, was das ist ... Oh.«

»Ich hoffe, es gefällt dir«, sagte Wolfe. »Schenken ist nicht gerade meine Stärke, also dachte ich, ich greife zum Offensichtlichen.«

Calleigh hielt ihr Geschenk hoch, eine kleine goldene Kugel an einer Kette. »Sie ist wirklich schön, aber ...«

»Du weißt doch, wofür die Dinger benutzt werden?«, fragte Delko, dessen Grinsen immer breiter wurde.

»Kugeln?«, fragte Wolfe verwirrt.

Calleigh seufzte. Sie schraubte die Spitze der Patrone ab und offenbarte den kleinen Hohlraum im Inneren der Patrone. »Einige der extravagantesten Verbrecher von Miami«, erklärte sie Wolfe, »benutzen die Dinger, um Kokain darin zu verstauen. Das hat doch nichts mit dem kleinen Missgeschick zu tun, das mir unterlaufen ist – der Kokainstaub in der Luft?«

Wolfe schluckte. »Nein. Auf keinen Fall. Es tut mir leid, ich dachte nur ... ich meine, Bullet Girl, nicht wahr? Ich hätte nie ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich hasse Weihnachten.«

Calleigh lächelte nur. »Mach dir keine Gedanken, Ryan. Das war wirklich süß von dir. Und trotz des Spitznamens hat mir bisher noch nie jemand eine Kugel gegeben. Ich glaube, die meisten Leute denken, das wäre ein bisschen zu abgeschmackt.«

Wolfe verzog gepeinigt das Gesicht.

»Da Ms Duquesne ihr Geschenk bereits überreicht hat«, sagte Horatio, »denke ich, wir bitten unsere hauseigene DNS-Expertin, weiterzumachen. Natalia?«

Natalia lächelte.

»Zuerst möchte ich euch danken, dass ihr mich mit eingeladen habt. Die Neue zu sein ist nie einfach, nicht wahr? Jedenfalls habe ich Alexx gezogen – hoffentlich gefällt es Ihnen.« Sie reichte der Doktorin einen Umschlag.

Alexx öffnete ihn und zog ein kleines Instrumentenetui aus Leder hervor.

»Ich hab es nicht eingepackt. Ich hoffe, das verstößt nicht gegen irgendein Protokoll.«

»Oh, Schätzchen, das ist wunderschön«, schwärzte Alexx. »Einer meiner Kollegen in New York hat auch so eines. Handgenäht, Kalbsleder, Messingreißverschluss – die muss man doch anfertigen lassen, oder?«

»Naja, schon. Ich habe mich umgehört, und Ihre Kollegen schienen sie zu mögen, also habe ich eines machen lassen. Ich hoffe, das ist okay.«

Alexx zog die Brauen hoch. »Ich frage gar nicht erst, was das gekostet hat. Das ist wirklich ein ziemlich nobles Geschenk.«

»Ich kann es mir leisten. Außerdem gab es doch nur eine Bedingung, die ihr mir mitgegeben habt, und die lautete, das Geschenk muss in einen Beweismittelbeutel passen.«

»So sind die Regeln, stimmt«, sagte Calleigh.

»Solltest du nächstes Jahr mich ziehen«, warf Wolfe ein, »dann hätte ich nichts gegen ein Bündel Hunderter einzuwenden.«

»Leute, das reicht«, sagte Horatio. »Alexx, du bist dran.«

»Oh nein, Mr Caine«, rief Alexx. »Jetzt bist du an der Reihe.« Sie nahm ihren Umschlag vom Tisch und warf ihn Horatio zu.

Horatio fing ihn mit einer Hand auf, hielt ihn an sein Ohr und schüttelte ihn sacht. »Ich weiß nicht, vielleicht sollte ich das erst durchleuchten lassen.«

»Komm schon, H. lass uns nicht hängen«, bat Delko. »Alexx würde uns sowieso nicht erzählen, was sie für dich besorgt hat.«

Horatio sah ihn mit gerunzelter Stirn an. »So? Ich dachte, man nennt das *Secret Santa*?«

»Bitte«, sagte Wolfe. »Bitte, kein Wort über Weihnachtsmänner.«

»Na schön«, sagte Horatio und öffnete seinen Umschlag. »Und hier haben wir ... schau an, schau an. Wirklich nett.«

Es war eine Doppel-CD. »Robert Johnson«, erklärte Alexx. »Die vollständige Werkausgabe mit allen Versionen. Ich dachte, wenn sich jemand mit dem Blues identifizieren kann, dann ist es Horatio.«

»Wer ist Robert Johnson?«, fragte Wolfe.

Alexx bedachte ihn mit einem Blick, der ebenso viel Mitleid wie Fassungslosigkeit zeigte.

»Wer ist Robert Johnson? Nur der Gottvater des Blues, weiter nichts. Hätte es ihn nicht gegeben, dann gäbe es auch keinen Rock ‘n’ Roll.«

»Angeblich hat er seine Seele dem Teufel verkauft, damit der ihn zum größten Blueskünstler aller Zeiten macht«, fügte Delko hinzu. »Wenn das stimmt, hat er offenbar kein gutes Geschäft gemacht. Er hat in seinem ganzen Leben nur neunundzwanzig Stücke aufgenommen und ist mit siebenundzwanzig gestorben. Jemand hat seinen Whiskey vergiftet.«

»An dem Gift ist er aber nicht gestorben«, sagte Alexx. »Ein paar Wochen später hat ihn die Lungenentzündung erwischt und die Arbeit zu Ende gebracht.«

»Tja, das ist wirklich festlich«, sagte Calleigh. »Ob wir es je schaffen, Geschenke auszutauschen, ohne dass das Thema Mord aufkommt?«

»Offensichtlich nicht«, entgegnete Horatio lächelnd. »Aber in einer Woche oder so bekommen wir eine neue Chance. Natalia, ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, aber mein Geschenk für Sie ist etwas, das ich auch mit den anderen teilen möchte.«

»Äh, nein, natürlich nicht. Was ist es?«

»Die Chance auf ein bisschen Ruhe und Entspannung. Ich kenne den Manager im *Toranado's*, und ich habe uns für den Neujahrstag einen Tisch bestellt. Essen und Getränke ... gehen auf mich.«

»*Toranado's*«, sagte Delko. »Wow, das ist schon ziemlich vornehm. Danke, H.«

»Was ich gern wissen möchte«, sagte Calleigh, »ist, wie er all das Essen und Trinken in einen Beweismittelbeutel kriegen will.«

Horatio stemmte die Hände in die Hüften. »Tja, ich könnte jetzt sagen, dass die Rechnung problemlos in so einen Beutel passt, aber das wäre nicht ganz fair, also denke ich, ich werde stattdessen einfach meine Autorität ausspielen.«

»Mir recht«, sagte Delko.

»Leg dich nie mit dem Boss an«, kommentierte Wolfe.

»Wo er recht hat, hat er recht«, fügte Calleigh hinzu.

»Ich würde ihn sogar noch für das Taxi zahlen lassen«, meinte Alexx.

»Hey, ich bin immer noch dabei, die Regeln kennen zu lernen«, protestierte Natalia.

»Also schön, Leute«, sagte Horatio. »Da das nun erledigt ist, sollten wir uns wieder an die Arbeit machen.«

Auf der Weihnachtsparty im *Byzantia* waren mindestens zwei ungeladene Gäste: Ryan Wolfe und Frank Tripp. Wolfe hatte versucht, Tripp zu überreden, nach Hause zu gehen und den Abend mit seiner Familie zu verbringen, aber der Cop hatte darauf bestanden, ihn zu begleiten. »Wo ich herkomme, tanzt man mit der Person, mit der man gekommen ist. Wenn du zu diesem Rummel gehst, dann gehe ich auch.«

Obwohl wir nicht einmal wissen, wonach wir suchen sollen, dachte Wolfe. Obwohl es hier vor privaten Sicherheitsleuten nur so wimmelt, und obwohl wir nicht wissen, ob wirklich ein Verbrechen passieren soll.

Dennoch hatte Wolfe großzügig darauf verzichtet, sich mit dem sturen Texaner anzulegen. Denn er hatte das untrügliche Gefühl, dass etwas auf der Party geschehen würde, und dann wäre er sehr dankbar, Frank Tripp als Verstärkung bei sich zu haben.

Bisher beschränkte sich allerdings alles auf die immer gleiche Parade wohlhabender Leute in kostspieliger Kleidung, die von einem Stand zum nächsten schlenderten, weihnachtliche Getränke schlürften und Kanapees knabberten.

Misstrauisch beobachtete Wolfe den Weihnachtsmann, der auf dem Thron saß. Keppler hatte betont, dass seine Überprüfung nichts ergeben hatte, aber zu diesem Zeitpunkt hätte Wolfe es vorgezogen, alle Weihnachtsmänner schon aus Prinzip festzuhalten. Santa machte heute Abend einen besonders vergnügten Eindruck, was vermutlich in erster Linie daran lag, dass die Schlange der Leute, die sich auf seinem Schoß fotografieren lassen wollten, überwiegend aus Frauen in aufreizenden Kleidern bestand, und nicht aus plärrenden Kindern.

Tripp hatte eine Runde durch den Saal gedreht, während Wolfe an der Tür stehen geblieben war und mit einem Glas Eierpunsch in der Hand auf ihn wartete.

»Wie kannst du das Zeug nur trinken?«, fragte Wolfe.

»Das ist alkoholfrei.«

»Sag das deinen Arterien. Das ist aromatisiertes Cholesterin.«

Tripp trank einen großen Schluck.

»Mag sein, aber es schmeckt verdammt gut. Komm schon, Wolfe, entspann dich. Immerhin ist das der Weihnachtsabend.«

»Ja, und ich bin in der Weihnachtshölle«, murkte Wolfe. »Ich glaube, ich entwickle allmählich eine echte Allergie gegen die Farbe Rot.«

»So? Dann musst du von Miss Farnsworths Kleid Nesselsucht kriegen.«

Anitra war in einem eleganten Gewand in Erscheinung getreten, das ganz mit roten Pailletten bedeckt war. Ihr Haar war kunstvoll auf dem Kopf aufgetürmt, und an ihrem Hals funkelte eine Smaragdkette. Augenblicklich unterhielt sie sich mit einem bekannten Rapper, einem NFL-Quarterback und dem Hauptdarsteller einer Sitcom, die gerade abgesetzt worden war.

»Sieht aus, als hätte sie sich ganz gut angepasst«, stellte Wolfe fest. »Aber ich frage mich, wo ihre Tochter ist.«

»Es ist schon ziemlich spät. Sie hat sie vermutlich ins Bett gesteckt, bevor sie runtergekommen ist.«

»Wie schade. Ich meine, mir ist das ein bisschen zu viel Weihnachtstrubel, aber ich wette, eine Sechsjährige würde sich wie im Himmel fühlen.«

»Die bekommt ihren Himmel morgen«, sagte Tripp. »Kinder leben für den Weihnachtsmorgen, und Eltern leben für ihre Kinder. Ich bin überzeugt, die Produzenten von *Sudden Success* haben ein fantastisches Fest vorbereitet, komplett mit Kameras.«

»Toll. Die Kommerzialisierung des fünfundzwanzigsten Dezembers ist damit abgeschlossen. Es reicht nicht, Spielzeug zu verkaufen, es wird auch die Freude vermarktet, die die Kinder verbreiten, wenn sie das Spielzeug bekommen.«

»Solange die Kinder glücklich sind ...?«

»Ja ...« Wolfe runzelte die Stirn. »Irgendwas, das Anitra über ihre Tochter gesagt hat, bereitet mir Kopfzerbrechen. Kannst du eine Minute auf mich verzichten? Ich möchte etwas überprüfen.«

»Nur zu. Ich werde solange Wache halten und aufpassen, dass die frostigen Horden keinen Luftangriff auf uns verüben.«

Gerade hatte sich Anitra der Schlange vor dem Weihnachtsmann angeschlossen. Wolfe hielt inne, um zuzusehen, wie sie sich auf seinen Schoß fallen ließ und lachend die Arme um seinen Hals schlang.

»Weißt du«, sagte Tripp, »langsam glaube ich, dass ist alles nur eine Riesenverschwendung ...«

Plötzlich gingen die Lichter aus.

» ... wertvoller Zeit«, beendete er seinen Satz.

»Die Notbeleuchtung schaltet sich nicht ein«, stellte Wolfe fest. Für eine Sekunde hatte in dem Saal absolute Stille geherrscht, aber dann setzte das Murmeln der Partygäste ein und wurde immer lauter und lauter. »Das ist es, Frank. Was immer hier passieren soll, es passiert jetzt.«

Wolfe setzte sich in Bewegung, um die Vordertür zu blockieren, und brüllte: »Bleiben Sie bitte alle ruhig! Das Licht wird in Kürze wieder angehen, aber bis dahin muss ich Sie bitten zu bleiben, wo Sie sind!«

Er zog eine kleine Taschenlampe hervor und schaltete sie ein. Tripp sprach bereits in sein Funkgerät und forderte Verstärkung an.

»Lass niemanden raus«, sagte Wolfe gleich darauf zu ihm. »Ich werde mal sehen, ob ich herausfinden kann, was los ist.« Er glitt durch die Tür.

Im Korridor war es beinahe genauso finster wie in dem Raum, aber die beleuchteten Notausgangsschilder über den Türen lieferten wenigstens einen trüben Lichtschein. Zwei *Cebrus*-Sicherheitsleute standen neben dem Eingang. Wolfe zog seine Marke hervor und gab ihnen die gleiche Anweisung wie Tripp.

Er brauchte nicht lang, um in die Lobby zu kommen. Die Notfallbeleuchtung dort und im Treppenhaus funktionierte. Wie es schien, war der Alexander-Ballsaal der einzige Raum, in dem sie nicht arbeitete.

Fergusson, der Hotelmanager, stand am Empfang und sprach mit leiser Stimme zu seinen Mitarbeitern. Alle wahrten die Ruhe, und die wenigen Gäste in der Lobby wirkten eher milde amüsiert als verängstigt.

»Officer Wolfe«, sagte Fergusson, als er ihn erkannte.  
»Kann ich Sie kurz sprechen?«

Er zog Wolfe zur Seite und sagte leise: »Wir haben ein gedämpftes Geräusch gehört, bevor das Licht ausging. Als wäre unter dem Hotel etwas explodiert.«

»Haben Sie einen Techniker im Haus?«

»Nein, der ist schon nach Hause gegangen. Aber ich habe einen Universalschlüssel für alle Bereiche des Hotels.«

»Bringen Sie mich zu den Verteilerkästen«, forderte Wolfe.

Sie benutzten die Treppe, gingen mehrere dürftig erleuchtete Treppenfluchten hinunter und ließen eine Stahltür hinter sich, die zu einem Personalkorridor führte. Der hatte keine Ähnlichkeit mit dem Backstagebereich eines Theaters, ging es Wolfe durch den Kopf, er glich eher den staubigen Katakomben, in denen das Phantom der Oper sich herumtrieb. Dies waren die Eingeweide des Hotels, die Nerven- und Blutbahnen aus Gas-, Wasser- und Stromleitungen, die das Herz des Geschäfts schlagen ließen, seine Sinne wach hielten und seinen Körper warm.

Doch nun war ein Fremdkörper eingedrungen.

Die Tür zu dem Verteilerraum war mit einer Brechstange aufgestemmt worden. Beißender Rauch erfüllte die Luft und brachte die beiden Männer zum Husten, und dort, wo es einmal eine Reihe von Sicherungen gegeben hatte, war nun nur noch eine verkohlte, verdreckte Ruine zu sehen.

»Die Tür ist nicht durch eine Alarmanlage gesichert?«

Fergusson schüttelte den Kopf. »Hier unten gibt es keinen Türalarm. Man braucht einen Hauptschlüssel, um in diesen Teil des Kellers zu gelangen.«

»Tja, jemand hat es immerhin geschafft, hier einzudringen und das hier anzurichten. Das war kein Betriebsunfall. Ein solcher Schaden entsteht nur bei der Explosion eines Sprengkörpers.«

Das Licht flackerte auf und brannte wieder. »Notstromgenerator«, erklärte Fergusson. »Der steht in einem anderen Raum. Als der Strom ausgefallen ist, habe ich gleich jemanden runterschickkt, der ihn einschalten sollte.«

»Das hier ist jetzt ein Tatort. Und wenn ich richtig liege, ist das nicht der Einzige in diesem Hotel.«

»Ist das ... ist das ein Terroranschlag?« Zum ersten Mal hörte sich Fergusson nervös an.

»Das glaube ich nicht«, sagte Wolfe. »Aber wenn es um die Frage geht, was wirklich dahintersteckt – tappe ich genauso im Dunkeln wie Sie.«

Horatio brachte den Weihnachtsabend damit zu, sich Fotos anzusehen. Keine Familienfotos, sondern Bilder von dem Tatort in Abdus Sattar Pathans Haus.

Lange studierte er ein Bild von Pathans Schlafzimmer und war auf der Suche nach etwas, das nicht da war. Da war ein tragbares Stereogerät, aber keine CDs, keine Kassetten, keine Platten. Unter der Lupe sah er sich die Vorderseite des Geräts genauer an, um herauszufinden, welcher Sender eingestellt war: ein Sender, der auf Live-Gespräche spezialisiert war.

Als Nächstes war das Badezimmer an der Reihe. Er erinnerte sich an die Zahnstocher, aber nun fiel ihm auch das Fehlen von Zahnpasta und Zahnbürste auf.

Sie hatten eine Inventarliste über die Gegenstände in der Werkstatt aufgestellt und Fotos von sämtlichen Requisiten gemacht. Horatio ging sie durch, bis er gefunden hatte, was er suchte: einen Satz Karten. Die Packung war allerdings geschlossen. Er überlegte kurz, schlug eine Telefonnummer nach und tätigte einen Anruf.

»Hallo, Mr Fresling? Hier spricht Lieutenant Caine. Tut mir leid, Sie am Weihnachtsabend zu stören, aber ich habe eine

kurze Frage zum Auftritt des Brillanten Batin. Benutzt er ein normales Kartenspiel für seine Tricks?«

Horatio lauschte aufmerksam.

»Wirklich? Er hat sie also bei Ihnen speziell für sich anfertigen lassen. Und welches Muster wurde dabei benutzt? Verstehen ... vielen Dank, Mr Fresling. Und frohe Weihnachten.«

Horatio legte auf. Er hatte etwas Wichtiges in Erfahrung gebracht. Nun wusste er mehr, aber er wusste immer noch nicht, was das zu bedeuten hatte.

»Wir haben da drin einen Haufen wütender Leute«, sagte Tripp, der, die Arme vor der Brust verschränkt, außen vor der geschlossenen Tür stand. Es sah aus, als hätte er vor, jeden, der versuchte herauszukommen, persönlich niederzuringen. »Einen Haufen reicher und berühmter wütender Leute und nicht einer von ihnen hat Spaß daran, am Weihnachtsabend in einem Ballsaal eingesperrt zu sein.«

»Gib mir noch eine Sekunde, Frank. Ich möchte noch etwas überprüfen.«

Wolfe schlüpfte in den Saal, in dem die Leute sich inzwischen wieder beruhigt hatten und sich zu amüsieren schienen, als wäre nichts passiert. Zumaldest die meisten, eine kleine Gruppe drängte sich in die Nähe der Tür und redete mit Chuck Keppler. Er versuchte, ihnen zu erklären, warum sie nicht gehen konnten, und das gelang ihm nicht besonders gut.

Wolfe sprang über den Zuckerstangenzaun, in dem die elektrischen Rentiere eingepfercht waren, und ging zur nächsten Wand. Eine Notbeleuchtungslampe hing etwa drei Meter über dem Boden. Er sah sich nach etwas um, worauf er klettern konnte, und entschied sich schließlich für den Rücken eines der Rentiere. Vorsichtig balancierend richtete er sich auf, und hebelte mithilfe eines Multifunktionswerkzeugs die Abdeckung der Batterie auf, die die Lampe mit Energie versorgen sollte.

Dann nahm er einen Salzstreuer aus der Tasche, der nun Backsoda enthielt, und kippte eine kleine Menge des Pulvers auf die Batterie.

Nichts geschah. Er streute mehr Pulver auf die Batterie. Immer noch keine Reaktion.

Seufzend schloss er die Abdeckklappe und kletterte von dem Rentier runter. Keppler wartete bereits an der Tür auf ihn.

»Hören Sie, ich kann diese Leute nicht die ganze Nacht hier festhalten«, sagte er. »Ich meine, was soll ein Stromausfall schon mit dieser Veranstaltung zu tun haben? Alles, was passiert ist, war, dass das Licht ein paar Minuten ausfiel. Niemand wurde ermordet oder entführt oder ausgeraubt. Ich verstehe ja, dass ihr Jungs die Kontrolle am Tatort behalten müsst, aber wo hat die Tat stattgefunden?«

»Genau in diesem Raum«, sagte Wolfe. »Ich bin absolut sicher. Die Batteriesäure in sämtlichen Notlichtlampen dieses Saals wurde gegen eine andere Flüssigkeit ausgetauscht – vermutlich mit gewöhnlichem Wasser. Ich habe Spuren von Batteriesäure an einem anderen Ort gefunden, einem Ort, der mit dem Mord an Patrick in Verbindung steht. Aber von hier stammt sie her.«

»Also schön, soweit kann ich Ihnen ja folgen. Jemand wollte, dass es in diesem Saal für einige Minuten vollkommen dunkel wird. Aber wenn Sie mir den Grund dafür nicht nennen können ...«

»Ich weiß, ich weiß. Das ist nicht die Art von Leuten, die sich gern sagen lassen, was sie zu tun haben. Aber warten Sie noch ein bisschen, okay?«

»Werd's versuchen«, sagte Keppler.

Wolfe kehrte zurück zu Tripp und erzählte ihm, was er herausgefunden hatte.

»Tja, da ist bestimmt irgendwas im Busch«, sagte Tripp ernst. »Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich wüsste, was.«

»Ich werde die Beweise im Verteilerraum sichern«, erwiderete Wolfe. »Rufen Sie mich über das Handy an, falls irgendwas passiert.«

Delko war nicht gerade begeistert darüber, am Weihnachtsabend zu arbeiten, aber er konnte nicht nach Hause gehen, und mit seiner Familie feiern, solange jemand versuchte, Horatio umzubringen. Horatio war auch ein Teil seiner Familie.

Er machte sich nicht die Mühe, die Daten des Fingerabdrucks von dem Überfall auf den Mini-Markt erneut zu überprüfen. Wenn Calleigh sie untersucht und Horatio ihre Arbeit kontrolliert hatte, waren die Daten in Ordnung. Er und Horatio waren jedoch beide der Ansicht, dass Francis Buccinelli der Schlüssel zu dem Fall war.

Er studierte die Bilder von der Überwachungskamera des Pre-Trial Detention Centers. Bart, Brille, dichtes Haar, das konnte ebenso gut eine Maskerade sein. Aber wer immer Buccinelli wirklich war, Pathan hatte es geschafft, Kontakt zu ihm aufzunehmen, während er unter Arrest stand. Der zuständige Officer nahm an, dass er das während seines Krankenhausaufenthalts getan hatte.

Delko beschloss, dass es an der Zeit für einen Besuch im Dade Memorial war. Wenigstens war sicher, dass es am Weihnachtsabend geöffnet hatte.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl lief er Calleigh direkt in die Arme.

»Hey«, sagte er. »Bist du endlich auf dem Heimweg?«

»Ich fürchte nein«, erwiderete Calleigh seufzend. »Ich arbeite immer noch an dem Villanova-Fall. Die Leiche wird einen Tag nach Weihnachten nach Brasilien transportiert. Es scheint ziemlich schwer zu sein, einen Flug zu bekommen. Seine Witwe wird die Feiertage in einem Hotelzimmer zubringen und sich vermutlich mit dem Papierkram herumärgern, und ich

kann ihr immer noch keine Antworten liefern. Deshalb hätte ich ein viel zu schlechtes Gewissen, wenn ich jetzt nach Hause ginge.«

»Ich weiß, wie du dich fühlst«, tröstete Delko. »Zu wissen, dass jemand versucht hat, Horatio umzubringen, und noch da draußen rumläuft ... ich kann mir einfach nicht vorstellen, das beiseitezuschieben, während ich mir zum hundertsten Mal *Ist das Leben nicht schön?* ansehe.«

»Wo willst du hin, wenn nicht nach Hause?«

Er erzählte es ihr. »Wenn ich herausfinde, wie er Kontakt zu ihm herstellen konnte, kann ich die Spur vielleicht zurückverfolgen und aufdecken, wer Francis Buccinelli wirklich ist.«

»Wenigstens hast du einen Namen, auch wenn der falsch ist. Mein Mörder könnte ebenso gut der Sandmann sein, bei den Beweisen, die ich bisher habe.«

»Nicht aufgeben«, sagte er.

»Du auch nicht«, entgegnete sie mit einem Lächeln.

Wolfe hatte die Spurensicherung im Verteilerraum fast abgeschlossen, als sein Mobiltelefon klingelte. Es war Tripp, und er hatte schlechte Neuigkeiten.

»Wir lassen sie gehen. Ich habe gerade einen Anruf vom Chief persönlich erhalten, und der hat einen Anruf von jemandem aus dem Ballsaal erhalten. Wenn du mir keinen soliden Grund nennen kannst, irgendeine dieser Personen weiter festzuhalten, ist die Party vorbei.«

»Sorry, Frank. Ich habe hier unten nichts gefunden, das uns verraten könnte, was los ist. Ich suche weiter, aber ich bin hier fast fertig.«

»Hört sich an, als wären wir das beide.« Tripp legte auf.

Wolfe seufzte. Er war so nahe daran, den Fall zu knacken, er konnte es fühlen. Er hatte alle Puzzlestücke, er musste sie nur noch zusammensetzen. Er ließ sich gegen die Wand sacken und

starrte ins Nichts. Sein Blick fiel auf ein kleines, grün blinkendes Lämpchen an einer Schalttafel. Schön zu sehen, dass wenigstens irgendetwas funktioniert, dachte er düster. Obwohl ich Grün beinahe genauso satt habe wie Rot ... Rot und Grün. Zwei Elemente einer nervtötenden Verbindung namens Weihnachten.

Rot und Grün. Aus irgendeinem Grund bekam er die Farben einfach nicht aus seinem Kopf. Irgendetwas nagte an ihm.

Und plötzlich hatte er es.

Er rief Tripp mobil an. »Frank? Hör gut zu ...«

Nachdem er Tripp gesagt hatte, was zu tun war, ging er zum Fahrstuhl. Am Empfang stellte er ein paar Fragen, ehe er sich auf den Weg in die Penthouse-Etage machte.

Neben dem Personalfahrstuhl fand er ein Zimmermädchen, das gerade dabei war, ihren Wagen mit Reinigungsmitteln zu befüllen. Laut Fergusson war dies dasselbe Zimmermädchen, das sich auch an den anderen Tagen um die Penthousesuite kümmerte. Wolfe zeigte ihr seine Marke und erkundigte sich, ob die Inhalte des Wäschewagens aus der Suite stammten.

»Ja«, sagte sie. »Warum?«

»Ich werde sie mir etwas genauer ansehen müssen«, erklärte er. In der Öffentlichkeit und für jedermann sichtbar.

Das Zimmermädchen, eine junge Frau mit blond gefärbten Strähnchen, zuckte mit den Schultern. »Mir recht. Stinkt aber ein bisschen.«

»So? Wonach?«

»Nach Bettnässer. Schätze, das Kind hat ‘ne nervöse Blase.«

»Verstehe. Na ja, für ein Mädchen ihres Alters ist das sicherlich eine Menge Aufregung.« Wolfe packte die Laken in einen Plastikwäschesack, bedankte sich und kehrte zurück in die Lobby.

»Frohe Weihnachten, Ryan«, murmelte er im Fahrstuhl vor sich hin. »Ich glaube, ich habe endlich eine Ahnung, was da los ist.«

Im Krankenhaus herrschte an diesem Abend Ruhe. Irgendwo erklang leise ein Weihnachtslied aus dem Radio, und ein kleiner künstlicher Weihnachtsbaum leuchtete auf dem Empfangstisch in bunten Lichtern. Delko hatte Glück. In dem Zimmer, in dem Abdus Sattar Pathan untergebracht worden war, hatte noch ein weiterer Patient gelegen, und der lag immer noch dort.

»Normalerweise stecken wir Kriminelle nicht zusammen mit unseren regulären Patienten in ein Zimmer«, verriet ihm die Schwester, eine junge Hispano-Amerikanerin mit runden Wangen und einem Überbiss. »Aber wir hatten keine freien Zimmer mehr, und er war bewusstlos und mit Handschellen an das Bett gefesselt, also dachten wir, es sollte keine Probleme geben.«

»Wie hat die andere Person in dem Zimmer darüber gedacht?«

Sie wirkte ein wenig verunsichert. »Mr Johnson? Naja, er ist komatös. Wir konnten ihn nicht um seine Einwilligung bitten.«

»Gibt es in dem Zimmer ein Telefon?«

»Es gibt einen Anschluss, aber den muss man sich erst freischalten lassen. Gegen eine Gebühr.«

»Sind Dinge aus Mr Johnsons persönlichem Besitz in dem Zimmer?«

»Ja. Es gibt einen kleinen Kleiderschrank.«

»Da würde ich gern einen Blick hineinwerfen.«

Sie führte ihn in das Zimmer. Ein schwarzer Mann in den Vierzigern oder Fünfzigern lag in einem der Betten. Er hatte eine Kanüle auf dem Handrücken, und neben ihm gab ein Monitor leise Pieptöne von sich. In dem anderen Bett lag ein deutlich älterer Mann, dessen weißes Haar sich auf dem Kissen wie ein Heiligenschein um seinen Kopf verteilte. Auch er hatte einen Tropf und war an einem Monitor angeschlossen.

Die Schwester deutete auf den Schwarzen. »Das ist Mr Johnson. Seine Sachen sind in dem Schrank da drüben.«

Delko ging hinüber, bückte sich und öffnete den Schrank. Drinnen sah er ein Paar Schuhe, einige Kleidungsstücke und einen Hut. Er schaute in die Taschen der Kleidungsstücke und fand, was er gesucht hatte: ein Mobiltelefon.

Vorsichtig zog er es hervor. Möglicherweise konnte er einen Fingerabdruck auf dem Gerät finden, aber ihn interessierte vor allem die Nummer, die zuletzt angerufen worden war.

Er drückte die Wahlwiederholungstaste. Es klingelte einige Male, ehe sich die Mailbox meldete.

»Hallo. Hier spricht der Brillante Batin. Ich bin zurzeit unabhörmlich. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht. Ich rufe zurück.«

Delko legte auf und starrte das Telefon an, als hätte es ihn gebissen. »Er hat sich selbst angerufen?«

Als Wolfe wieder im Ballsaal eintraf, waren sämtliche Gäste gegangen. Die einzigen Leute, die außer Chuck Keppler und Anitra Farnsworth noch da waren, gehörten zu dem Fernsehteam und waren damit beschäftigt, ihre Ausrüstung zusammenzupacken. Anitra saß auf den Stufen zu Santas Thron und hatte ihre Schuhe abgestreift. Sie sah müde, aber glücklich aus und unterhielt sich mit dem Sicherheitschef.

Wolfe ging zu ihr und fragte: »Heute keine Aufnahmen mehr?«

»Gott, ich hoffe nicht«, sagte Anitra. »Ich möchte nur noch nach oben und schlafen. Coral wird mich bei Anbruch der Dämmerung wecken, und dann ... naja, ich weiß nicht, was Jeff vorhat, aber ich bin überzeugt, es wird beeindruckend sein. Santa wird bestimmt persönlich auftauchen, um uns mit Geschenken zu überhäufen.«

»Tja, man weiß nie, wann der gute alte Nick sich zeigt«, erwiderte Wolfe. »Welcher es auch sein mag.«

Anitra runzelte die Stirn. »Das versteh ich nicht.«

»Naja, es gibt mehr als einen Santa Claus. Manche sind artig und manche sind unartig. Beispielsweise der Santa, der heute Abend hier war – der war nicht so artig.«

»Hey, wir haben den Typ überprüft«, sagte Keppler, in dessen Miene sich plötzlich Besorgnis spiegelte.

»Nein, Sie haben einen Mann namens Kyle Dickerson überprüft«, sagte Wolfe. »Und Sie hatten recht, er war sauber. Sein schlimmstes Verbrechen war vermutlich, dass er seine Agentin gefeuert hatte ... sehen Sie, Dickerson hat als Schauspieler den Namen Kingsley Patrick benutzt, aber das Glück hatte ihn verlassen, sodass er sich für einen Auftritt als Weihnachtsmann engagieren ließ. Das war ihm zu peinlich, um seinen Künstlernamen dafür herzugeben, also hat er seinen echten Namen benutzt.«

»Patrick war doch der Name von Ihrer Leiche, richtig?«, fragte Keppler.

»Ja. Jemand hat ihn ermordet und ihm die Kennkarte gestohlen, die man ihm gegeben hatte, als er engagiert wurde, und dieser Jemand hat an seiner Stelle den Weihnachtsmann gespielt.«

Wolfe sah Anitra in die Augen, ehe er seinen Blick ein wenig tiefer wandern ließ bis zu ihrem Hals. »Das ist eine wunderschöne Halskette. Ich nehme an, der Regisseur hat eine ähnliche Abmachung getroffen, wie es bei Filmstars anlässlich besonders prestigeträchtiger Premieren der Fall ist – kostbare Schmuckstücke werden ihnen leihweise überlassen, und im Gegenzug tragen sie den Schmuck werbewirksam in der Öffentlichkeit. Wie viel sind diese Smaragde wert?«

»Zwei Komma sieben Millionen«, sagte Keppler ernst. Die Art, wie er Anitra ansah, hatte sich deutlich verändert. Sein Blick kam Wolfe jedoch eher traurig als verärgert vor.

»Sie haben auf Santas Schoß gesessen, als das Licht ausging«, fuhr Wolfe fort. »Einer von Ihnen hat eine Fernbedie-

nung benutzt, um die Bombe zu zünden und das Licht zu löschen, was Ihnen die Gelegenheit gab, die Smaragde gegen Fälschungen auszutauschen. Die Kette, die Sie jetzt tragen, wurde von Ihnen und Ihrem Komplizen angefertigt und zwar nach einer Methode, die sich Czochralski-Verfahren nennt. Als ich die Yttriumoxidspuren in dem Geschäft gefunden habe, das Ihr Partner als Operationsbasis benutzt hat, wusste ich nicht, was das zu bedeuten hatte. Jetzt weiß ich es. Yttriumoxid wird gebraucht, um das rote Luminophor für Fernsehbildröhren herzustellen. Aber die Farbe, an die ich hätte denken müssen, war Grün. Denn nachdem Sie Aluminiumoxid hinzugefügt und beides in einem Iridiumtiegel geschmolzen haben, hatten Sie eine Verbindung namens Yttrium-Aluminium-Granat. Eine der Substanzen, aus denen synthetische Smaragde hergestellt werden.«

Anitras Züge verhärteten. Sie stand auf und starrte Wolfe trotzig an. »Es hat wohl keinen Sinn, es abzustreiten. Ich trage das Ding ja schließlich um den Hals, nicht wahr? Aber erwarten Sie nicht von mir, dass ich so tue, als täte es mir leid.«

»Jesus, Anitra«, sagte Keppler. »Wie konnten Sie nur annehmen, damit durchzukommen!«

»Halten Sie mir keine Vorträge«, sagte sie eisig. »Ich schulde Ihnen und Jeff und dem verfluchten Studio rein gar nichts. Soll ich etwa dankbar für das Mitleid dieser Leute sein? Suchen sich aus dem ganzen weißen Abschaum ein armes, kleines Mädchen raus, um sie das gute Leben kosten zu lassen, führen mich der ganzen Welt vor, während ich mit großen Augen und ehrfürchtiger Miene durchs Bild stolpere? Keiner von euch hatte auch nur das geringste Interesse an mir oder Coral. Ihr habt mich nur benutzt. Tja, da habe ich eben beschlossen, den Spieß umzudrehen.«

»Sie haben mehr getan, als das«, sagte Wolfe. »Sie haben einen unschuldigen Mann ermordet, und sie haben Corals Me-

dizin benutzt, um ihn umzubringen. Sie nimmt Imipramin, um das Bettässen unter Kontrolle zu bringen, nicht wahr? Und Sie nehmen Phenelzin als Antidepressivum. Wie hatten Sie gedacht, würde es weitergehen? Wollten Sie ein Boot nehmen und die Bahamas ansteuern, in der Hoffnung, dass der Austausch der Halsketten erst nach den Feiertagen auffällt?«

»So was in der Art.«

»Ihren Partner in dem Weihnachtskostüm haben wir bereits verhaftet, als er das Hotel verlassen wollte«, sagte Wolfe. »Er hatte die Smaragde bei sich und einen Schlüssel – einen, von dem ich sicher bin, dass er zu dem Schloss an Patricks Wohnungstür passen wird und auch zu dem an der Tür des Ladengeschäfts, das Sie als Werkstatt benutzt haben. Verraten Sie mir, ist er mit der Idee auf Sie zugekommen, oder haben Sie ihn überzeugt, mitzumachen?«

»Ich glaube«, sagte Anitra leise, »das ist eine Frage, die besser mein Anwalt beantworten sollte.«

»Wie Sie wollen. Aber es werden noch härtere Fragen auf Sie zukommen, und die werde nicht ich stellen. Die Person, vor der sie sich letzten Endes verantworten werden müssen, ist Ihre Tochter.«

Der trotzige Zug in Anitras Gesicht löste sich auf und hinterließ Erschöpfung und Verzweiflung. »Ich weiß«, flüsterte sie. »Ich habe das für sie getan. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie auch nur einen Tag länger in dieser entsetzlich heruntergekommenen Wohnung verbringen sollte, dass sie mit der Vorstellung heranwachsen sollte, das sei normal. Ich wollte ihr was zum Träumen geben.«

»Und nun«, sagte Wolfe sanft, »haben Sie ihr alles genommen – auch die Mutter.«

## 18

Grau und kühl dämmerte der Weihnachtstag heran, aber Horatio wusste, dass später die Temperaturen steigen würden. Er war früh aufgestanden, obwohl er erst spät nach Hause gekommen war. Er war noch im Labor gewesen, als Wolfe zurückgekommen war und ihm von der Verhaftung des Weihnachtsmanns erzählt hatte. Horatio hatte ihm gratuliert und ihm gesagt, er solle nach Hause gehen, wobei er sich ein bisschen vorgekommen war wie Scrooge, als dieser Bob Cratchit heim zu seiner Familie schickte.

Aber Scrooge hatte seine Erlösung gefunden. Horatio hatte das Gefühl, dass er noch eine Weile aushalten müsse, bis er Erlösung fände.

In dem Gebäude, in dem sich derzeit nur eine Minimalbesetzung aufhielt, machte er sich wieder an die Arbeit. Die meisten Räume waren so verlassen wie eine Highschool während der Frühlingsferien. Die Labore wirkten so steril und kalt wie die Leichenhalle.

Er hatte über dem Pathan-Fall gebrütet, bis sich pochende Schmerzen in seinem Kopf bemerkbar machten, aber da waren immer noch Fragen, die er schlicht nicht beantworten konnte. Schließlich beschloss er, sich die anderen Fälle anzusehen, die von seinem Team bearbeitet wurden, um sich wenigstens ein bisschen abzulenken.

Die Verhaftung des Weihnachtsmanns war eine klare Sache. Wolfe hatte in Anitra Farnsworths Hotelzimmer die Antidepressiva gefunden, und ihr Komplize war bei seiner Verhaftung im Besitz der gestohlenen Juwelen gewesen. Ihre Tochter, Co-

ral, war immer noch in dem Hotel, die Angestellten hatten sich freiwillig bereit erklärt, sich um sie zu kümmern, bis ihre Verwandten sie morgen abholen würden.

Horatio seufzte. Für dieses kleine Mädchen würde Weihnachten nie mehr so sein wie früher.

Die Tür zu Corals Zimmer wurde langsam geöffnet. Sie schließt nicht, sie war schon vor fünfzehn Minuten aufgewacht und hatte seither vor Aufregung zitternd mit großen Augen im Bett gelegen. Sie wartete geduldig. Wartete darauf, dass ihre Mutter ihr sagte, es wäre soweit.

Nun setzte sie sich ruckartig im Bett auf, aber die Gestalt in der Tür war nicht ihre Mutter.

Es war Santa Claus.

»Ho, ho, ho!«, donnerte er. »Fröhliche Weihnachten, Coral! Du warst in diesem Jahr besonders brav, und darum bin ich gekommen, um dir deine Geschenke persönlich zu geben!«

»Santa!«, kreischte sie und sprang aus dem Bett.

»Mommy, Mommy, Santa ist hier!« Sie rannte los, flitzte um den Weihnachtsmann herum und schoss in den Nebenraum – den, in dem unter einem großen Weihnachtsbaum all die Geschenke lagen.

Den Raum, in dem ihre Mutter auf sie wartete.

Sie trug einen komischen, leuchtend orangefarbenen Overall und eine Nikolausmütze, aber an solche Dinge hatte sich Coral schon gewöhnt. Seit ihre Mutter angefangen hatte, mit diesen Leuten rumzuhängen, musste sie dauernd irgendwelche albernen Kostüme tragen. Manchmal hatte sogar Coral ein Kostüm anziehen müssen, beispielsweise das eine Mal, als sie sich als Cowboys verkleidet hatten und auf Pferden geritten waren.

Sie lief hinüber und sprang ihrer Mutter auf den Schoß. »Frohe Weihnachten, Mommy!«

»Frohe Weihnachten, Liebes«, flüsterte ihre Mutter mit beherrschter Stimme.

Coral hatte sich so an die Fernsehleute gewöhnt, dass sie sie kaum noch wahrnahm, aber heute war keiner von ihnen hier. Da war nur ein Mann, den Coral nicht kannte, ein rothaariger Mann in einem schwarzen Anzug.

»Wo sind die alle?«, fragte Coral. »Du hast doch gesagt, es würden so viele Leute sein.«

»Nicht heute«, sagte ihre Mutter. »Der Tag ist nur für uns. Für dich, für mich und für Santa.«

»Genau!«, sagte der Weihnachtsmann, stolzierte in den Raum und ergriff eines der Geschenke. Coral fand, er würde sich wie Mr Keppler anhören, nur fröhlicher. »Und dieses Geschenk hier ist für ...«

»Wer bist du?«, fragte Coral den Mann mit dem roten Haar.

»Ich? Ach weißt du, ich bin einer von Santas Helfern. Ich bin nur gekommen, um mich zu vergewissern, dass du Weihnachten besonders schön feierst. Denkst du, das kriegst du hin?«

»Okay«, sagte sie.

Und dann sah ihre Mutter den Mann an und sagte »Danke« in einem Ton, den Coral kannte. Er bedeutete, dass sie gleich weinen würde. Coral sah ihre Mutterbeklommen an, aber sie wirkte gar nicht traurig. Da war sogar ein breites Lächeln in ihrem Gesicht.

»Ich habe das nicht für Sie getan«, sagte der Mann mit den roten Haaren.

Coral fing an, die Geschenke auszupacken. Als sie das nächste Mal aufblickte, war der rothaarige Mann fort, aber da waren noch mehr Geschenke aufzumachen, und so vergaß sie ihn schnell wieder.

Bis er später zurückkam und ihr sagte, ihre Mutter müsse jetzt fortgehen.

Calleigh ging in den Pausenraum und traf dort auf Horatio, der an einem Kaffee nippte und eine Akte studierte.

»Hier bist du also«, sagte sie. »Warum bin ich nicht überrascht, dich am Weihnachtstag hier vorzufinden?«

Horatio lächelte. »Es gab da ein paar Dinge, um die ich mich kümmern musste ... aber ich hatte nicht damit gerechnet, dich hier zu sehen.«

Sie zog sich einen Stuhl heran und nahm Platz. »Ich habe mich ganz früh rausgeschlichen und Dad erzählt, ich hätte auf der Arbeit etwas vergessen. Er versteht das.«

»Ich glaube, ich auch.«

»Wie ich sehe, liest du die Akte Villanova. Überprüfst du mich?«

Horatio sah gepeinigt aus. »Calleigh, ich habe volles Vertrauen zu dir, das weißt du doch, nicht wahr?«

»Ich ... natürlich weiß ich das, H. Tut mir leid, ich wollte dich nur aufziehen. Um die Wahrheit zu sagen, der Fall ist der Grund für meine Anwesenheit.«

Sein Lächeln kehrte zurück. »Pflichtgemäß vermerkt. Ich habe mir den Fall eigentlich nur angesehen, weil mich die Untersuchung im Fall Pathan frustriert.«

»Auf der Suche nach Duquesne-Einsichten aus zweiter Hand?«

»Sieht ganz so aus.«

»Tja, jetzt hast du das Original vor dir, aber ich weiß nicht, wie inspirierend ich zurzeit bin. Ich stecke mit Hector Villanova in einer Sackgasse, und ich habe keine Ahnung, wie ich da wieder rauskommen soll.«

Es war sonderbar, wie Horatio später denken sollte, dass Inspiration – in diesem Fall das Erkennen einer Verbindung, die man vorher nicht gesehen hatte – ebenso gut funktionierte, wenn anstelle einer analytischen Vorgehensweise der pure Zufall ins Spiel kam. In dem Moment, in dem Calleigh »Sackgas-

se« gesagt hatte, fiel sein Blick auf ein einzelnes Wort in dem Bericht, und plötzlich fügte sich alles zusammen.

»Calleigh, ist dir aufgefallen, dass Delko Spuren von Zellstoff in den Ätzwunden an Villanovas Armen gefunden hat?«

»Klar. Die Leiche wurde in einem Sumpf gefunden, da herrscht kein Mangel an Pflanzenmaterial.«

»Richtig – aber er hat kein Lignin gefunden, was auch hätte vorhanden sein müssen, würden die Spuren von einer natürlichen Quelle stammen. Zellstoff allein deutet auf etwas anderes hin.«

Sie runzelte die Stirn und dachte nach. »Papier?«

»Nicht nur Papier«, sagte er. »Ein Papiersack.«

»Mrs Villanova«, sagte Calleigh, als die Frau das Befragungszimmer betrat. »Danke, dass Sie gekommen sind. Das ist mein Vorgesetzter, Lieutenant Horatio Caine.«

»Mrs Villanova, ich möchte Ihnen mein tiefstes Bedauern aussprechen«, sagte Horatio. »Ich weiß, die Ermittlungen haben sich lange hingezogen, und dafür möchte ich mich entschuldigen. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass wir viel Zeit und Mühe darauf verwendet haben, um herauszufinden, was mit ihrem Exmann passiert ist.«

»Danke, Lieutenant.« Solana Villanova war ganz in Schwarz gekleidet und hatte keinen Versuch unternommen, die dunklen Ringe unter ihren Augen mit Make-up zu kaschieren. »Können Sie mir jetzt etwas Neues erzählen?«

»Ich fürchte, das können wir«, sagte Calleigh. »Solana, Ihr Ehemann hat Selbstmord begangen.«

Für einen Moment drangen die Worte nicht zu ihr durch, und sie runzelte die Stirn, als hätte sie nicht richtig verstanden. »Was? Aber die Leiche – da war kein Kopf, keine Hände! Die Gerichtsmedizinerin hat mir gesagt, es wäre Sprengstoff benutzt worden, Chemikalien ...«

»Das ist richtig«, sagte Horatio sanft. »Von Hector selbst. Er hat sich einen einfachen Sprengkörper in den Mund gesteckt und Papiertüten mit einem pulverförmigen Rohrreiniger um seine Hände gebunden, vermutlich in mehreren Lagen. Als die Bombe explodiert ist, ist sein Körper ins Wasser gefallen. Wasser und Natriumhydroxid verbinden sich zu einer stark ätzenden Lauge. Als Installateur war er mit diesen Chemikalien vertraut genug, um zu wissen, wie er sie anwenden musste, damit zuerst seine Fingerabdrücke vernichtet wurden und sich anschließend auch die Papiertüten auflösten. Auch das Boot hat er mit einer zweiten Bombe, an der eine längere Zündschnur hing, versenkt.«

»Aber ... aber warum sollte irgendjemand so etwas Furchtbare tun?«

»Das war das, was wir nicht herausfinden konnten«, sagte Calleigh. »Es sah so aus, als hätte jemand Hector ermordet und versucht, dafür zu sorgen, dass seine Leiche nicht identifiziert werden konnte, aber während unserer Ermittlungen konnten wir keine Hinweise darauf finden, dass Hector in irgendwelche kriminellen Aktivitäten verwickelt war.«

»Natürlich nicht«, sagte Solana. »Er war ein guter Mann.«

»Ja, das war er«, sagte Horatio. »Meine Leute haben herausgefunden, dass Hector nicht viel gemacht hat, seit er nach Miami gekommen ist. Trotz allem, was er Ihnen erzählt hat, gab es keine geschäftlichen Absichten. Die einzigen Aktivitäten von Hector bestanden darin, dass er sich ein Boot gekauft hat ... und dass er sich ein Abschiedsessen gegönnt hat. Er ist in ein hiesiges brasilianisches Restaurant gegangen und hat sich ein *Ceia de Natal* zubereiten lassen. Den Mitarbeitern zufolge war er glücklich – so, als würde er etwas feiern.«

»Glücklich? Aber so etwas tut man doch nicht, wenn man vorhat, sich umzubringen.«

»Eigentlich, Mrs Villanova«, sagte Calleigh, »ist es nichts Ungewöhnliches, wenn ein potenzieller Selbstmörder sich plötzlich in guter Stimmung präsentiert. Das liegt nicht daran, dass sich die Person besser fühlt, sondern daran, dass sie sich aufgegeben hat. Dass sie glaubt, das Ende ihres Leidens sei endlich in Sicht.«

»Das verstehe ich nicht. Ich verstehe es nicht.« Solana tastete auf der Suche nach einem Taschentuch in ihrer Tasche herum. »Warum? Warum sollte er all das auf sich genommen haben?«

Calleigh sah sich zu Horatio um, der kaum merklich nickte. »Wir glauben, er hat sich selbst auslöschen wollen«, erklärte Calleigh. »Darum ist er nach Miami gekommen. Er wollte in einem fremden Land verschwinden und dafür sorgen, dass seine Leiche nicht identifiziert werden kann ... und vorher hat er seine bestehenden Beziehungen in einer Weise abgebrochen, die sicherstellen sollte, dass niemand ihn suchen würde.«

»Die Auseinandersetzung, die wir hatten«, sagte Solana leise. »Der Streit. Jetzt verstehe ich ... er wollte mich wegstoßen. Er wollte, dass ich ihn hasse. Damit ich ...«

»Damit Sie sich keine Vorwürfe machen«, beendete Horatio den Satz.

Sie nickte, und ihr Blick richtete sich in weite Ferne. »Jetzt verstehe ich es. Er muss gelitten haben, er muss so gelitten haben. Alles, was er wollte, war dem ein Ende zu bereiten. Aber er hätte den Schmerz an mich weitergegeben ... und so etwas hätte er nie tun können.«

»Er muss Sie sehr geliebt haben«, sagte Calleigh.

»Ich wusste nicht, wie tief seine Liebe war«, antwortete Solana. »Schmerz macht egoistisch, nicht wahr? Aber nicht Hector. Es hat nicht gereicht, dass er mir die Freiheit gegeben hat. Er hat auch noch versucht, mir das Gefühl der Unschuld zu schenken. Der Unwissenheit.«

»Es tut mir leid«, sagte Horatio.

Solana wischte sich die Augen mit dem Taschentuch ab. »Schon gut. Es ist Ihr Job, die Wahrheit herauszufinden. Und ich bin froh, dass ich es weiß – bei all seinen guten Absichten hat Hector mich doch nie verstanden. Es ist nicht meine Schuld, dass er sich umgebracht hat. Das war seine Entscheidung. Und was die anderen Dinge betrifft, die er getan hat ... tja. Wer wäre nicht stolz, wenn er wüsste, dass jemand ihn so geliebt hat ... so sehr geliebt ...«

Und dann schenkte Solana Villanova ihrem Exmann das Einzige, was sie ihm noch geben konnte – das Einzige, was er nie gewollt hatte.

Ihre Trauer.

Die Nachrichten hatten am Weihnachtstag bekanntermaßen wenig Neues zu berichten, abgesehen von den üblichen Gewaltausbrüchen im Nahen Osten und der alljährlichen Ansprache des Papstes im Petersdom. Ereignete sich also doch einmal etwas mit Neuigkeitswert, so wurde ihm mehr Platz eingeräumt, als es normalerweise der Fall wäre.

Was beispielsweise auf die waghalsige Flucht eines Entführungsopfers vor seinen Peinigern zutreffen musste.

Abdus Sattar Pathan wurde gefunden, blutend und zerschlagen, als er, ein Handgelenk noch immer in einer Handschelle, den Tamiami Trail entlangwanderte. Ein Streifenwagen entdeckte ihn, sammelte ihn ein und brachte ihn zur Miami-Dade Polizeistation, woraufhin sogleich das FBI informiert wurde. Jemand in der Station ließ die Neuigkeit an die Medien durchsickern, und bald darauf wurde das Gebäude von Reportern belagert.

Auch Horatio erhielt einen Anruf.

Er fuhr zur FBI-Außenstelle Miami, in der Pathan befragt wurde. Agent Sackheim war derjenige, der ihn angerufen hatte,

mehr aus Selbstgefälligkeit als aus Höflichkeit gegenüber einem Kollegen, und er hatte sich einverstanden erklärt, Horatio die Befragung vornehmen zu lassen. Natürlich auf Sackheims eigenem Territorium.

Horatio ließ stoisch diverse Kontrollen und Sicherheitsüberprüfungen über sich ergehen. Klaglos gab er seine Waffe ab und unterzeichnete mehr als nur ein Mal mit seinem Namen. Seine Fingerabdrücke wurden gescannt, und er musste einen Metalldetektor passieren. Beinahe rechnete er damit, dass man ihn auffordern würde, seine Schuhe auszuziehen.

Schließlich wurde er in ein Befragungszimmer geleitet. Sackheim war bereits dort und saß gegenüber von Pathan an einem Tisch. Pathan nippte vorsichtig an einem großen Becher Kaffee und sah fürchterlich aus. Ein Auge war zugeschwollen, die Lippe aufgeplatzt, und er trug immer noch den Verband am Hals.

Horatio nickte Sackheim zu. »Dennis.«  
»Lieutenant.«

Pathan musterte Horatio milde. Trotz seiner körperlichen Verfassung schien er sich recht wohlzufühlen. Und Horatio glaubte zu wissen, warum.

»Lieutenant Caine«, sagte Pathan. »Ich hatte nicht damit gerechnet, Sie hier zu sehen.«

»Natürlich nicht.« Horatio musterte Pathan ohne jede Neugier mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln auf den Lippen, aber er sagte nichts mehr.

Nach einem Moment der Stille räusperte sich Sackheim. »Mr Pathan hat ein anstrengendes Martyrium hinter sich. Wenn Sie Fragen an ihn haben ...«

»Ich habe keine Fragen«, sagte Horatio. »Aber ich habe eine Bitte. Eine ganz einfache Bitte. Ihre Bedeutung mag sich nicht auf den ersten Blick erschließen, aber vielleicht üben Sie ein wenig Nachsicht mit mir.«

Pathan zuckte müde mit den Schultern. »Wenn ich kann. Wie ich dem FBI schon erklärt habe, ich habe nur sehr wenig über meine Entführer erfahren.«

»Um die geht es hier nicht. Es geht um Sie.«

Horatio griff in seine Manteltasche und zog ein kurzes Stück von einem Seil hervor. Er hielt es in der geschlossenen Faust, sodass ein Ende auf jeder Seite der Hand hervorlugte. »Ich möchte nur, dass Sie etwas tun, das beinahe alle Zauberkünstler an irgendeinem Punkt ihrer Karriere getan haben. Ein Ritual, das so fest in der Tradition verwurzelt ist, wie ein Kaninchen aus dem Hut zu ziehen oder jemanden zu bitten, eine Karte zu ziehen.«

Auf Pathans Gesicht breitete sich ein ungläubiges Grinsen aus. »Sie wollen, dass ich Ihnen einen Trick vorführe? Ich erzähle Ihnen das nur sehr ungern, Mr Caine, aber der größte Teil der Zauberkunst beruht auf sorgfältiger Vorbereitung. Ich kann nicht einfach mit den Händen fuchteln und irgendetwas verschwinden lassen.«

»Ich möchte nicht, dass Sie einen Trick vorführen, Abdus, ich möchte, dass sie uns eine ganz einfache Handlung demonstrieren.«

Horatio öffnete die Hand. In der Mitte des Seils befand sich ein Knoten.

»Ich möchte, dass sie dort draufblasen«, sagte Horatio.

Pathan zögerte eine Sekunde, doch dann wurde sein Grinsen noch breiter. »Ist das alles? Ein etwas sonderbares Anliegen, aber für Sie, Lieutenant – tue ich das mit der größten Freude.«

Er machte Anstalten, sich vorzubeugen, aber in dem Augenblick zog Horatio die Hand zurück.

»Nicht so hastig. Ohne eine Überprüfung wäre es kein anständiger wissenschaftlicher Test.« Horatio griff erneut in seine Tasche und zog ein kleines Kunststoffdöschen hervor, öffnete es und entnahm ihm einen zarten Gegenstand.

Eine winzige, weiße Daune.

Horatio erhob sich und legte die Feder vorsichtig auf den Knoten.

»Haben Sie den Verstand verloren, Caine?«, knurrte Sackheim.

Horatio beugte sich vor und hielt Pathan seine Hand vor das Gesicht. »Keineswegs, Agent Sackheim. Ich zwinge lediglich unseren Mr Pathan, Farbe zu bekennen.«

Pathans Grinsen war verblasst. Er sah Horatio direkt in die Augen, aber nun wirkte sein Blick nicht mehr amüsiert.

Er wirkte hasserfüllt.

»Nur zu«, sagte Horatio. »Einfach ausatmen. Der Brillante Batin beherrscht doch sicher ein Ritual, wie es Jahr für Jahr von Tausenden von Zauberkünstlern bei Kindergeburtstagen dargeboten wird.«

Pathan schwieg.

»Was ist los?«, fragte Horatio. »Vor einer Sekunde hatten sie noch kein Problem damit, andererseits hätten sie vor einer Sekunde auch noch so tun können, als würden sie pusten, und das geht jetzt nicht mehr.«

»Also gut, Lieutenant, Sie haben gesagt, was Sie sagen wollten«, ließ sich Sackheim vernehmen, »auch wenn ich keine Ahnung habe, was Sie zu beweisen versuchen.«

»Ich versuche zu beweisen, Agent Sackheim, dass Abdus Sattar Pathan ein Lügner ist.« Horatio zog die Hand zurück und schloss die Finger wieder um den Knoten. »Und ich meine nicht, dass er in Bezug auf die Entführung gelogen hat, ich meine, dass sein ganzes Leben eine Lüge ist. Denn wissen Sie, der Brillante Batin ist kein Zauberkünstler.«

»Ich habe nie behauptet, einer zu sein«, erwiderte Pathan.

»Nein, das haben Sie nicht«, sagte Horatio. »Sie preisen sich lediglich als Meister der erstaunlichsten Kunst- und Fingerfertigkeiten. Sie haben nie behauptet, was Sie tun, wäre mehr als

geschickte Taschenspielerei und clevere Täuschung. Womit es wieder in Bereich der Wissenschaften fällt ...«

»Tut mir leid«, ging Sackheim dazwischen, »aber die Relevanz erschließt sich mir nicht.«

»Haben Sie Geduld«, bat Horatio. »In Mr Pathans Haus gibt es keine Fotografien und keine Musik, nur eine tragbare Stereoanlage, deren Radio auf einen Gesprächssender eingestellt ist, und ein Fernsehgerät, das er vermutlich nur nie benutzt hat. Er trinkt keinen Alkohol. Er benutzt Zahnstocher anstelle einer Zahnbürste. Sogar die Spielkarten, die er für seine Auftritte verwendet, sind keine echten Spielkarten. Er lässt sie speziell für seine Zwecke mit Nummern und einem abstrakten Design anfertigen. Warum? Weil, Agent Sackheim, all diese Dinge bei bestimmten fundamentalistischen Auslegungen des Islam verboten sind. Abdus Sattar Pathan ist Muslim – und ein recht gläubiger noch dazu. Trotz der Tatsache, dass die Zauberei zu den Dingen zählt, die ausdrücklich verboten sind.«

»Und die Feder?«

»Das eigentlich Wichtige ist der Knoten«, erklärte Horatio. »Im Koran wird von dem ›Knotenblasen‹ gesprochen, etwas, dass die Seele der Gläubigen gefährdet. Mr Pathan hat sein ganzes Leben lang die Illusion aufrechterhalten, er sei ein Zauberer, gleichzeitig war er aber sehr bedacht, die Regeln des Korans zu befolgen. Auf einen Knoten zu blasen, wäre ein Bruch dieser Regeln.«

»Meine Seele«, sagte Pathan, »wird immer außerhalb Ihrer Macht sein.«

»Ich bin nicht hinter Ihrer Seele her, Abdus.«

Sackheim erhob sich. »Lieutenant, haben Sie irgendwelche Beweise dafür anzubieten, dass Mr Pathan ein Verbrechen begangen hat, oder sind Sie nur hergekommen, um ihn wegen seiner religiösen Überzeugungen zu kritisieren?«

»Ich habe nicht die Absicht, seinen Glauben zu kritisieren«, sagte Horatio. »Nur seine Taten. Ich mag nicht imstande sein, Ihnen nachzuweisen, dass Sie Ihre eigene Entführung vorgetäuscht haben, aber ich bin überzeugt davon, dass dem so ist – und früher oder später wird auch eine Gerichtsjury meiner Meinung sein.«

»Dann nehme ich an«, sagte Pathan, »dass es noch nicht vorbei ist.«

Horatio ließ das verknotete Seil vor ihm auf den Tisch fallen.

»Mr Pathan«, sagte er. »Ich fange gerade erst an.«

»Sie«, erklärte Agent Sackheim Horatio ohne Umschweife, »sind erledigt.«

Sie befanden sich in Sackheims Büro, einem Raum, der bis ins kleinste Detail so ordentlich und durchorganisiert war, wie der Mann selbst. Auf seinem Schreibtisch gab es eine Lampe, einen Tintenlöscher, einen gelben Spiralnotizblock und einen einzelnen, angespitzten Bleistift, der exakt in der Mitte des Blocks lag.

»Ich verstehe Sie nicht, Horatio. Erst lesen Sie mir die Leviden, weil ich dem Opfer Ihrer Meinung nach kein Mitgefühl entgegenbringe, und jetzt schikanieren Sie ihn wegen seiner Religion?«

»Ich sagte schon, dass es darum nicht geht«, entgegnete Horatio geduldig. »Es geht um die Tatsache, dass er seine Religionszugehörigkeit geheim hält.«

»Und? Nicht jeder geht gern mit seinen religiösen Überzeugungen hausieren. Sie haben selbst erklärt, dass Muslimen Zauberei verboten ist. Sicher hat er es deswegen geheim gehalten.«

»Das passt nicht zusammen, und das wissen Sie. Die Religion verheimlichen und die Sünde zur Schau stellen?«

»Vielleicht hat es etwas mit seinem Vater zu tun.« Sackheim lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Das Spiel der Kräfte innerhalb einer Familie erscheint von außen betrachtet nicht immer stimmig.«

Horatio hielt inne. Er wusste aus erster Hand, wie wahr diese Aussage war und wie instabil das Kräfteverhältnis in einer Familie werden konnte. Seine eigene Beziehung zu seinem Vater hatte ein hässliches und absolutes Ende genommen. »Nichts davon ergibt einen Sinn«, murmelte Horatio.

»Nicht? Zwischen Abdus und seinem Vater gibt es einen heftigen Konflikt in Bezug auf die Religion. Abdus ist später konvertiert, ist aber zu stur, es zuzugeben oder den Schutz seiner Familie zu akzeptieren. Jemand findet heraus, wie viel er wert ist, und schnappt ihn sich. Abdus hat Glück und entkommt.«

»Und der Angriff im Mini-Markt?«

»Sie haben gesagt, er sei gläubiger Moslem. Da scheint es doch absolut glaubhaft, dass der Anblick des Nacktbildes einer Frau aus dem Nahen Osten ihn in Rage bringt.«

»Also wirft er, nachdem er jahrelang eine perfekte Illusion geschaffen hat, plötzlich alles weg? Das glaube ich nicht. Entführer, die sich die größte Mühe geben, mich durch ganz Miami zu hetzen, die aber keine Lösegeldforderung stellen? Entführer, die eine irakische Landmine dazu benutzen, einen Bundesagenten umzubringen? Entführer, die einen Tatort voller Blut zurücklassen, aber keine andere Spur ihrer Anwesenheit? Entführer, die ihr Opfer anscheinend schon gleich zu Beginn der Entführung fast getötet hätten und es dann entkommen lassen? Dieser Fall enthält mehr Widersprüche als die Zeugenaussage eines Mafiosi, Agent Sackheim.«

»Ich habe Hargood nicht vergessen«, sagte Sackheim. »Aber Sie irren, wenn Sie meinen, es gäbe kein zusammenhängendes Muster. Khasib Pathans Reichtum und seine Position

machen ihn zu einem erstklassigen Ziel für Terroristen, und diese Landmine ist exakt die Art von Waffe, auf die diese Leute Zugriff haben. Meine Leute sind gerade dabei, die Mine zurückzuverfolgen, denn im Gegensatz zu ihrer Theorie basiert meine auf echten Beweisen.«

Sackheim beugte sich vor, faltete die Hände zusammen und stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch. »Das war ein langer Tag, Horatio. Gehen Sie nach Hause. Das fällt von jetzt an in unsere Verantwortung. Wir kümmern uns um unsere Toten.«

»Das tue ich auch, Agent Sackheim«, sagte Horatio. »Das tue ich auch.«

Als Horatio ins Labor zurückkehrte, war er im Grunde gar nicht überrascht, Delko vorzufinden, der bereits auf ihn wartete.

»Es scheint«, sagte er, »als würde hier niemand die Bedeutung des Wortes Feiertag kennen.«

»Dir auch frohe Weihnachten, H.«, entgegnete Delko grinsend. »Und ich werde nicht lange bleiben. Meine Familie wird mich erschießen, wenn ich nicht zum Abendessen zurück bin. Ich dachte nur, ich sollte dir dein Geschenk persönlich überreichen.«

»So?«

»In gewisser Weise. Ich habe bezüglich des *Afterpartylife*-Nachtklubs noch ein bisschen herumgeschnüffelt.«

»Und?«

»Und ich habe mich über das Eigentümerkonsortium informiert. Finanztechnisch eine ziemlich verschlungene Angelegenheit, aber schließlich habe ich herausgefunden, wer mehrheitlich an dem Unternehmen beteiligt ist.«

»Lass mich raten ... Khasib Pathan.«

»Richtig. Sieht aus, als hättest du recht gehabt. Abdus hat die ganze Zeit versucht, seinem Vater Ärger zu machen. Aber ich habe auch noch etwas anderes herausgefunden.« Delko

erzählte Horatio von dem Telefonanruf, den Abdus im Krankenhaus getötigt hatte.

»Er hat seinen Hausanschluss angerufen? Und jemand hat abgenommen?«

»Das sagen jedenfalls die Aufzeichnungen der Telefongesellschaft. Wer immer es war, es hat nicht lange gedauert.«

»Also war der geheimnisvolle Francis Buccinelli schon im Haus des Brillanten Batin, aber wir haben keinen Hinweis auf einen Hausgast gefunden.«

»Vielleicht war er nicht lange dort.«

Horatio schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Eric. Aber wer immer dieser Buccinelli wirklich ist, er ist der Schlüssel zu allem. Ich glaube, alles, was Pathan getan hat, hat nur dazu gedient, unsere Aufmerksamkeit von dem ursprünglichen Fall abzulenken und uns auf ihn zu konzentrieren. Aber so schlau er auch ist, er hat einen Fehler begangen.«

»Ja«, sagte Delko ergrimmmt. »Er hat versucht, dich umzubringen.«

»Nein, Eric. Das alles bedeutet nur, dass das, was Pathan zu verbergen versucht, anscheinend wichtig genug ist, eine Bundesermittlung in Kauf zu nehmen. Der Fehler, den er begangen hat, war, dass er kein Lösegeld gefordert hat. Es beweist, dass es hier nie um Geld ging.«

»Aber wir wissen immer noch nicht, worum es tatsächlich ging.«

»Noch nicht«, sagte Horatio. »Ich komme gerade von einem Besuch bei Abdus zurück. Ich habe ihm gesagt, dass er die Entführung vorgetäuscht hat und dass ich die Absicht habe, ihm das nachzuweisen.«

Delko runzelte die Stirn. »Aber, H. ich dachte, du hättest gesagt, Buccinelli wäre der Schlüssel.«

Horatio lächelte. »Das ist er. Aber der Brillante Batin ist nicht der Einzige, der falsche Fährten legen kann, und bis wir

herausgefunden haben, was wirklich dahintersteckt, soll er denken, er stünde im Zentrum unserer Ermittlungen.«

»Und wenn er noch mal versucht, dich umzubringen?«

Horatio lächelte. »Ich glaube«, sagte er, »ich werde mich wohl darauf verlassen müssen, dass die Leute, die um mich herum sind, mich schützen.«

Sein Telefon klingelte. »Caine.«

»Frohe Weihnachten, Horatio«, sagte Alexx. »Ich dachte, ich rufe mal an und, naja, wünsche dir frohe Weihnachten.«

»Dir auch frohe Weihnachten, Alexx. Ich freue mich, dass du angerufen hast.« Er informierte sie über die Details des Villanova-Falls. Als er fast fertig war, tippte Delko auf seine Uhr und zuckte entschuldigend mit den Schultern. Horatio nickte und scheuchte ihn wortlos zur Tür hinaus.

»Oh, Horatio, das ist so traurig«, sagte Alexx, als er fertig war. »Er hat sich so viel Mühe gemacht, nur um ihr nicht wehzutun. Normalerweise verhält es sich bei Selbstmorden genau umgekehrt.«

»Schmerz kann in den Menschen ebenso das Beste wie das Schlimmste hervorbringen. Es kommt einfach darauf an, wie man damit umgeht.«

»Und was ist mit dem, was wir getan haben, Horatio?«

Alexx Stimme hörte sich bekümmert an. »Ich weiß, es ist unsere Aufgabe, die Wahrheit aufzudecken, aber in diesem Fall frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn Hector erreicht hätte, was er wollte.«

»Das denke ich nicht, Alexx. Ganz egal, wer er war oder was er getan hat, Hector Villanova hatte ein Leben. Und er hat das Leben seiner Freunde und seiner Familie beeinflusst. Das abzustreiten und zu versuchen, einfach unbemerkt davonzuschleichen, hätte nicht nur ihm, sondern auch jedem, der ihn kannte, einen schlechten Dienst erwiesen. Kein Mensch lebt ganz für sich allein, und wenn man sein Leben beendet, dann

schuldet man den Leuten, die einen lieben, mehr als nur unbeantwortete Fragen.«

»Du hast recht, Horatio. Schmerz gehört eben dazu, nicht wahr? Ärzte verbringen so viel Zeit mit dem Versuch, Leiden zu lindern, dass sie das manchmal vergessen.«

»Nicht du, Alexx.«

Sie seufzte. »Ich sollte mich wieder um meine Familie kümmern. *Eine Weihnachtsgeschichte* beginnt gleich, und das sehe ich mir immer mit meinem Mann zusammen an.«

»Weihnachtstraditionen sind wichtig«, sagte Horatio. »Pass auf dich auf.«

»Du auch.«

Als er aufgelegt hatte, blieb Horatio noch eine Weile schweigend sitzen. Alexx' Erwähnung dieses alten Films hatte die Erinnerung an diese Geschichte in ihm wachgerufen. Ihm kam die Szene in den Sinn, in der Scrooge, ganz allein in seinem dunklen, leeren Haus, vor dem Feuer kauerte und sein Abendessen aß, bis der Geist seines ehemaligen Partners, Marley, mit einer um den Leib geschlungenen Kette in Erscheinung trat.

»Ich trage die Kette, die ich mir im Leben schmiedete«, hatte Marley zu ihm gesagt. »Ich schmiedete sie Glied für Glied und Elle um Elle, schlängelte sie aus eigenem freien Willen um und aus eigenem freien Willen trug ich sie ...«

Ketten, dachte Horatio. Hector Villanova hatte sich eine Kette um den Leib geschlungen, die ihm als Ballast dienen sollte; aber ihre Last war nichts verglichen mit der Kette, die er längst um sein Herz gewickelt hatte.

»Ist das Muster dir fremd?«, zitierte Horatio. »Oder möchtest du das Gewicht und die Länge der Fessel kennen, die du selbst trägst?«

Er erhielt keine Antwort.

Horatio schaltete das Licht aus und ging nach Hause.